



08 27.

T



Ld3R
0

Die
deutsche Landwirthschaft
in ihrem ganzen Umfange,
nach
den neuesten Erfahrungen
bearbeitet
von
einer Gesellschaft praktischer Dekonomen
herausgegeben
und mit einer Vorrede begleitet
von
Johann Volkmar Sickler.

Siebenter Band.

Erfurt,
in der Hennings'schen Buchhandlung.
1806.



Die
K u n s t

ohne alle Anleitung
Pferde, Rindvieh, Schafe,
Schweine, Ziegen, Hunde,
und das sämmtliche Fe-
dervieh, so wie die
Bienen, Seiden-
würmer &c.

selbst zu erziehen, warten, füttern
und
ihre Krankheiten erkennen und heilen
zu lernen.

Bearbeitet

von

Johann Friedrich Wolstein

Chirarzt und Dekonom

und

herausgegeben

von

Johann Volkmar Sickler.

Dritter Band.

Erfurt, 1806.
in der Hennings'schen Buchhandlung.

In h a l t.

Seite.

Vierter Abschnitt,	
Von der Schweinezucht,	
Erstes Kapitel.	
Von der Erziehung und Wartung der Schweine,	ebb.
§. 1.	
Vom dem Nutzen der Schweinezucht überhaupt,	ebb.
§. 2.	
Von dem Eber,	5
§. 3.	
Von den Zuchtfauen,	7
§. 4.	

§. 4.	
Von der besten Zeit, die Schweine belegen zu lassen,	10
§. 5.	
Von der Wartung der trächtigen Sauen,	13
§. 6.	
Von der Wartung der Ferkel,	17
§. 7.	
Von dem Verschneiden der Ferkel,	23
§. 8.	
Von der Behandlung der Schweine auf her Weide,	25
§. 9.	
Von der Fütterung und Wartung der Schweine im Winter,	30
§. 10.	
Von dem Mästen der Schweine,	32
§. 11.	
Von den Schweinställen, Schweinköben, und der Behandlung der Schweine in denselben,	42
§. 12.	
Von der Veredlung der Schweine durch andere Rassen,	48

Zweytes Kapitel.

Von den gewöhnlichsten Krankheiten der Schweine und der Heilung derselben,	§.	51
A. Innere Krankheiten,	§.	ebd.
	§. 1.	
Die Bräune, Kehlsucht, laufendes Feuer,	§.	ebd.
	§. 2.	
Von der Seuche der Schweine,	§.	57
	§. 3.	
Vom Rankkorn,	§.	58
	§. 4.	
Von dem Hinterbrande,	§.	59
	§. 5.	
Von der Vorstensfäule,	§.	62
	§. 6.	
Von den Blättern oder Pocken der Schweine,	§.	63
	§. 7.	
Von dem Durchfalle,	§.	64
	§. 8.	
Von dem Versaugen,	§.	65
	§. 9.	
Von der Schwindsucht oder dem Abzehrhen der Schweine,	§.	66
	§. 10.	

§. 10.	
Von dem Schwindel oder der Milfsucht,	67
§. 11.	
Vom Husten,	68
§. 12.	
Von der Wassersucht,	69
§. 13.	
Von den Füssen,	70
§. 14.	
Von der Läuseſucht,	73
§. 15.	
Von den Geulen,	ebd.
§. 16.	
Von den Maden und Geschwüren in den Ohyren,	74
§. 17.	
Von der Tollheit der Schweine,	75

Fünfter Abschnitt.

Von der Ziegenzucht,	77
----------------------	----

Erstes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der Ziegen,	ebd.
§. 1.	

Inhalt,

	Seite.
§. 1. Von der Nutzbarkeit der Ziegen,	77
§. 2. Von den Vögeln, Ziegenköpfen,	82
§. 3. Von der Zuchtziege, Geis,	83
§. 4. Von dem Belegen und Lammnen der Ziegen,	85
§. 5. Von der Wartung der Ziegenlämmmer oder Zickelchen,	87
§. 6. Von der Nahrung der Ziegen im Sommer,	91
§. 7. Von der Nahrung und Behandlung der Ziegen im Winter,	94
§. 8. Von den Ziegenställen und der Reinigung derselben,	96
§. 9. Von der Benutzung der Ziegenmilch zu Butter und Käse,	98
§. 10. Von der Veredlung des Ziegenviehes,	100
Zweytes Kapitel.	
Von den gewöhnlichsten Krankheiten des Ziegenviehes und einigen Mitteln gegen dieselben,	102
§. 1.	



	Seite.
Die Wassersucht, §. 1. §. 2.	102 103
Die Darrsucht, §. 3. Die Raupe oder der Grind, §. 4.	104 105
Das Ausfallen der Haare, §. 5. Der Durchfall und die Ruhr, §. 6.	106 107
Die Kolist, §. 7. Die Ringkrankheit oder das Drehen der Ziegen, §. 8.	108 109
Die Schäden an den Klauen, §. 9. Das Aufschwollen nach dem Gebähren,	110

Sechster Abschnitt.

Von der Zucht und Wartung der Kaninchen, §. 1. Nutzen der Kaninchen, §. 2.	111 ebd.
Von der Begattung und Fortpflanzung der Kaninchen, §. 3.	114

In h o l t,

xiib

Seite.

§. 3.

Von der Nahrung der Kaninchen, 116

§. 4.

Von den Kaninchenställen und Kaninchengärten oder Bergen, 118

Siebenter Abschnitt,

Von der Esel- und Maulthierzucht, 122

Erstes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der Esel, ebd.

§. 1.

Nützlichkeit der Esel, ebd.

§. 2.

Charakteristik des Esels, 126

§. 3.

Von der Fortpflanzung der Esel, 128

§. 4.

Von der Fütterung und fernern Wartung der Esel, 130

Zweytes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der Maulthiere, 134

§. 1.

Nützlichkeit der Maulthiere, ebd.

§. 2.

Charakteristik des Maulthieres, 135

§. 3.

	Seite.
§. 3.	
Von der Erzeugung der Maulthiere,	137
§. 4.	
Von der Behandlung der Maulthierfüllen,	140
<hr/>	
Achter Abschnitt.	
Von dem ökonomischen Gefügel,	143
<hr/>	
Erstes Kapitel.	
Von der Erziehung und Wartung der gemeinen Hoshühner,	147
§. 1.	
Von den Hühnern überhaupt und den ver- schiedenen Arten derselben,	ebd.
§. 2.	
Von dem Hahne,	161
§. 3.	
Von der Henne,	165
§. 4.	
Von den Eiern selbst,	171
§. 5.	
Von der Begattung und dem Brüten der Hühner,	178
§. 6.	
Vom Ausbrüten der Hühnereier durch Truthühner, Kapauen oder auch durch künstliche Wärme,	183
§. 7.	
Von der Wartung der Küchelchen,	194
§. 8.	

Sinhalt.

xv

Geite

§. 8.	
Von der Fütterung und ferneren Behandlung der alten Hühner,	204
§. 9.	
Von den Hühnerställen,	210

Gwenyes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der Truthähnler oder Welschenhähnner, 217

§. I.

Von den Truthühnern überhaupt, : ebd.

§. 2.

Von der Begattung der Truthühner und
dem Brüten derselben, 224

§. 3.

Von der Behandlung der jungen Trutschühner, 228

§. 4.

Vom Kastriren, Kappen der Hähne und
Truthähne, wie auch von dem Ver-
schneiden der Hühner (Poularden). 234

§. 5.

Vom Mästen der Hühner und Truthühner, 241

Drittes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der Tauben. 244

S_a I_a

Von den Tauben und ihren verschiedenen Rassen überhaupt.

63

	Seite.
§. 2.	
Von Ansehen der Tauben,	261
§. 3.	
Von den Taubenbehältern,	264
§. 4.	
Von der Fütterung der Tauben,	274
§. 5.	
Von der Fortpflanzung der Tauben,	279
Viertes Kapitel.	
Von den Gänzen,	288
§. 1.	
Von der Erziehung der Gänse,	ebd.
§. 2.	
Von der Benutzung der Gänse,	298
Fünftes Kapitel.	
Von den Enten,	310
Schstes Kapitel.	
Von den Poulderien oder der künstlichen Wästung des Federvieches,	321
Siebentes Kapitel.	
Von den gewöhnlichsten Krankheiten des Federvieches und ihrer Behandlung,	328
A) Von den allgemeinen Krankheiten des Federvieches,	ebd.
§. 1.	
Von dem Pipse,	ebd.
§. 2.	

§. 2.		
Von der Darrsucht, Darre,	§	330
§. 3.		
Von der Verstopfung,	§	331
§. 4.		
Von dem Durchlaufe,	§	ebb.
§. 5.		
Vom Röcheln oder Katarrh,	§	332
§. 6.		
Von bösen Augen,	§	ebb.
§. 7.		
Von dem Beinbrüche,	§	333
§. 8.		
Von dem Mausern,	§	ebb.
B. Besondere Krankheiten	:	334
a) der Hohlhühner,	§	ebb.
§. 9.		
Die Hühnerseuche,	§	ebb.
§. 10.		
Die Kräze,	§	335
§. 11.		
Fallende Sucht,	§	ebb.
§. 12.		
Vom Zipperlein oder Podagra,	§	ebb.
§. 13.		
Vom aufgeblasenen, rupen Kopfe,	§	336
b) der Kruchhühner,	§	337
§. 14.		

	Seite.
§. 14.	
Von der Gicht,	§ 337
§. 15.	
Von der Verstopfung,	ebd.
c) der Tauben,	§ 338
§. 16.	
Die Schermuth,	ebd.
§. 17.	
Die Pocken,	ebd.
§. 18.	
Die Kräke,	§ 339
d) der Gänse,	§ 340
§. 19.	
Das Aufschwellen der Köpfe,	ebd.
§. 20.	
Die Aufsödigkeit,	ebd.
§. 21.	
Das Gänsesterben, die Gänseseuche,	§ 341
e) der Enten,	§ 342

Vierter

Vierter Abschnitt.

Von der Schweinezucht.

Erstes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der Schweine.

§. I.

Von dem Nutzen der Schweinezucht überhaupt.

Obgleich nicht leicht eine Wirthschaft gefunden wird, in welcher nicht jährlich eine gewisse Anzahl Schweine für den häuslichen Bedarf geschlachtet werden, und dieses schon hinlänglich die Nutzbarkeit und Unentbehrlichkeit des Schweinevieches in Landwirtschaften beweiset: so ist man doch öfters bey der Beurtheilung

A

der

der Nutzbarkeit der Erziehung dieses Thieres gegen dasselbe ungerecht, und vermeynt bey der Schweinezucht im Allgemeinen mehr Nachtheil als Vortheil zu haben. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Schweinezucht nicht überall gleichen Gewinn bringt: allein darin hat sie mit den andern Arten der Viehzucht und der Landwirthschaft selbst gleiches Schicksal.

Die Schweinezucht kann allerdings nur in solchen Landwirtschaften vorzüglichien Gewinn bringen, wo eine Menge Abgänge von Gemüse, welches in der Küche verbraucht wurde, von der Kuhmolkerey, von Brauereyen, Brennereyen und Stärkesfabriken, dieselbe erleichtern, und wo vielleicht auch Eichen- und Buchenwälder dem Landwirthe zum freyen Gebrauche zu Gebote stehen. Allein wenn auch in solchen Wirtschaften, wo man diese Vortheile nicht alle hat, und sich nur mit einigen derselben begnügen muß, der Nutzen und der Vortheil von der Schweinezucht nicht so hoch gebracht werden kann, wie dort: so bleibt sie doch, wenn sie anders mit Vernunft betrieben wird, gleichwohl nicht ohne beträchtlichen Gewinn. Wo aber diese Wirtschaftsabfälle ganz fehlen, und man gendhiget ist, die Schweine von der frühesten Jugend sogleich blos mit Körnern zu nähren, da wird man immer mehr Schaden als Vortheil davon haben. Aus diesem Grunde thut insbesondere der Städter, welchem diese Abgänge meist ganz fehlen, nicht wohl, sich seine Schweine selbst anzuziehen; er muß an ihnen jederzeit das Fleisch
theue

Kap. I. Von der Erziehung der Schweine. 3

theurer bezahlen, als wenn er dasselbe vom Fleischer kaust.

Für den Landwirth würde aber die Verschärfung der Schweinezucht besonders um deswillen nachtheilig werden, weil er zum Ankauf ausgewachsener und fetter Schweine, oder auch junger Schweine, welche er in seine Wirtschaft mästen und schlachten muß, sehr vieles baares Geld ausgeben müßte, welches eine Versündigung gegen die erste und vorzüglichste Regel in der Landwirthschaft wäre, nach welcher der Landwirth das baare Geld so viel als möglich schonen muß, und dasselbe nicht auf Produkte verwenden darf, welche er selbst zu erziehen im Stande ist. Gesetzt, daß man aber auch die baare Ausgabe nicht in Anschlag bringen wollte: so wäre der Landwirth bey dem Ankauf junger Schweine in derselben Gefahr, wie bey dem Ankaufe anderes Vieches, von dem Viehhändler betrogen zu werden, und eine schlechte Art zu bekommen, welche sich nicht mästen ließe. Hieraus folgt, daß in jeder Landwirthschaft, wenn auch die Schweinezucht nicht im Großen getrieben wird, doch zum wenigsten in der Maßen bestehen muß, daß die eigenen Schweine in die Landwirthschaft, daraus erzogen werden, welches gewiß auch ohne große Mühe und durchaus mit Gewinn geschehen kann.

Der Nutzen der Schweine an sich ist bekannt genug. Man genießt nicht allein das Fleisch der Schweine ganz frisch, sondern man

man salzt es auch ein, und räuchert es. Man macht Würste, Schinken und Speck daraus und benutzt das Fleisch selbst schon auf sehr verschiedene Art. Das Schweineschmeier gebraucht man zum schmelzen der Speisen und zum Einschmieren mancher Instrumente, zur Versetzung mancher Salben in der Medizin u. s. w. Aus den Borsten werden Kehrbesen, Bürsten, Pinsel verfertigt, und der Schuhmacher braucht sie an seinen Schuhdraht. Die Schweinhaut braucht man gegerbt mit und ohne Haare. Aus ihr werden die dauerhaftesten Pferdegeschirre gemacht; man braucht sie zu Lappen, Mittelbändern und Niemen, an die Dreschflegel, legt sie mit den Haaren als Decken vor die Thüren und in die Wagen u. s. w.

Selbst die Blase, die Zähne und die Galle bleiben nicht ungenutzt, indem diese als Heilmittel gegen alle Wunden, die Zähne zum Poliren und die Blase zu Tabaksbeuteln, um Würste hineinzufüllen u. dergl. mehr gebraucht werden können. Der Dünger ist in der Landwirtschaft auf kalten Feldern sehr nutzbar, und dient in England zum Walken der Tücher. —

Es ist also nichts an diesem, von manchen verächtlich gehaltenen Thiere, welches nicht von dem Menschen benutzt werden könnte und ihm dasselbe unentbehrlich mache; und daher sehr vernünftig, wenn er sich mit möglichstem Fleiße seine zweckmäßigste Erziehung und Wartung angelegen seyn lässt.

§. 2

Kap. I. Von der Erziehung der Schweine. 5

§. 2.

Von dem Eber.

Bey der Fortpflanzung einer guten Rasse Schweine kommt es, wie bey den meisten andern Thiergästungen, fast am meisten auf das männliche Schwein an, welches bald Eber, Keuler, Mats, Hafsch, Kempe oder auch Stammschwein genannt wird. Man muss daher genau darauf sehen, daß man nur solche Eber zur Zucht auswähle, welche die Vorzüge in sich vereinigen, die durchaus zur Erzeugung einer guten Rasse Schweine erfordert werden.

Von einem guten Eber verlangt man, daß er lang, gestreckt und untersezt sey, kurze Beine, große herabhängende Ohren, breite Keulen, starke Schenkel, und kleine feurige Augen habe. Auch nimmt man vorzüglich solche Eber gern zur Zucht, welche im Frühjahr gebohren wurden, und sehr viele und starke Borsten haben, weil man bemerkt hat, daß dies einen Beweis ihrer Stärke abgiebt; wie man auch in Ansehung der Stärke den schwarzen Ebern vor den weißen den Vorzug giebt, ob man gleich deshalb nicht gern schwarze Eber unter der Heerde duldet, weil davon gleichfalls schwarze oder doch schwarz gesleckte Schweine fallen, deren Fleisch, wegen der schwarzen Farbe seiner Schwarte, nicht sehr geliebt wird.

Von



Bon rechtswegen sollte kein Eber früher, als bis er völlig ausgewachsen ist, zum Bespringen oder Belegen gebraucht werden, nehmlich nicht früher, als wenn er $2\frac{1}{2}$ Jahre alt ist. Denn es läßt sich denken, daß er sich durch das Begattungsgeschäft nicht allein selbst in seinem Wachschum und in der Dauer schädle, sondern daß er auch nur Schwächlinge erzeugen müsse. Indessen werden die Eber in den meisten Landwirthschaften, schon im zweyten Jahre zum Belegen gelassen, und öfters sobald, als sie sich nur brünstig zeigen. Indessen sind die Eber lange nicht so hitzig, wie die Sauen, und manche so träge, daß sie erst durch die Liebkosung der letzten gereizt werden müssen.

Weil man es aber nie gern sehn kann, wenn ein zu junger Eber schon zum Bespringen der Sauen veranlaßt wird: so darf man die Eber, welche noch nicht 2 Jahre alt sind, nicht unter den Mutterschweinen treiben, indem man sonst nicht würde verhindern können, daß er brüstige Sauen bespränge.

Hat der Eber sein gehöriges Alter erreicht, ehe man ihn zum Bespringen braucht: so kann er alsdann auch 8—12 Sauen gehörig bedienen, und 4 bis 5 Jahre seine Dienste thun. Wenn er 6—7 Jahre alt ist: so wird er nach und nach zur Begattung untüchtig, man läßt ihn dann verschneiden und mästet ihn. Solche verschneidene und gemästete Eber werden öfters 5—6 Zentner schwer, und geben vorz

treffs

treßlichen Speck. Das Fleisch von ihnen wird am besten zu Würsten verwendet; zum Roschen ist es zu grob und wird nicht leicht weich.

Bisweilen werden die Eber so böse geartet, daß sie mit ihren Hauzähnen, welche man Waffen, Messer oder Gewehr nennt, Menschen anfallen, und sie sehr übel zurichten, oder doch andern Schweinen Schaden thun; dann muß man ihnen diese Waffen abbrechen lassen, damit sie keinen Schaden darmit thun können.

Die Eber müssen endlich, wenn sie gehörige Dienste leisten sollen, immer besser, als die gewöhnlichen Zuchtschweine, welche noch nicht auf der Mast stehen, gefüttert werden, das mit sie immer genug Kraft zu ihrem Geschäft behalten.

§o. 3.

Von den Zuchtsauen.

Die Zuchtsauen, welche hier und da auch Tausche oder Mohr genannt werden, nimmt man, im Fall man sie sich selbst beziehen will, am besten vom Frühlingswurfe, und sieht, wenn das Ferkel, welches man dazu bestimmt, übrigens dazu geschickt ist, d. h. keinen Fehler an seinem Körper hat, und einen guten langen Wuchs verspricht, besonders mit darauf, daß es 10—12 Späne (Zielen) habe, um als

als Mutterschwein allenfalls so viel Ferkel ernähren zu können.

Will man sich aber eine Zuchtsau ankaufen: so giebt man den langgestreckten und kurzbeinigen, denjenigen, welche einen langen, spitzigen Kopf, einen dicken und breiten Bauch und 10—12 Späne oder Zizen haben, den Vorzug; unterläßt aber auch nicht, sich besonders darnach zu erkundigen, ob sie von einem fruchtbaren und gut gearbeiteten Stamme sind und sonst keine Unarten an sich haben. Denn man findet nicht selten Zuchtsauen, welche die neugebohrnen Ferkel auf der Stelle wieder auffressen; oder sonst so ungeschickt sind, daß sie ihre Ferkel erdrücken oder beschädigen. Um deswillen ist es freylich immer gewagt, eine alte Zuchtsau zu kaufen, wenn man sie nicht aus einem sehr bekannten Stalle erhält.

Immer besser ist es daher, wenn man noch keine eigene Zuchtsau hat, sich ein Ferkel von einer guten Rasse zu kaufen und dasselbe zum Mutterschwein aufzuziehen. Man läßt dasselbe bis es zwey Jahre alt wird, gleich wie die übrigen Zuchtschweine füttern und auf die Weide treiben, und erst nach 2 Jahren läßt man von rechts wegen, wenn man recht schöne Schweine haben will, den Eber zu. Indessen geschiehet es gewiß höchst selten, daß die jungen Mutterschweine so lange gefüttert werden, ehe man sie belegen läßt. Besonders kann der Bauer nicht bald genug junge Schweine von seinem Mutterschweine bekommen, und läßt es daher

Nap. I. Von der Erziehung der Schweine. 9

daher schon belegen, wenn es erst jährig ist. Desters ist er aber nicht es zu verhindern im Stande, daß seine Mutterschweine nicht so jung befruchtet werden, wenn er sie nicht von der Weide zu Hause behalten will, weil sich unter der Heerde auf der Weide immer Eber befinden, welche die brünstigen Schweine zu jeder Zeit bedrücken.

Im Fall aber ein Mutterschwein so früh trächtig werden sollte, ist es nöthig, dasselbe nicht allein besonders gut zu füttern, sondern demselben auch höchstens nur 4 Ferkel zu ernähren zu geben, wenn man nicht Schwein und Ferkel zu Grunde richten will.

Ein Mutterschwein hingegen, welches sein gehöriges Alter erreicht hat, ehe es befruchtet wird, kann nicht allein 8 — 10 Junge recht gut ernähren, sondern die Ferkel werden auch viel stärker, und sind nicht so vielen Zufällen unterworfen, denen die Ferkel von zu jungen Sauen immer ausgesetzt sind. Wenn eine Sau nicht unter zwey oder dritthalb Jahren belegt wird: so kann sie vier Jahre lang zu vollkommen guter Ferkelzucht benutzt werden; länger ist es aber nicht ratsam, oder man müßte sie, im Fall eine gute Zuchtsau fehlte, und man gendhiget wäre, sie noch ein Jahr länger zur Zucht zu behalten, recht gut füttern. Nach dieser Zeit wird eine solche Zuchtsau gleichfalls geschnitten und auf die Mast gestellt.

9. 4.



§. 4.

Von der besten Zeit, die Schweine
belegen zu lassen.

Wenn in einer Heerde Sauen und Eber bes-
tändig durch einander gehen: so muß man es
freylich blos der Natur überlassen, welche die
Schweine fast zu jeder Zeit, wenn sie nicht
trächtig sind oder Ferkel säugen, zur Begat-
tung treibt. Wo aber auf großen Gütern sehr
viele Mutterschweine gehalten werden, da
pflegt man wohl diese allein auf die Weide zu
treiben und die Eber im Stalle zu füttern oder
mit den geschnittenen Zuchtschweinen weiden
zu lassen, damit die Sauen nicht zu unrechter
Zeit hauen (bedeckt werden), und man zu
einer Zeit Ferkel erhält, wo ihre Wartung
und Pflege sehr viel Mühe und Aufwand macht.

Da ein Mutterschwein in der Regel 4 Mo-
nate trächtig ist, und nicht leicht einige Wo-
chen länger geht: so würde man, wenn man
nachrechnet, daß die Jungen zum wenigsten
6 Wochen an der Mutter saugen müssen, weil
die Sauen bald nach dem Absehen des Ferkel
wieder ranzig oder brausig zu werden pflegen,
binnen 2 Jahren von einer Sau fünfmal jun-
ge Schweine erhalten können. Allein die Sauen
müssen dann immer gut gefüttert werden, und
die Ferkel sind nicht in jeder Jahreszeit ange-
nehm, und es würde bey einer solchen Be-
treibung der Schweinezucht leicht eher Nach-
theil als Vortheil für den Landwirth entstehen.
Denn

Denn wenn die Ferkel, welche im Frühjahr vom Februar bis in den May geworfen werden, öfters das Stück mit 2 Rikchr. und noch theurer bezahlt werden; so kosten dagegen dieseljenigen, welche erst im späten Herbst oder gar in den Wintermonaten fallen, kaum 6—8 Groschen, weil ihre Erziehung im Winter sehr vielen Gefahren unterworfen ist. Denn wer die jungen Ferkel nicht in sehr warmen Ställen — in Rindvieh-, oder besser in Schaafställen — aufstellen kann, der wird immer fürchten müssen, daß sie von der strengen Kälte im Winter Schaden leiden. Nicht zu gedenken, daß ihre Unterhaltung im Winter, wo sie nur mit Kleye, Schroot und allerhand Wurzelwerke gefüttert werden können, viel kostbarer kommen müsse, als ihre Erziehung in den Sommermonaten, wo sie bald mit allerhand Gras, Diskeln und manchen Küchenabgängen unterhalten werden können.

In kleinen Wirthschaften, wo allenfalls nur eine Sau gehalten wird, ist es gleichwohl noch immer eher möglich, die jungen Schweine gut durch den Winter zu bringen, als in großen, wo die Menge der Sauen und der davon gefallenen Ferkel die Aufsicht und Pflege erschweret. Daher empfiehlt Eckardt in seiner Experimental-Oekonomie, daß man in großen Landwirthschaften, wo vielleicht 16 bis 20 Sauen gehalten werden, dieselben nur einmal des Jahres, und zwar im November oder Dezember belegen lassen solle, und behauptet, daß bey einer solchen Schweinezucht am

am meisten herauskomme. Die Ferkel fallen dann im März oder im April, und können also, weil dies die schönste Jahreszeit ist, und es gewöhnlich junges Gras im May in Menge giebt, bald mit ihren Müttern auf die Weide getrieben werden.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Schweinemüter bey dieser Einrichtung beständig bey Kräften bleiben, und die jungen Ferkel stark und gesund werden; allein man kann doch von den Sauen noch einen größern Gewinn machen, wenn man sie zweymal des Jahres ferkeln läßt, ohne ihnen zu schaden, oder schlechte Ferkel zu bekommen. Man muß aber nur die rechte Zeit zum Belegen wählen; weshalb es durchaus nothwendig ist, daß die Eber beständig von den Sauen abgesondert geweidet und nur dann zu ihnen gelassen werden, wenn man will, daß sie belegt werden sollen *).

Will man mit Vortheil zweymal in einem Jahre Ferkel haben: so lasse man die Sauen das erste mal im Monat September oder spätestens im October belegen. Weil nun eine Sau 17 höchstens 18 Wochen trächtig geht: so erfolgt der erste Wurf im Februar oder zu Anfang des März. Läßt man nun die Ferkel

4—6

*) Wenn eine Sau nicht brausig werden will: so kann man ihr eine Zeit lang reinen Roggen zu fressen geben. Bey beständig gutem Futter ist dies aber nicht einmal nothig.

4—6 Wochen saugen; so können die Sauen, weil sie gewöhnlich 8—14 Tage hernach, wenn die Ferkel abgesezt sind, wieder brausig werden, zu Anfang oder in der Mitte des Mays zum zweyten mal belegt werden. Nach 17—18 Wochen bringen sie wieder Junge, nehmlich vom Anfange bis zu Ende des Septembers. In dieser Zeit ist aber die Winterung meist noch angenehm, und die jungen Ferkel können, bis große Kälte eintritt, schon ziemlich herangewachsen seyn, daß ihnen die Winterkälte nun nicht leicht mehr Schaden thun kann. Auch fehlt es im Herbst noch nicht an mancherley Futter für diese jungen Thiere, und wenn das Wurzelwerk allenfalls zu fehlen anfängt, dann sind sie schon stark genug, daß ihnen etwas geringere Rost nicht schadet. —

§. 5.

Von der Wartung der trächtigen Sauen.

Man mag nur die Mutterschweine einmal oder zweymal jährlich belegen lassen; die Eber mögen in der Regel von den Sauen abgesondert oder beständig mit denselben gemeinschaftlich geweidet werden: so muß man durchaus darauf mit Genauigkeit sehen, daß der Schweinhirte pünktlich angiebt, wenn eins der Mutterschweine von dem Eber bedeckt worden; und alsdann in sein wirthschaftliches Tagebuch den Tag der Bedeckung eintragen, damit man
ges.

genau weiß, um welche Zeit eine Sau ferkeln werde.

Es ist dies nicht allein um deswillen höchst nöthig, damit man die hochträchtigen Sauen vor jeder Beschädigung, welche durch heftiges Treiben, Zagen, Schlagen, Stoßen u. dergl. geschehen könnte, verwahre: sondern auch, daß man sie gegen das Ende ihrer Schwangerschaft in einen abgesonderten Stall bringt, und ihnen vieles Stroh unterstreut, damit ihr schwerer Körper ein warmes und weiches Lager hat, und sie nicht etwa durch das Liegen ihren Zungen Schaden thun und verwerfen.

Auch muß man die Zeit, wenn die Sauen ferkeln werden, aus dem Grunde wissen, daß mit man denselben etwa 3 Wochen oder 14 Tage vorher, ehe sie ferkeln, besseres und nahrhafteres Futter geben könne. Doch darf man ihnen nicht viel Schroot oder Körner geben, weil ihnen dies zu hitzig ist und Verstopfung macht; sondern sie müssen vielmehr ein kühzendes Futter, als allerley Wurzelwerk, saure Milch, Molken und Kleyengesäuse erhalten. Giebt man einer solchen trächtigen Sau ohngefähr 14 Tage vorher, ehe sie ferkelt, kein fleißig Oelskuchen mit ins Getränke: so wird man ihr dadurch viele Güte erzeigen und zugleich die Geburt erleichtern. —

Sobald nun die Zeit zum Ferkeln der Sau wirklich da ist: so muß die Magd genau Achtung geben, und der Bau, sobald sie geworzen

sen hat, ein gutes laues Getränk oder Suppe von lauem Wasser oder Spüllich mit grossem Mehl, Schroot oder auch nur Kleyen vermischt und mit etwas Leinkuchen oder besser Leindl versezt geben; damit sie wieder einige Stärkung wegen der Geburtsarbeit erhalte, und nicht durch ihre natürliche Gefräßigkeit veranlaßt werde, ihre Jungen aufzufressen.

Diese Unnatürlichkeit findet man nicht selten bey den Sauen; doch fressen manche nur die kleinsten und schwächsten, manche haben aber auch den ganzen Wurf aufgefressen. Die Untersuchungen der vorzüglichsten Naturforscher haben dieser Unart noch nicht auf den Grund kommen können. Mehrere haben als Ursache dieser Unnatürlichkeit angeführt, „wenn man den Schweinen so viel rohes Fleisch, Knoschen u. s. w. von gefallenen Thieren, Blut u. s. w. zu fressen gebe: so hätte diese Kost nach und nach für sie so viel Reiz, daß sie ihren Appetit selbst durch ihre Jungen zu befriedigen suchten.“ Manche Landwirthe, die von dieser Meynung überzeugt sind, lassen daher auch die neugebohrnen Ferkel nach und nach von der Mutter hinwegnehmen, und geben sie derselben gereinigt wieder; denn sie fürchten, die Sauen leckten die Ferkel, in der Absicht dieselben zu reinigen, mit ihrer scharfen Zunge wund und blutig, wodurch ihr Appetit nach Fleisch gereizt und sie veranlaßt würden, ihre Ferkel zu fressen. Wahrscheinlich ist diese Behauptung nicht ohne Grund, und es ist daher immer rathsam, diese Mühe des Reinigens der junc-

jungen Schweine selbst zu übernehmen. Andere, worunter auch Hr. Commissionsrath Niem, vermuthen, daß diese Thiere während der Geburt und der damit verknüpften Schmerzen von einer Art Wuth und Rache selbst gegen die Ferkel haben, welche sie als die Ursache ihrer Schmerzen ansehen, und deshalb so unnatürlich sich betragen.

Die Ursache dieser Unart mag jedoch die eine oder die andere seyn, so darf man diese Sauen nicht länger zur Zucht brauchen, sondern man muß sie verscheinden und mästen. Denn es ist nicht leicht der Fall, daß sie von dieser Unart lassen, und kein Mittel dagegen bekannt. Hat aber die Zuchtsau die Gewohnheit, nur das kleinste und schwächste Ferkel zu verzehren: so ist dies allenfalls zu vergessen, wenn sie sonst eine gute Zuchtsau ist.

Es ist schon oben erinnert worden, daß man von den Ferkeln einer so unnatürlichen Mutter keins zu einem Mutterschweine bestimmen dürfe, weil sie leicht die Unart der Mutter annehmen.

Die Mutterschweine werfen bisweilen 12 bis 15 Ferkel, welche sie aber nicht alle ernähren können, wenn es ihnen auch nicht an Spänen oder Zielen fehlen sollte, welches jedoch, im Fall sie über 12 Ferkel werfen, nicht ist. Dann thut man am besten, die schwächsten Ferkel etwa nach den ersten 8 Tagen, als so lange man sie, da die Ferkel in dieser Zeit noch

noch nicht viele Nahrung brauchen, mit den größeren und stärkeren saugen läßt, als Spanferkel zu verkaufen oder zu verspeisen, und der Sau nur 8 bis 10 höchstens 12 Ferkel zu lassen, welche sie, wenn sie sonst gut gefüttert wird, zu ernähren im Stande ist.

Die Nahrung der Zuchtsauen bestehtet, wenn sie geferkelt haben, aus lauwarmen Tränken, aus Kleyen, Schroot, grobem Mehle und Spülwasser. Kann man ihnen Linsenschroot geben, so bekommen sie noch vielmehr Milch davon und werden ihre Ferkel gut zu ernähren im Stande seyn. Fehlt es in einer Wirthschaft nicht an saurer Milch und an Molken: so giebt man den Sauen in dieser Zeit auch das von, und kann auf die Vermehrung der Milch rechnen. Uebrigens können sie auch allerhand grüne Fütterung, Kohlblätter, Kraut, Kunkeln u. dergl. zur Abwechslung bekommen, doch thut man wohl, diese Blätter vorher abzubrühen. Krüner aber giebt man den Mutterschweinen in dieser Zeit nicht gern zu fressen: denn es entstehen daraus leicht Verstopfungen und andere üble Zustände, welche kurz nach dem Gebären gefährlicher als sonst sind.

§. 6.

Von der Wartung der Ferkel.

Gewöhnlich läßt man die Ferkel 4 Wochen an der Mutter saugen; es ist aber besser für dies

dieselben, wenn man sie erst nach 6 Wochen absetzt. Während sie noch an der Mutter saugen, giebt man denselben kein besonderes Futter, sondern die Muttermilch ist größtentheils ihre einzige Nahrung, und bis sie 4 Wochen alt sind für sie hinreichend. Mehr zum Spas pflegen sie aber nicht selten an den Trog der Mutter zu treten und etwas von dem Futter derselben zu lecken; welches ihnen, da die Mutterschweine in dieser Zeit auch dünnes, obgleich nahrhaftes Futter bekommen, nicht nachtheilig, sondern sehr nützlich wird. Ferkel, welche über 4 Wochen lang an der Mutter saugen, thun dieses jedoch noch eher als solche, welche mit 4 Wochen abgesetzt werden; aus welchem Grunde man die Ferkel lieber etwas älter werden lassen sollte, denn sie machen dann lange die Arbeit nicht, als wenn sie zu jung abgesetzt werden, wo sie sich noch äußerst dumm anstellen, und mit vieler Mühe zum Fressen angewöhnt werden müssen.

Wenn die Ferkel abgesetzt sind: so lasse ich ihnen einen dünnen Brey von grobem Mehl kochen, und gebe ihnen denselben in den ersten 14 Tagen täglich dreymal, und zwischen durch erhalten sie zum Gesäuse saure oder auch abgerahmte süße Milch *). Diese Mahnung wird ihnen in einem flachen, freystehenden

* Muttermilch darf man ihnen nicht geben, denn sie bekommen davon den Durchfall und gehen dann sehr leicht zu Grunde.

den Geschirre oder Troke vorgesetzt; sie gewöhnen sich dabei sehr bald zum Fressen, und man sieht beynahe, wie sie täglich zu nehmen.

Wenn sie nun 14 Tage bis 3 Wochen dieses Futter bekommen haben, dann giebt man ihnen ein gewöhnliches Getränk von saurer Milch mit etwas Kleyen oder Gerstenschroot vermischt, und thut allenfalls etwas gekochte und zerdrückte Kartoffeln dazu. Sind die Ferkel bey diesem Futter etwa 9 bis 10 Wochen alt geworden: so kann man ihnen statt der sauren Milch, welche man zum Käsemachen nöthig hat, blos Molken und Spüllich mit Kleyen und Mehl oder Schroot versezt geben; und auch allerhand Blätter von Kohl, Kraut, Runkelrüben klein gestampft dazu geben, oder allerhand gestampfte Wurzeln damit vermischen.

Bey diesem Futter müssen die jungen Ferkel beständig mit reichlicher und reinlicher Streu versehen werden: denn sie sind sehr empfindlich gegen die Kälte, und wollen in die Streu zusammen kriechen und sich erwärmen; und Reinlichkeit ist ihnen mehr werth, als das reichliche Futter. Man wird dann seine Freude an ihnen sehen, wie sie emporwachsen. Denn je besser man sie, weil sie noch klein sind, warret, und je besser man sie füttert: je mehr kommen sie auch gleich zu Kräften. Man darf ihnen daran durchaus nichts abgehen lassen; weil ihr Zustand in der frühesten Jugend der Grund ist, worauf die künftige ganze Hoffnung

nung von ihnen zu sezen ist. Denn wenn ein Schwein, oder auch ein anderes Thier, in der fruesten Jugend nicht genau gewartet und gut gefüttet wird: so ist schon alle Hoffnung, ein gutes Stück daraus zu ziehen, verloren: alles Futter und alle Mast in der Folge ist unnutz, und man bekommt statt großer, ausgewachsener Schweine, nichts als elende, verputtete oder verkrüppelte Dinger.

Fallen die Ferkel gerade in einer Zeit, wo es nicht zu kalt ist, etwa im März oder im April: so können sie schon mit der Mutter auf eine nahe Weide gehen, wenn es auch nur um deswillen geschiehet, daß sie sich Bewegung machen. Bey rauher, schlackriger Witterung sagt man sich wohl selbst, daß es besser sey, die jungen Dingerchen zu Hause zu lassen.

Will man die Ferkel absehen, so geschiehet es am besten auf folgende Art. Falls die Absehung im Sommer geschiehet: so läßt man die Sau unter der Heerde weiden, und behält die Ferkel so lange zu Hause, bis ihr die Milch vergangen ist; alsdann kann man aber die Ferkel wieder mit austreiben. Geschieht aber das Absehen im Winter oder bey rauher Witterung, wo die Schweine im Stalle gehalten werden: so muß die Sau, wenn die Ferkel von ihr genommen sind, nicht zu nahrhaftes Futter erhalten, damit ihr die Milch desto eher vergehe.

Dein

De.



Desters werden die jungen Ferkel sehr von ihren spitzigen Hundszähnen (Schieferzähnen, Wolfszähnen) geplagt, welche den andern Zähnen vorgehen, daß sie sich damit in das Zahnsfleisch stechen und nicht fressen können, folglich sehr geringe werden. Diese Zähne muß man ihnen abfeilen oder abbrechen, oder man muß ihnen hart geröstetes oder gedörrtes Korn vorschütten, wovon sie die Spizien der Zähne abstumpfen. Man merkt es bald, wenn sie an den Schieferzähnen leiden; denn sie fangen außerordentlich stark zu schnäuzen an, und lassen die Körner aus dem Maule fallen.

§. 7.

Von dem Verschneiden der Ferkel.

Sowohl die männlichen als weiblichen Ferkel, welche nicht zur Zucht oder zur Fortpflanzung bestimmt sind, werden nach einer Zeit verschnitten, damit sie sich nicht alslein leichter mästen lassen, sondern auch fetter werden und ihr Fleisch mehr Fartheit behält.

Ueber die Zeit des Verschneidens sind die Landwirthe nicht einig. Mehrere behaupten, daß das Verschneiden während sie noch saugen am besten sey, weil alsdann die Wunden der Ferkel am besten verheilen. Jedoch wenn der Frühlingswurf erst im April fallen sollte, wie dies in solchen Wirthschaften der Fall ist, wo die Sauen erst im November oder Dezember
bes.

bedeckt werden, und wo man nur einmal bedecken läßt; alsdann unterlasse man es, die Ferkel während des Saugens zu verschneiden, und verspare es vielmehr bis in den September, wo es zugleich auch an den alten ausgemärzten Sauen und Ebern vorgenommen werden kann. Denn wenn die im April gefallenen Ferkel noch an der Sau, oder während sie noch saugen, geschnitten werden sollen: so kann die Hölle, welche um diese Zeit gewöhnlich eintritt, die Operation höchst gefährlich machen. Auch sehen sich bey der Wärme die sogenannten Schneißfliegen an die Wunden, und es wachsen alsdann leicht Maden darin, so daß dadurch manches Schwein verloren geht. Allein so gefährlich das Verschneiden bey großer Wärme ist, eben so gefährlich kann es bey starker Kälte werden, indem die Erfahrung lehrt, daß keine Wunde im Winter leicht zuheile, sondern immer längere Zeit dazu nothig sey, als in temperirten Sommertagen. —

Andere Viehzüchter wollen überhaupt die Ferkel erst 4 bis 6 Monate alt werden lassen, ehe sie diese schmerzhafte Operation an ihnen vornehmen, damit sie stärker werden, und glauben, daß sie dann, zumal wenn sie auch eine temperirte Witterung dabey wahrnehmen, der geringsten Gefahr ausgesetzt wären.

Nach dem Verschneiden der Ferkel werden die Wunden mit Leindl oder auch mit Brandy bestrichen, damit sie leichter verheilen. Meinen Schweinen hat der Schweinschneider jeders

jederzeit Oel auf die Wunde streichen müssen, und sie sind alle gut verheilt.

Es werden aber von rechtswegen nicht allein die männlichen Ferkel, sondern auch die weiblichen, welche man mästen und schlachten will, verschritten. Die Operation an beiden ist bekannt genug. Manche haben wohl behauptet, daß das Verschneiden der weiblichen Ferkel, welche man auf die Mast stellen will, nicht nöthig sey *), und ich habe auch selbst mehrere unverschrittenen junge Sauen mästen sehen. Allein man muß dabei nur bedenken, daß das Mästen solcher unverschrittenen Sauen nur dann gut von Statten geht, wenn sie gleich von Jugend auf stark gefüttert werden, daß sie also, wenn sie etwa höchstens $\frac{3}{4}$ Jahre alt sind, zum Schlachten als Küchenschweine stark genug sind. Denn vor dieser Zeit wird nicht leicht der Begattungstrieb in diesen Thieren rege.

Will man aber große, schwere Speckschweine aus ihnen ziehen, und sie daher gegen 2 Jahre und vielleicht noch darüber alt werden lassen: dann müssen die zu mästenden Sauen allerdings verschritten werden; wenn sie nicht bisweilen unruhig werden und durch den Begattungstrieb nicht in ihrer Fressbegierde gestört werden sollen, da sie dann gewöhnlich mehrere Tage stehen, bis die Brunst vorüber ist, ohne etwas zu fressen, und wieder merklich mager werden.

In

*) S. Hannov. Magaz. 1767. S. 1428.

In Nordhausen, wo jährlich im Durchschnitt 10,000 bis 12,000 Schweine gemästet werden, stellt niemand eine unverschnittenen Sau auf die Mast; weil man dort aus Erfahrung weiß, daß die ungeschnittenen Sauen entweder gar nicht oder doch nicht genugsam fett werden. Die jungen Mutterschweine läßt man aber nicht so früh, wie die Eber, wenn man diese noch an der Sau verschneiden läßt, sondern am besten erst nach 4 Monaten verschneiden. — Bey dem Verschneiden der Sauen hat man übrigens dahin zu sehen, daß der Schweißschneider nicht die Eingeweide an den Schnitt annähe, welches aus Unvernunft und Unachtsamkeit dieser Leute öfters zu geschehen pflegt. Bisweilen kommt das Leben des Thieres durch diese Unvorsichtigkeit in Gefahr. Allein wenn dies auch niemals der Fall wäre: so ist doch gewiß, daß ein angeheiltes Schwein, wie man die Schweine, wo jener Fehler statt findet, zu nennen pflegt, bey weitem nicht so gut anlegt und überhaupt nicht so fett wird, als wenn die Operation ganz ohne Fehler gemacht wurde.

Die ersten Tage nach dem Verschneiden dürfen die Schweine durchaus keine harten Nahrungsmittel, als Körner, oder auch dickes Schrotgesäuße bekommen, sondern nur dünne Mehls- oder Klevertränke, oder Sauermilch, damit sie ihren Mist ohne Anstrengung — wobei sie sich schaden könnten — auswerfen können. Sobald aber die Wunden verheilt sind, kann wieder zu der gewöhnlichen Fütterungsart übergegangen werden.

Die



Die verschnittenen männlichen Schweine führen fast überall den Namen Porke oder Vorgschweine, dahingegen die verschnittenen Sauen Nonnen oder an manchen Orten, z. B. in Thüringen, Gölsen genannt werden.

§. 8.

Von der Behandlung der Schweine auf der Weide.

Man pflegt die Schweine eben so, wie die Schafe und das Kindyieh im Sommer auf die Weide zu treiben, und erspart dabey allerdings nicht wenig an dem Futter; auch dient die Bewegung, welche die Schweine hier genießen, ihnen zur Gesundheit, und der gemeine Mann sagt, daß sie sich auf der Weide ordentlich ausliefen oder aussstreckten. Allein bey den Weiden ist auch große Vorsicht nöthig *), wenn sie nicht Schaden nehmen sollen. Es gehört daher ein tüchtiger Hirte für sie; am allerwenigsten dürfen sie nur Jungen, wie es doch leider öfters geschieht, anvertrauet werden. Denn die Schweine sind die unabändigsten Thiere, die es nur geben kann, und weit schwerer in Ordnung zu erhalten, als Kühe und

*) Im sächsischen Kurkreise bekommen die Schweine, wenn sie auf die Weide gehen, öfters Kleingeschnittene Wermuth und bisweilen Glaubersalz, aufs Stück 2 Loth, als Präservativ vor mancherley Krankheiten,

und Schafe. Der Schweinshirt muß ein Mann seyn, welcher sich mit seiner Peitsche bey der Heerde tüchtig in Respekt zu setzen weist, und dieselbe beständig zusammen halten kann; sonst thun die hie und da ausbrechenden Schweine überall Schaden und verlaufen sich wohl gar. Denn man hört nicht selten, daß besonders in der Zeit, wenn die Kornfrüchte auf dem Felde schon sehr hoch sind, Schweine von der Weide in die hohen Früchte gelaufen und nicht wieder gefunden worden sind. Wie man auch Beispiele hat, daß solche von der Heerde verlaufene und in den Kornfrüchten versteckte trächtige Sauen nach der Aernte mit ganzen Heerden Ferkeln erschienen sind. Dies würde sich nun vielleicht mancher Landwirth gern gefallen lassen, aber es bleibt doch immer ein sehr seltner Fall: daß die verlaufenen und lange Zeit entfernten Schweine wieder an den rechten Herren kommen.

Die Schweine können unter allen Hauss-thieren die Sonnenhitze am wenigsten vertragen, und werden, wenn sie häufig in derselben auss-getrieben werden, nicht selten frank davon; bes-sonders bekommen sie, wenn sie zumal nach ei-ner solchen Hitze nicht gut vor dem Saufen in Acht genommen werden, sehr leicht die Bräune, eine der gefährlichsten Schweine-frankheiten. Aus diesem Grunde wäre es der Vorsicht gemäß, die Schweine an warmen Sommertagen sehr früh aus und des Abends nicht zu bald eintreiben zu lassen. Bey großer Hitze in der Mittagsstunde muß der Hirte seine Heerde

Heerde an schattige und kühle Orte zu treiben suchen, damit sich die Thiere etwas abkühlen können. Hat man Tümpel oder sonst stehende Wasser zu seinem Dienste: so ist es um so viel besser, daß der Hirte die Schweine dahin treibe, damit sie sich daselbst bey großer Wärme hineinlegen und abkühlen können. Dagegen ist es den Schweinen nicht dienlich, wenn sie bey anhaltendem Regenwetter auf die Weide getrieben werden; und im Frühjahr und Herbst, wo die Triften öfters mit Reis überzogen sind, ist es nicht gut, sie früher auszutreiben, bis die Sonne den Reis aufgethaut hat.

Giebt es im Winter schöne Tage, und es liegt kein Schnee und die Triften sind nicht beiset und bereift: so können die Zuchtschweine (die trächtigen Sauen und diejenigen ausgenommen, welche zum Mästen ausgestellt sind) auf die Weide und besonders in Wald oder Büsche getrieben werden. Eine große Thorheit ist es aber, die Schweine gleich den Schaafen, wie bey manchem Landwirthe geschieht, im Winter auf die Saaten treiben zu lassen; denn das Schwein genießt nie etwas, ohne vorher zu wühlen, und muß daher den Saatäckern jederzeit vielen Schaden thun. Man kann dies auch leicht sehen, wenn man im Frühjahr ein von den Schaafen betriebenes Stück Wintersaat und ein Stück vergleichen, auf welchem die Schweine geweidet wurden, mit einander vergleicht; jenes wird ganz dicht und frisch, dieses aber nur dünn und kümmerlich stehen.

Man

Man treibt die Schweine über Brachfelder, Stoppeln, Leeden, Anger, trocknes und feuchtes Land, sonderlich sind sie gern in Büschchen und Holzungen. Kurzes und süßes Gras gießen sie am liebsten, daher weiden sie gern auf Näsenschläuchen, an Rändern, wo fettes Gras wächst, und auf abgetragenen Kleedäckern. Auf den Brachfeldern verzehren sie eine Menge Insektenlarven, als Engerlinge, Heitwürmer u. s. w. und an Bächen und Flüssen, wie in den Büschchen, viele Schnecken, Würmer und Wurzeln.

Auf den Brachfeldern sind sie daher sehr nützlich, und ihr Wühlen, welches sie freylich überall thun, leicht zu verzeihen.

Aber sehr thörigt würde es seyn, wenn man die Schweine auf Wiesen hüten lassen wollte. Sie würden zwar die Maulwurfshaufen zerstören und auch viele Maulwürfe verzehren, jedoch mit ihrem Wühlen auf andern Plätzen der Wiese viel größern Schaden thun; es müßte denn seyn, daß sie geringelt wären. Das Ringeln der Schweine geschieht aber auf folgende Art: Es wird ein Loch durch den Nüssel gestochen, und ein Drath hindurch gezogen, welchen man wie einen Ring zusammen biegt. Will nun das Schwein sehr wühlen, so macht ihm der Ring Schmerzen und hält es davon ab. Diesen Ring kann man, wenn er nicht nothig ist, abmachen. Daher ist diese Methode der der Schweinen vorzuziehen, welche schon in der Jugend dem Schweine die Sehne, welche den Nüssel

Kap. I. Von der Erziehung der Schweine. 29

Rüssel in die Höhe zieht, zerschneiden, dasselbe aber dadurch für immer zum Wühlen untüchtig machen, wodurch es gleichwohl bisweilen nützliche Dienste leisten kann.

Am besten gedeihen die Schweine in den Stoppelfeldern und besonders in den Stoppeln der Sommerfrüchte, weil sie auf diesen Feldern jederzeit viel mehr Körner finden, welche bey dem Aufnehmen der Schwaden verloren gehen.

Während die Schweine auf die Weide getrieben werden, erhalten sie täglich zu Hause nur am Morgen und am Abend, wenn sie von der Weide nach Hause kommen, etwas zu fressen, oder vielmehr zu saufen. Denn das Schwein liebt seiner hizigen Natur wegen überhaupt erstaunend viel Gefüse. Das Futter, welches sie am Morgen und Abend bekommen, besteht in Spüllich oder Spülwasser, mit gehackten Disteln und allerley Abgang von Salat, Kohl, Kraut, Rüben oder andern gesammelten Gräsern und Wurzeln, gehackten Klee (welchen die Schweine sehr lieben, weshalb man ihnen denselben auch ungeschnitten und ohne Spüllich geben kann) und unreifem oder verfaultem Obst. Hat man Molken, oder kann man ihnen gar bisweilen etwas Sauermilch geben — welches in den heißen Sommersmonaten am besten geschieht, wo des Ungeziefers der Maden wegen, die Käse nicht wohl gerathen — oder hat man Brandweinspüllich oder Trebern übrig so wird dies mit dem übrigen

übrigen Futter vermischt gar sehr thren Wachsthum beförbern.

§. 9.

Von der Fütterung und Wartung der Schweine im Winter.

Im Winter, wo die Schweine nicht auf die Weide gehen, müssen sie öfter und reichlicher Futter bekommen. Viele pflegen sie dann dreymal, nämlich am Morgen, zu Mittag und am Abend zu füttern. Diejenigen thun aber besser, welche sie täglich viermal in festgesetzten Stunden, etwa früh um 6, dann um 10, hernach um 3 Nachmittags und endlich um 8 Uhr des Abends füttern lassen. Man mag sie nun nur dreymal oder viermal füttern: so muß die einmal angenommene Ordnung streng beobachtet werden; denn diese, wie die Reinlichkeit der Erde und Ställe und der Schweine selbst, tragen sehr viel zum Gediehen derselben bey.

Als Futter erhalten sie im Winter Spülch oder laues Wasser, mit Korn oder Gerstenspreu oder Staubkorn, welches beym Reinigen der Früchte hinter die Kornrolle zu fallen pflegt, Knotenspreu (weshalb alle Spreu von Korn, Gerste, Hirse, Heidekorn, Leinknoten u. s. w. auf das sorgfältigste in den Spreukammern aufgehoben werden muß); ferner allerhand Abgänge aus der Küche, aus dem Brauhause,
oder

oder Trebern, ausgekochten Hopfen; ferner Wurzelwerk aller Art, vorzüglich solches, welches einige faule Stellen hat und um deswillen von dem andern Vieh verschmäht wird, faules Obst, alles in den Trögen und Krippen des Kindvieches zurück gebliebene reine Futter u. s. w. Alles dieses wird ihnen kurz gestampft, wenn es Blätter und Gras ist, ungebrüht, Wurzelwerk aber gebrüht und lau, nebst genug Gesäuße gegeben.

Als eine Hauptregel bey dem Füttern der Schweine ist zu merken, daß man ihnen ja das Futter nicht zu heiß, sondern lieber zu kalt gebe; denn bey ihrer Gefräsigkeit schlucken sie das heißeste Futter hinunter und verbrennen sich so zu sagen die Eingeweide. Bisweilen gehen sie davon bald zu Grunde, bisweilen dauern sie aber auch noch fort und wachsen nur nicht weiter. Besonders muß man sich in Acht nehmen, wenn man ihnen gekochte Kartoffeln zu fressen giebt, und dieselben ja mit aller Vorsicht zerdrücken lassen; denn die ganzen Kartoffeln halten die Zunge sehr lange, und manches schöne Schwein ist dadurch um sein Leben gekommen, daß es zu heiße Kartoffeln fraß.

Dass man auch die Schweine bisweilen im Winter auf die Weide treibe, und die Vorsichtsregeln, welche dabey zu beobachten sind, ist schon im vorigen S. gedacht worden.

Vierter Abschnitt.

§. 10.

Von dem Mästen der Schweine.

Wenn von der Mast der Schweine die Rede ist, so versteht man in der Regel die Mästung derselben auf dem Stalle darunter, ob es gleich auch eine wilde Mast (Fehm) der Schweine giebt, welche aber nicht überall und zu allen Zeiten anzuwenden ist.

Unter der wilden Mast der Schweine versteht man: wenn die ausgewachsenen Schweine im Herbst in Buchen- und Eichenwälder getrieben werden, und sich hier an den ausgesunkenen Früchten (Eicheln und Bucheckern) dieser Bäume fett fressen. Wo man von dieser Mast Gebrauch machen kann, da würde es ein großer Fehler seyn, wenn man sie nicht benutzen wollte; ja, im Fall auch die Schweine nicht in die Wälder getrieben werden dürften, so wäre es schon gar sehr der Mühe werth, die Eicheln und Bucheckern aufzulesen und den Schweinen auf dem Stalle zu füttern. Wenn man die Wahl hat, so ist es ratsamer, mit Eicheln zu mästen, welche ein festeres Fleisch und festern Speck geben. Die Bucheckern hingegen geben einen Speck, welcher zwar sehr zhranig wird, aber wenn er geräuchert ist, beständig tropft. Hat man beyde Sorten, so ist es sehr gut, sie vermischt zur Mast anzuwenden, dann bekommt man ein süßes, körnichtes, herbes Fett und Fleisch.

Allein



Allein nur sehr wenig Hauswirthe sind in dem Halle, sich der wilden Mast (Fehm) bedienen zu können, am häufigsten müssen die Schweine zu Hause auf dem Stalle gemästet werden. Diese Hausmast kann aber auch auf verschiedene Art bewirkt werden, je nachdem es eines jeden Landwirths Lage und Umstände erlauben.

In kleinen Wirthschaften, wo keine Brauereyen oder Brandweinbrennereyen die Mast untersüßen, wird dieselbe allein durch Gartengewächse und durch Körner bewirkt. Weil dies die häufigste Art, die Schweine zu mästen, ist, so mag sie den ersten Platz einnehmen.

Ehe man zur Mast selbst schreitet, bestimmt man erst, ob man Küchenschweine, d. h. solche, deren Fleisch in der Küche benutzt werden soll, oder Speckschweine, d. h. solche Schweine, welche man blos, um Fett und Schmalz zu erlangen, mästet, fett machen will. Zu den ersten nimmt man die schwächeren, die stärkern werden zu Speckschweinen bestimmt.

Wenn diese Thiere nun bey der oben §. 8 und 9 beschriebenen Wartung herangewachsen sind: so giebt man ihnen anfänglich nur alle mögliche Abgänge von Gartengewächsen, gestampfte Möhren und Kartoffeln, Kohlstrünke, Kürbisse u. dergl. mit Kleyen und Küchenpüschlich vermischt. Weisse Rüben kann ich nicht empfehlen, weil sie nach der Erfahrung sehr großer

großer Landwirthe, kaum so viel Kräfte in sich haben, die Schweine vor dem Hungertode zu sichern; dagegen sind die Runkeln oder Gurquinderrüben ein ganz vortreffliches Futter, welches die Schweine nicht allein sehr lieben, sondern das auch die Vermehrung ihres Fleisches und ihres Fettes befördert. Unter allen Kartengewächsen hat aber der große englische Oekonom Arthur Young die gelbe Rübe oder Möhre nach unzähligen Versuchen am besten zur Mastung der Schweine befunden. Allein die Möhren dürfen den Schweinen nicht roh gegeben werden, wo sie lange nicht so nährend sind; sondern man muß ihnen dieselben abkochen. *) Auch gekochte Pastinaken sind sehr gut zur Mast der Schweine befunden worden.

Die Kartoffeln müssen den Schweinen gleichfalls abgesotzen gereicht werden, wenn sie bey denselben anlegen sollen. Bey alle diesen Wurzel- und Knollengewächsen ist das Kochen derselben durch Wasserdämpfe sehr zu empfehlen, weil dadurch nicht allein eine große Ersparniß am Holze gemacht wird, sondern auch die Gewächse selbst von einem bessern Geschmacke bleiben.

Kocht

*) Siehe die Abhandlung in den ökonomischen Heften XI. XII. 1798. Ueber die Behandlung der Schweine, nebst angestellten Versuchen, diese Viehart zu ziehen und zu mästen; eine Preisschrift von Arthur Young.

Kocht man diese Gewächse in größerer Quantität, als die Schweine in einem Tage zu verzehren im Stande sind — welches eigentlich nicht geschehen sollte, weil sie die frischgekochten Möhren, Kartoffeln u. s. w. viel lieber fressen — so muß man sie aus dem kupfernen Kessel heraus nehmen, und in ein anderes hölzernes Gefäß thun, weil sie nicht allein vom Kupfer einen unangenehmen Geschmack erhalten, sondern auch der in dem Kupfer enthaltene und nach und nach sich ausbreitende Grünsvan der Gesundheit der Schweine sehr nachtheilig werden kann.

Dieses Futter erhalten nun die Schweine täglich dreymal, nämlich Morgens, Mittags und Abends. Besser ist es aber, wenn den Mastschweinen das Futter in vier oder gar in fünf Portionen gereicht wird; denn auch bey ihnen gilt die Regel, wie bey dem andern Vieh, lieber weniger und öfter.

Dabey ist eine Hauptregel, daß man von dem schlechten und den Schweinen weniger angenehmen Futter zu dem bessern und beliebteren übergehe, und nicht etwa das schlechtere nach dem besseren bringe, welches alsdann sicher von ihnen unberührt gelassen würde.

Hat man die Schweine eine Zeit lang auf diese Art gefüttert, und bemerkt man, daß sie zunehmen und stille liegen: so verbessert man das Futter für sie, indem man den vierten Theil Gerstenschrot, oder eingekochte Erbsen,

C 2 oder

oder Roggen, oder türkisches Korn (Mays) beymischt, welches letztere am besten unter allen Getraidearten mästet, und um deswillen schon häufiger angebaut zu werden verdient. Erbsen sind nach dem Mays unsreitig das beste Futter, die Schweine fett zu machen.

Je stärker nun die Schweine werden, je mehr giebt man ihnen Körner und um so weniger Gartengewächse. Endlich giebt man ihnen blos Gerstenschroot mit Spülich und zur Abwechslung schwarzes Brod ohne Brüh, und fährt damit fort, bis sie völlig fett sind.

Auch giebt man den Massschweinen, welche nur noch Schroot bekommen, zur Abendmahlzeit, d. h. Abends um 9 Uhr, etwas auf dem Ofen gedörnten Hafer, der den Schweinen die Zähne schärft, und ihren Appetit von neuem reizt.

Es wäre wohl möglich, die Schweine ganz ohne Körner, blos mit Gartengewächsen und besonders mit Kartoffeln und Möhren fett zu machen; und es sind auch zum frischen Genuss des Fleisches von manchen Landwirthen keine unglücklichen Versuche gemacht worden: allein nach den Erfahrungen, welche man darüber gesammelt hat, ist das Fett nicht dicht und körnicht genug geworden, und hat in der Regel, wenn es geräuchert war, tropfenden Speck gegeben. Aus diesem Grunde ist es durchaus ratsamer, in der letzten Zeit mit Körnern oder mit Schroot zu mästen — was man auch, um dieses Uebel

zu

zu verhüten, nach Buchenmast thun kann — und man wird dann nicht zu besorgen haben, daß die fröhliche Mast bemerkbar seyn werde. *)

Als ein sehr gutes Mittel, die Mästung der Schweine zu beförbern, erkannten schon die Alten das Spiesglas (Antimonium crudum), und die Nordhäuser, welche sich zu unsern Zeiten als vorzügliche Schweinsmäster bekannt gemacht haben, bedienen sich desselben gleichfalls. Man giebt jedem Schweine etwa alle 14 Tage während der Mast einmal ein halbes Loth davon auf Butterbrod oder unter das Futter. Es führet gelinde ab und vermehrt die Lust zum Fressen; und soll überdies die Finnen vertreiben. Ueberhaupt gedeiht die Mästung am besten im Frühling oder im Herbste, wo ihre weder die zu große Hitze noch die zu große Kälte entgegen ist. Am meisten wird sie aber im Herbste getrieben, wo sich dann jeder Hauswirth eine Anzahl Schweine, so viel er in seine Wirthschaft braucht, schlachtet, und das Fleisch, die Würste und den Speck derselben an dem Rauche seines Winterfeuers räuchert. — —

In großen Landwirthschaften, die mit Brandweinbrennerey verbunden sind, bedient man sich allein des Brand-

*) Abgebrühte wilde Kastanien geben auch eine sehr gute Mast der Schweine.

Brandweinspülch's zur Mästung der Schweine. Auch giebt es hier und da kleine Landwirthe, welche die Erlaubniß, Brandwein zu brennen haben; diese können also auch ihre Schweine auf diese Art mästen.

Wer die Mast mit Brandweinspülch betreiben will, hat als eine vorzügliche Regel zu merken, daß er den Schweinen, wenn sie auf die Mast gestellt werden, anfänglich nur den lautern Spülch mit etwas Wasser vermischt, ohne die Treberen geben läßt. Haben sie aber einige Zeit dieses Futter genossen, so können ihnen auch Treberen gegeben werden, das Futter muß aber immer noch sehr flüssig und dünn bleiben; und sind sie endlich bald fett und können das volle Futter nicht mehr bezwingen: so müssen sie blos die dicken Treberen des Spülch's bekommen. Mitunter erhalten sie, wie schon oben gesagt wurde, eine Dosis Spiessglas, welches sie gesund erhält und ihren Appetit schärft. Giebt man ihnen gegen das Ende der Mast, 14 Tage bis 2 Wochen vorher, ehe sie geschlachtet werden sollen, etwas Gerstenschroot zu den Brandweintreberen: so kann man gewiß seyn, ein rechtes gutes, festes Fleisch von ihnen zu erhalten.

Auch bey dieser Mast ist eine genaue Ordnung im Füttern zu halten und dahin zu sehen, daß die Schweine beständig hinreichend, aber nicht zu viel auf einmal bekommen. Oester und in kleinen Portionen, ist auch hier eine

Haupt-

Hauptregel bey der Fütterung; und es ist gar nicht unrecht, wenn man das den Schweinen bestimmte Futter in 6 bis 8 Portionen, und die letzte noch spät in der Nacht giebt, weil sie auch in der Nacht fressen.

In großen Brandweinbrennereyen, wo 60, 80, 100 und noch mehr Schweine auf einmal gemästet werden *), hat man die Schweinställe meist nahe an dem Brennhouse und leitet das Futter der Schweine durch Rinnen in die Trogé. Jeder Trog ist mit einem Loche versehen, wodurch das überflüssige Futter, wenn der Trog voll ist, wieber in eine Rinne fließt, welche dasselbe in einen andern Stall und in einen andern Trog leitet. Durch diese Vorsichtung wird es möglich, daß eine einzige Person eine so große Anzahl Schweine zu füttern im Stande ist, welche sonst 3 bis 4 und mehr Personen erforderte.

Weil

* In Nordhausen werden auf eine einzige Brandweinblase, worin täglich 8 bis 12 Nords häuser Scheffel gebrannt werden, 60 bis 100 Schweine gehalten und mit dem Spüllich gemästet. Ganz lässt sich aber die Anzahl der Schweine, welche man auf eine solche Blase halten kann, nicht bestimmen, weil es darauf ankommt, ob die Schweine groß oder klein sind, und zu welcher Jahreszeit sie gemästet werden. Im Sommer fressen die Schweine nie so stark, wie in den andern Jahreszeiten, daher kann ihrer zu dieser Zeit auf eine Blase mehr ernähren und mästen kann.

Weil es, wie oben gesagt wurde, nicht ratsam ist, die Schweine ganz im Anfange mit Brandweintrebern, sondern nur mit dünnem Spülch zu füttern, und gegen das Ende der Mast der eigentliche Spülch beynahen ganz überflüssig wird: so erfordert eine gute Wirthschaft, neben den Schweinen, deren Mast bald zu Ende gehe, und welche nur Trebern bekommen, auch magere Schweine aufzustellen, denen der Spülch gegeben werden kann, welche, sobald die fetten Schweine verkauft sind, in ihre Stelle eintreten können. Dabey ist aber noch zu bemerken, daß man nie Schweine zur Mast mit Brandweinspülch aufstelle, welche noch nicht über ein Jahr alt sind; denn sonst wird man seinen Zweck, dieselben sehr fett zu machen, nicht bald erreichen, weil sie, so lange sie noch wachsen, keinen rechten Speck ansehen.

Uebrigens erfordert es die Gesundheit und das Gedeihen der Schweine, daß sie, so lange sie auf der Mast liegen, immer einen Tag um den andern in die Schwemme getrieben werden, wodurch sie sich von der mit der Mast verbundenen Hitze etwas abkühlen, und ihr Körper zugleich von der Unreinigkeit gesäubert wird.

Bey Stärkefabriken ist das Mästen der Schweine gleichfalls von großem Nutzen, und bringt, wie bey den Brandweinbrennereyen, den eigentlichen Gewinn, indem man bey beiden ohne die Mast leicht eher Schaden, als Vortheil haben kann.

50



So wie in Grannweinbrennereyen der Spülch und die Trebern zur Mast benutzt werden, so sind es hier die Kleyen, welche ausgelaugt und ausgepreßt sind, und das graue schwärzliche Mehl, welches sich in der Abschüsswanne oben auf der Stärke zeigt, und von derselben abgenommen werden muß. Die Kleyen sowohl, als das graue Mehl verdünnt man mit lauem Wasser zu einer dünnern oder dichten Schlampe, je nachdem man sie magerm oder schon etwas fettem Vieh vorsehen will, indem das letztere immer dicker als das erste bekommen muß, und giebt sie den Schweinen zu fressen.

Weil die Stärkefabriken im Sommer wegen des leichteren Trocknens der Stärke meist stärker betrieben werden können, als im Winter, auch im Sommer nicht so viele fette Schweine abgehen, als im Herbst oder im Winter, und man daher darauf denken muß, den Abgang von der Stärke zur Schweinemast für den Winter aufzusparen: so kann man die Kleyen und das Mehl auch trocknen und bis dahin aufheben. Eckardt giebt hierzu in seiner Experimental - Dekonomie nachstehende Vorschrift: „Wenn die Säcke in den Treifässern ausgeleert werden sollen: so muß man die darin befindliche Kleye sparsam auf einen Platz im Hause unter einen Schuppen etwas weit auseinander bringen und öfters umschippen, damit sich dieselbe nicht erhitzt und doch nach und nach austrocknet.“

Dess.

Desgleichen, wenn die ausgetretene Stärke in den Abschwannen sich völlig gesetzt, und den andern Tag das Wasser abgeklärt ist: so wird das graue Mehl, d. h. das schlammige locker aufstehende Wesen, welches für das Vieh gehört, von der unten auf dem Boden sitzenden weißen Stärke sauber abgeschöpft und in reine Futtervorräthe geschüttet, noch viel kalt Wasser dazu gegossen und zwey Tage in Ruhe gelassen. Alles Mehl wird sich nun fest zu Boden setzen, und das Wasser klar oben aufstehen, welches dann sogleich mit Vorsicht abgeklärt, und der graue dicke Mehlschlamm auf eine im Hofe auf etwas Stroh ausgebreitete grobe Leinwandsplane geschüttet wird, darauf sich die wässerige Feuchtigkeit bald abseihet und ein recht harter Teig daraus wird.

Nun wird die vorerwähnte Tritkleye mit bloßen Füßen hierunter getreten, und in einen von schlechten Brettern zusammen genagelten Rahmen gedrückt, mit großen Messern große Stücke, wie ein großer Mauerstein, geschnitten, und wie man mit den Mauersteinen in den Ziegelhütten zu thun pflegt, reihen- und schichtweise auf alte Böden, bey gutem Wetter aber hinterim Hofe auf die Erde gesetzt, getrocknet und dann bis auf den Winter zur Fütterung aufgehoben, da dann diese Kuchen eingeweicht ein vortreffliches Mastfutter für alles Vieh, selbst für Truthühner und Gänse abgeben." —

§. II.

§. LI.

Von den Schweinställen, Schweinkoben, und der Behandlung der Schweine in denselben.

Die Schweinställe, Schweinkoben, werden in der Regel etwas von den andern Ställen entfernt angelegt, weil der Geruch dieser Thiere, und besonders ihres Rothes, den andern Hausthieren, vorzüglich aber den Pferden, höchst unangenehm ist. Kann man die Schweinställe also auch nicht von den übrigen Ställen ganz entfernen: so bemühet man sich doch, einen Platz für dieselben auszuwählen, wo sie nicht zu nahe an den Pferdeställen sind.

Man bedient sich übrigens für die Schweine ordentlicher Ställe, oder auch blos so genannter Schweinkoben.

Die Schweinställe, welche man meist da findet, wo eine starke Mast mit Brandweinspüllich oder mit Starketleye getrieben wird, müssen nicht zu niedrig angelegt und hübsch lustig seyn, damit die Ausdünstungen der Thiere leicht hinweg genommen werden können, und die Hitze darin nicht überhand nimmt. Eine Höhe von 6 Fuß ist für Schweinställe hinreichend, und mehrere Lüftlöcher unter der Decke einander gegen über werden bestan-

ständig die Lust reinigen und die Dünste vertreiben. Die Größe richtet sich nach der Anzahl der Schweine, welche man darin aufstellen will; doch muß auf jedes Schwein 6 Fuß Raum gerechnet werden.

Die Wände dieser Ställe müssen von Bohlen seyn, denn jede Lehmvand würde von den Schweinen durchwühlt werden; und der Fußboden ist in diesen Mastställen etwas abhängig mit großen breiten Sandplatten ausgelegt, von welchen der Harn der Schweine in eine angebrachte Rinne zusammen läuft, welche ihn auf den Dungeraußen führt, und der Kot der Schweine leicht mit Besen weggekehrt und mit darauf geschüttetem Wasser abgespült werden kann; welches um so leichter angeht, da die Mastschweine keiner Streue bedürfen, um warm zu liegen.

An den Wänden sind nun die Erde angebracht, in welche, wie schon im vorigen §. gedacht wurde, das Futter vermittelst einer Rinne eingelassen wird.

In kleinen Wirtschaften, oder wo man sich mehr mit der Zucht als dem Masten der Schweine abgibt, sind kleinere Schweinställe oder sogenannte Schweinköben gewöhnlich. Diese Schweinköben werden am besten von Steinen aufgebaut; oder, wenn dies zu kostspielig seyn sollte, von Holz, die Wände aber mit Bohlen beschlagen, oder mit Kalk und Steinen ausgemauert. Die Fußböden werden aus

aus dicken Bohlen (Schaalholzern) gemacht und dicht zusammen gefügt, damit die Schweine nicht mit den Beinen dazwischen kommen und sich beschädigen. In die Bohlen läßt man kleine Löcher bohren, wodurch der Harn absießen kann: oder um dies zu erreichen, kann man auch den Fußboden etwas abhängig legen. Des Ausflusses des Unraths wegen müssen auch die Schweinkuben etwas von der Erde erhaben, jedoch nicht über $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch angelegt werden, damit sich die Schweine, besonders die trächtigen Sauen, bey dem Aus- und Einspringen keinen Schaden thun, und die Sauen etwa gar verwerfen. Die Größe der Schweinkuben richtet sich freylich auch nach der Anzahl und nach der Größe der Schweine, welche man darin aufstellen will; doch pflegt man ihnen meist 12 □ Ellen Raum im Lichten zu geben, daß 3 bis 4 Mastschweine völlig darin Platz haben. Ihre Höhe braucht auch nicht über 5 bis 6 Fuß zu betragen.

Die Futtertröge, welche man von Stein, besser aber von Holz, versertigen läßt, werden bey diesen Schweinkuben so angebracht, daß sie halb in und halb außer dem Stalle stehen, weil man das Futter immer von außen hinein zu schütten pflegt. Sie werden mit einer Fallthüre oder mit einer Klappe versehen, welche man, so oft Futter eingeschüttet werden soll, aufheben und dann jedesmal wieder mit einem Niegel verwahren muß, damit die Schweine nicht über den Trog hinaus zu dieser Thür herauspringen können.

Damit

Damit nun die Schweine, wenn mehrere in einem Kaben eingesperrt sind, nicht in die Tröge springen, dadurch das Futter verunreinigen und verderben, einander abdrücken oder hinwegstoßen und beißen: so muß man an den Trögen herauf Latten anschlagen lassen, zwischen welchen die Schweine nur mit dem Kopfe hindurch kommen können. Werden nun die Schweine größer: so muß man entweder die Latten etwas weiter aus einander annageln, oder die Schweine in einen andern Kaben bringen, wo der Raum zwischen den Latten am Troge schon größer ist. Diese Einrichtung paßt bey allen Gattungen der Schweine; man darf man keine Saue, welche Junge hat, an einen solchen Trog stellen; diese verlangt nicht allein jederzeit einen abgesonderten Stall, sondern auch einen flachen und freystehenden Trog, damit die Ferkel an demselben hinanreichen und mit der Mutter daraus fressen können.

Die Schweine gedeihen nicht besser, als wenn sie jederzeit von einer Familie oder vor einem Wurfe zusammen gestellt werden. Denn nicht leicht werden sich Ferkel, welche von zwey verschiedenen Müttern, oder von verschiedenem Wurfe sind, mit einander vertragen, sondern sich gegenseitig am Fressen hindern, und so ihre Mast erschweren. Ist man also in dem Falle, daß man seine Schweine, welche man ins Haus schlachten will, nicht selbst erzieht, oder von sichern Leuten von einem Wurfe bekommt: so ist es am ratsamsten, jedes Schwein einzeln zu stellen, oder wenn man ja mehrere zusam-

Kap. I. Von der Erziehung der Schweine. 47

sammenstellt, genau Acht zu geben, ob sie sich mit einander vertragen, oder wieder getrennt werden müssen.

So unreinlich die Schweine auch sind und so gierig sie die schmuzigsten Sachen, selbst Roth, auffressen, und sich in jedem Hfuhl und Sumpf herumwälzen: so verlangen sie doch einen reinlichen Stall, und oft frische Streu. Da sie suchen meist ihren Stall so viel sie können selbst rein zu erhalten, indem sie gewöhnlich ihre Ausleerungen in einen Winkel des Stalles tragen, um das Stroh, welches ihnen untergestreut wurde, damit nicht zu verunreinigen.

Alle zwey bis drey Tage müssen daher ihre Ställe ausgemistet, auch bisweilen mit frischem Wasser ausgespült und frisch ausgestreut werden; denn der äußerst starke Geruch des Misses ist gewiß den Schweinen selbst nachtheilig, und vorzüglich können sie einen nassen Stall und ein nasses Lager durchaus nicht vertragen.

So wie die Ställe der Schweine reinlich gehalten und reichlich mit frischer Streu versehen werden müssen, so ist auch eine gleiche Reinlichkeit in Ausehung der Tröge zu beobachten. Jedesmal, wenn von neuem Futter eingeschürtet werden soll, muß man daher die Tröge mit Fleiß reinigen, auch wohl gar mit frischem Wasser ausspülen lassen; denn die Schweine verunreinigen nicht allein ihre Tröge öfters mit ihren Extremenen, und verdorben sich

sich dadurch das Futter, sondern das in den Trögen hängen gebliebene Futter nimmt einen übeln Geschmack an, welcher sich dem frisch hinzugeschütteten Futter mittheilt und dasselbe den Schweinen gleichfalls unangenehm macht.

§. 12.

Von der Veredlung der Schweine
durch andre Rägen.

Zum Schluß dieses Kapitels muß ich auch noch der Möglichkeit gedenken, die Schweinezucht durch ausländische Rägen zu verbessern. In mehreren Wirthschaften hat man glückliche Versuche damit gemacht und gefunden, daß es allerdings zuträglich sey, wenn ein Landwirth durch auswärtige Eber die Art seiner Schweine zu veredeln Gelegenheit hat.

Sich aber mit einer blos ausländischen Schweinezucht (z. B. der Chinesischen oder Siamischen Schweine, welche einen sehr großen Körper, starken herabhängenden Bauch und sehr niedrige Beine hat, aber sich durch nichts vortheilhaft auszeichnet) sowohl in Ansehung der Eber, als auch der Zuchtsauen abzugeben, wird niemals rathsam seyn, und auch im Großen nur selten ohne unverhältnismäßige Kosten durchgesetzt werden können. Auch gibt es unter den gewöhnlichen Landschweinen noch immer schöne große Arten, welche, wenn sie nur gut gewarriet und reichlich gefüttert werden,

den, zur Zucht immer sehr nutzbar sind. Allein vor den Böhmisichen, Ungarischen und Pohlnischen Schweinen muß ich warnen; weil sie nie so gutes, sondern ein viel größeres Fleisch als die unsrigen geben, und auch nicht die Größe unserer Schweine erlangen.

Manche Müllerschweine besonders sollte man ihrer Größe wegen für eine ganz besondere ausländische Art annehmen, ob sie es gleich nicht sind, sondern nur von dem reichlicheren und nahrhaftern Futter, womit sie von den Müllern versorgt werden können, ein größeres und stärkeres Wachsthum bekommen.

Wenn man also dasselbe thut, seine Schweine immer reichlich und mit nahrhaftem Futter füttet und sich aus diesem Grunde nie mit zu viel Schweinen überlegt; dann eine gute Auswahl unter den Zuchtrebern und Zuchtsauen trifft, und sie besonders nicht unter $2\frac{1}{2}$ Jahren zur Begattung zuläßt; und sie endlich auf der Weide und in den Ställen gut wartet und pflegt, und sie besonders reinlich hält: so wird man auch von blos inländischer Art eine sehr schöne und gute Rasse Schweine erziehen können.

Sollte ja zur Veredlung der Schweinezucht durch eine andere Art Eber etwas gewonnen werden: so scheint es, daß es, da die zahmen Schweine offenbar eine Abart von den wilden Schweinen sind, am ersten durch wilde Eber oder Keiler geschehen könne. Es wäre wohl

D

der

der Mühe werth, Frischlinge aufzuziehen und zu zähmen, und diese alsdann sich mit zahmen Sauen verlaufen zu lassen. Vielleicht, daß durch eine vorzügliche Rasse Schweine erlangt würde.

Sweytes

Z w e y t e s K a p i t e l.

Von den gewöhnlichsten Krankheiten der
Schweine und der Heilung derselben.

Das zahme Schwein ist, wie die übrigen Hausthiere, manchen Krankheiten unterworfen, welche ihm, wenn nicht so schnell als möglich Hülfe geleistet wird, gewöhnlich den Tod bringen. Offenbar scheint an diesen Krankheiten eine schlechte Wartung, öfters Mangel an Reinlichkeit und Vernachlässigung auf der Weide Ursache zu seyn; weil nach den Erfahrungen der Jäger und Naturhistoriker das Schwein im wilden Zustande sehr wenig Krankheiten unterworfen ist. Es kann daher kein Landwirth ausmerksam genug seyn, daß von seinem Gesinde nicht Fehler in der Wartung und Pflege, wie von den Hirten nicht Vernachlässigungen auf der Weide begangen werden. Sollten aber doch seine Schweine aufstündig oder frank werden: so muß er eilig gegen nachstehende Krankheiten sich der beygesetzten Mittel bedienen, und kann dann mit vieler Wahrscheinlichkeit hoffen, daß sie von guten Folgen für die Gesundheit der Schweine seyn werden.

A. Innere Krankheiten.

§. I.

Die Bräune, Kehlsucht, laufendes
Feuer.

Die Schweinekrankheit, über welche von den Landwirchen fast am meisten geklagt und

D 2 welche

welche zugleich am meisten gefürchtet wird, ist die Bräune.

Es ist dies eine Halsentzündung, welcher die Schweine schon ihres Baues wegen leichter ausgesetzt sind, als andere Haustiere. Denn da ihr kurzer, unbeweglicher und unbiegsamer Hals niedriger als ihr Rücken gebaut ist: so cirkulirt das Blut stärker dahin, und es entstehen dort leichter Congestionen.

Man erkennt diese Krankheit vorzüglich daran: die Schweine werden traurig, hängen den Kopf, bekommen triefende Augen, schweren Atem und kalte Ohren; sie treten vom Fressen zurück und werden am Saufen gehindert. Nach und nach zeigt sich unter den Kinnbacken Geschwulst, und die Zunge wird ganz hochroth und dick. Auch der Hals, wie der Bauch, wird dunkelroth, welches dann gewöhnlich das Zeichen eines nahen Todes ist. Beständig zeigt ein von der Bräune besallenes Schwein, daß es viel Hiße und Angst hat, und sucht sich daher in Pfützen und auch im Miste abzufühlen.

Man findet, daß die Schweine mit dieser Krankheit, welche höchst wahrscheinlich von Erkältung entsteht, am häufigsten in den wärmsten Sommertagen besallnen werden. Gewöhnlich stirbt das kranke Thier innerhalb 3 Tagen, oft in 24 Stunden. Ist die Krankheit noch im Entstehen: so unterdrückt sie ein Brechmittel von 10 Gran Brechweinstein in einem halben Mösel

Mösel Wasser aufgeldßt; oder ein Theelöffel voll weißer sein gepülverter Nieshwurzel aufs Futter für ein Halbjähriges oder älteres Thier. Auch giebt man herba gratiolae getrocknet und gepülvert täglich zweymal einen Theelöffel voll in Buttermilch, und öffnet die Ader unter der Zunge. Die sauree Milch ist eins der ersten Mittel wider diese Krankheit; man versetzt sie aber noch mit $\frac{1}{2}$ Lotth Glaubersalz und ein Quentlein Salpeter, und giebt sie des Tages wenigstens dreymal. Außerdem kann man dabey nachstehende Salbe einreiben:

Rx. $\frac{1}{2}$ Quentl. Kermes mineralis.

$\frac{1}{2}$ Quentl. versüßten Merkur.

4 Lotth ausgelassenes Schweinefett.

Alles in einem Mörser wohl durch einander gerieben. —

Herr Oberthierarzt Neuter zu Dresden empfiehlt gegen die Bräune folgende Kur: „Bey der Bräune der Schweine“, sagt er, „thut gleich ein Brechmittel, welches aus $\frac{1}{2}$ Quentl. gepülverter weißer Nieshwurzel mit etwas Mehl und Wasser zu einem Teige gemacht, besteht, das man die Schweine fressen, oder mit Buttermilch saufen lassen muß, die herrlichste Wirkung. Vorher aber schneidet man dem kranken Thiere mit einem scharfen Federmesser die unter der Zunge liegende Ader auf und läßt es gut ausbluten, oder schneidet ihm oben am Gaume an der Seite desselben ein, wo ebenfalls ein Blutfluss erfolgt. Nach dem Brechen giebt man ihm oft saure Milch, worin einige Lotth

Loth Glaubersalz (ist das nicht zu viel?) aufgegeldht seyn müssen, zu saufen, und reibt auf dem Halse da, wo die Geschwüste sind oder entstehen, täglich etwas von einem Gemische ein, das aus einem Loth flüchtigen Salmiakspiritus und drey Loth Baumöl besteht. Auch müssen dergleichen Thiere immer in der frischen Luft oder in sehr reinlichen Ställen seyn." —

Erxleben empfiehlt in seinem Vieharzneybuche S. 312. folgendes Mittel gegen die Bräune der Schweine: „Der Aderlaß“, sagt er, „darf bey dieser Krankheit nicht unterlassen werden, wenn sie nur von einiger Beträchtlichkeit ist; ja er muß, wenn die Entzündung nicht nachlassen will, bisweilen selbst einigemal hinter einander wiederholt werden. Dabey dienen täglich ein Paar Klystiere, und innerlich kann man ein Loth gereinigten Salpeter tðgsl. zwey bis dreymal mit Wasser geben. Anstatt der Gurgelwasser, die man bey den Menschen gegen diese Krankheit zu verordnen pflegt, muß man bey dem Vieh, weil sie da nicht Statt finden können, Einspritzungen gebrauchen. Man kann einen Schlüssel voll gestoßenen Leinsaamen in einem Nösel Wasser kochen, durch ein Tuch gießen und zu dem abgekochten Wasser eben so viel Milch mischen. Alsdann nimmt man eine Sprize, die die gehörige Größe hat, daß sie nicht zu wenig von dem Wasser fasse und auch bis an die kranken Theile reiche, und spritz öfters des Tages von diesem Wasser warm gegen den geschwollenen Schlund und Gaumen, in welcher Absicht es gut

gut ist, wenn die Sprize vorn an der Deffnung einen Knoys mit mehreren Löchern hat, damit sich das Wasser desto besser nach allen Seiten ausbreite. — Der Kopf muß dem Thiere daß bey nicht in die Höhe, sondern nur geradeaus gehalten werden, so wird das Wasser wieder zum Maule ausfließen. — Wenn die Geschwulst auch äußerlich am Halse sichtbar seyn sollte: so kann man einen erweichenden Umschlag aus Leinsamen, Pappelkraut (Käsenalben) und Kamillen mit Wasser kochen, und etwas weißes Liliendl zusehen, und ihn öfters am Tage warm über die geschwollenen Theile umschlagen. Sollte sich hernach Eiter in den Geschwüsten erzeugen, und sich der Schaden auf der Haut zur Deffnung anschicken: so kann man ihn behutsam öffnen, und alsdann desto eher die gänzliche Heilung von der Krankheit selbst erwarten.“ Dieses Mittel ist gewiß sehr gut, und besonders ist von dem Einspritzen und den Umschlägen viel zu erwarten; denn nichts thut bey der Halsentzündung oder Bräune, womit auch die Menschen häufig besfallen werden, bessere Dienste als diese Umschläge.

Die Bella donna hat man nach der Versicherung mancher praktischer Dekonomen gleichfalls mit glücklichem Erfolge in dieser Krankheit angewendet. Und zwar kann man dem kleinsten Ferkel 20 Gran; einem zweijährigen Schweine aber 70 bis 80 Gran derselben geben. Man pulvrisirt die Wurzel, weicht sie eine halbe Stunde in etwas Wasser ein, und füllt sie dann dem kranken Thiere ein.

Da

Da es bey der Heilung dieser Krankheit vorzüglich darauf ankommt, die Hitze in dem Blute der Schweine zu dämpfen und den Zustrang desselben zum Halse zu hemmen und zu schwächen: so ist das einfache Mittel, welches mehrere Landwirthe, und selbst Bauern brauchen, gewiß sehr vernünftig. Sie lassen nämlich dem kranken Thiere unter der Zunge zur Ader, und schneiden die Ohrenspitzen und ein Stückchen vom Schwanz ab, wodurch das Blut nach andern Theilen des Körpers hingeleitet wird. Dabey geben sie dem kranken Thiere Salpeter, oder, wenn ihnen dieser fehlet, Schießpulver in saurer Milch ein, und kusiren auf diese Art das kranke Thier.

Bisweilen wird diese Krankheit auch blos dadurch wieder geheilt, daß man den Saft von der Hauswurzel mit dem Futter vermischt giebt.

So lange die Schweine bey dieser Krankheit noch etwas fressen und saufen, und man ihnen mit dem Futter und Getränke die Arzney beybringen kann, läßt sich allenfalls von diesen Mitteln noch etwas erwarten. Allein wenn ihnen die Mittel mit Gewalt eingegeben werden sollen, dann hat dies bey denselben mehr Schwierigkeiten und sie werden dadurch so erboss, daß sie sich mehr Schaden thun, als durch die Krankheit geschehen kann. Die Art aber, wie man den Schweinen die Mittel beybringt, ist folgende: Man hebt das Schwein mit Gewalt auf, richtet ihm den Kopf in die Höhe,

Höhe, bricht ihm das Maul mit einem Knebel (einem dicken Stocke) auf und gießt ihm die Arzeney behutsam ein, damit es nicht erstickt.

Man muß daher so viel möglich Sorge tragen, daß sie nicht frank werden, und kann als Präservativ gegen die Bräune, jedem halbjährigen und ältern Schweine wöchentlich einmal eine Hand voll Holzasche auf das Futter geben. Im Winter braucht dies nur alle vier Wochen zu geschehen. Ferkel unter einem halben Jahre bekommen nur eine halbe Hand voll auf einmal. Durch dieses leichte Mittel ist man im Stande, seine Schweine vor dieser gefährlichen Krankheit zu verwahren.

Ist aber die Bräune einmal bey einem oder einigen Schweinen ausgebrochen: so ist nöthig, weil sie sehr leicht epidemisch wird, daß man den übrigen Schweinen in der Heerde nicht allein Einschnitte an den Ohren macht und ein Stückchen Schwanz abschneidet, damit sie bluten müssen, sondern ihnen auch täglich sauere Milch mit $\frac{1}{2}$ Loth bis 1 Loth Glaubersalz und ein Paar Quentchen Salpeter giebt, wodurch sie von dieser Krankheit befreyt bleiben werden.

§. 2.

Von der Seuche der Schweine.

Diese Krankheit befällt im Sommer bisweilen ganze Heerden, und hat ihren Grund vor-

vorzüglich im Genuss vieles schlechten Futters, besonders auf den Weideplänen, wenn Mehlschau gefallen ist. Die Schweine haben dabey währige Augen, hängen den Kopf auf die Seite, sind sehr matt und zeigen eine grosse Abneigung gegen das Fressen.

Gegen diese Krankheit, welche leicht gefährlich werden kann, wenn man nicht in Zeiten etwas dagegen thut, kann man folgendes Mittel mit glücklichem Erfolge anwenden: Man macht einen guten warmen Mehltrank, schüttet $\frac{1}{2}$ Pfund graues klar gemachtes Leberkraut, ein Stück rothen Ocker von der Größe eines Hühnereyens, 1 Loth pulverisirten gereinigten Salpeter dazu, und lässt das Thier so lange hungern, bis es davon frist. Dies thut man etlichemal, bis es wieder Appetit bekommt, mischt eine Zeit lang unter alles Futter Leberkraut und etwas Salpeter, und das Schwein geneset meistentheils.

§. 3.

Vom Rantkorn.

Diese Krankheit, welche bey manchen auch Gertenkorn heißt, hat mit dem Zungenskrebs des Kindvieches viele Aehnlichkeit, stellt sich gewöhnlich in oder nach der Aernte ein, und zeigt sich folgendermaßen: Oben an den Furchen oder Kerben des Gaumes zeigt sich eine verhärtete Geschwulst, einer weißen Erbse gleich, dabey verliert das Thier die Fröhlichkeit,

Knirsche



Knirscht öfters mit den Zähnen, und mag nicht viel aufstehen, sondern sich vielmehr einwühlen, welches ihm jedoch augenscheinlich sehr schwer fällt. Ueberdies zeigt sich ein völlig fiebigerhafter Zustand, durch Zittern, Hitze, kalte Ohren u. dergl. an demselben, und ohne schleunige Hülfe ist es bisweilen binnen 24 Stunden tod.

So bald man die weiße Blatter an dem Gaume gewahr wird: muß man dieselbe mit einem kubigten scharfen Messer oder mit einem scharfen blechernen Löffel weghaben und die Wunde mit einer Latwerge, welche aus einem Löffel Honig, ein Paar Löffel scharfen Essig und einem Löffel Salz besteht, bestreichen; vorher muß man dem Schweine aber das Maul recht rein mit Salzwasser auswaschen, damit nichts von dem Eiter in demselben zurück bleibt. Man thut dann wohl, die Schweine einige Zeit im Stalle zu behalten.

Statt der angegebenen Latwerge streut man auch in die Wunde, welche von der ausgeschittenen Blatter entstanden ist, Ingwer mit Ofenruß, beydes fein gepulvert. Man sperrt die Schweine in einen besondern Stall und wartet ihrer mit gutem Gerränk, worauf sie sich bald bessern werden.

§. 4.

Von dem Hinterbrande.

Bey dieser Krankheit werden die Schweine an

an den Beinen, meist an den Hinterbeinen, lahm, daß sie sich nur auf die Vorderfüße stellen können. Die Ursache dieser Krankheit liegt vorzüglich in dem Mangel gehöriger Reinlichkeit, reiner Luft und nothiger Bewegung. Denn sie findet sich hauptsächlich an solchen Schweinen, welche nicht ausgetrieben werden, sondern beständig in Ställen, öfters dumpfigen Ställen, liegen müssen.

Hat das Uebel noch nicht sehr überhand genommen, und die Schweine sind noch im Stande, aufzustehen und ein Paar Schritte zu gehen: so lasse man sie in die freye Luft und gebe ihnen dabey folgende Pillen:

R. Antimonium crudum $\frac{1}{2}$ Loth.

Schwefel 1 Quentchen.

Kämpfer $\frac{1}{2}$ Quentchen.

Vermische es mit Mehl und Honig und mache Pillen daraus.

Ist die Krankheit schon schlimmer: so wird dem Schweine in der Gegend des Lendenwirbelbeins, gleich vor dem Kreuze, ein Leder gesetzt, welches man auf folgende Art bewirkt: Man schneidet die Haut auf und trennt sie mit einem Instrumente von dem Fleische, und steckt dann ein Stück Leder oder Filz von der Größe eines Wiergroschen-Stücks, welches vorher einige Stunden in einem Gemische von halb Steindöll und Terpentindöll gelegen haben muß, in die Öffnung. Es wirkt, wie ein blasen-

zieß

ziehendes Pflaster. Nach acht Tagen nimmt man es heraus und reinigt die Wunde öfters mit kaltem Wasser. Wenn das Uebel an den Vorderfüßen ist: so wird dqs Leder an die Brust gelegt, und das Schwein an den frischen Füßen mit warmen Brandweinspüllich gehabedt. Neben diesem Mittel kann dem kranken Schweine auch öfters sauere Milch mit einigen Löffeln Glaubersalz und einem Löffel Weiderindenpulver versezt, mit Vortheil gegeben werden.

Herr Nohlwes empfiehlt in dieser Krankheit folgendes Mittel:

R. Kampfer 2 Quentchen.

Salmiak

Salpeter

Wachholderbeeren, von jedem sechs Quentchen.

Alles sein pulverisirt, zusammengemischt und in 12 gleiche Theile getheilt.

Hiervom giebt man dem Schweine alle Tage drey mal, Morgens, Mittags und Abends, jedesmal ein Pulver mit Wasser ein; auch muß man auf jede Lende folgende Salbe einreiben:

Spanische Fliegen in Pulver 2 Quentch.

Schweinfett 4 Loth

zusammengemischt.

Sehr oft werden die Schweine auch mit dieser

dieser Krankheit befallen, wenn sie an dem Mankorn leiden; doch noch häufiger gesellt sie sich zu der im folgenden S. zu beschreibenden Vorstenfäule.

S. 5.

Von der Vorstenfäule.

Diese Krankheit entsteht gleichfalls von Unreinlichkeit und von dumpfigen nassen Schälen, besonders bey solchen Schweinen, welche auf der Mast liegen, übermäßig gefüttert werden und nie in die freye Luft kommen.

Bey dieser Krankheit fassen den Schweinen die Vorsten aus, oder werden doch so locker, daß man sie leicht ausziehen kann, und die Wurzeln derselben sind blutig; zugleich löpt sich auch der Speck des Thieres auf und wird flüssig und eitrig.

So bald man etwas von diesem Uebel gewahr wird: muß man das Schwein öfters mit Seife waschen, an die freye Luft bringen und mit einer guten trocknen Streu versehen. Puls verisirte Eichenrinde, Eicheln oder Galläpfel in Wasser abgekocht und mit Bachholderbeeren versetzt, sind noch das beste Mittel gegen diese Krankheit, welche öfters nicht geheilt werden kann. Auch kann man Sauerteig in saurer Milch aufgeldst den Schweinen täglich dreymal geben. Täglich eine Völle aus $\frac{1}{2}$ Loth Antimonium, $\frac{1}{2}$ Quentchen Schwefel und $\frac{1}{2}$ Quentchen

chen Kampher mit Mehl und Honig des Mrogs
gens gegeben, ist ebenfalls sehr wirksam.

§. 6.

Von den Blattern oder Pocken der
Schweine.

Die Schweine sind auch dieser Krankheit unterworfen, doch findet man sie selten an ausgewachsenen, meist an Ferkeln. Es bilden sich dann eine Menge kleiner Geschwüre auf der Haut, woraus, wenn sie aufbrechen, ein dicker Schorf entsteht. Die Augen schwärzen den Ferkeln zu und ihre Füße ziehen sich gichtartig zusammen. Man kann die Pocken der Schweine mehr für eine Folge der Unreinigkeit an den Ferkeln, als eine wirkliche Krankheit ansehen. So bald man sie aber an einem Schweine bemerkt, ist es ratsam, dasselbe von der Heerde zu entfernen, weil dieses die übrigen anstecken könnte.

Man kann die Schweinepocken, wenn man die Ferkel dabei mit Fleiß reinigt und sie ferner reinlich hält, sehr leicht durch Kuhmilch vertreiben, welche den Ferkeln zu sausen geben wird. Sind ihnen die Augen zugeschworen: so schlägt man warme Milch auf, damit sie sich öffnen, und dann wischt man dieselben rein aus, damit der Eiter aus ihnen hinweg kommt, welcher leicht die Augen angreifen und die Blindheit der Schweine verursachen könnte.

Hilf

Hält

Hält man die bloße Kuhmilch nicht für hinreichend: so kann man auch Schwefelblumen und noch einmal so viel Wachholderbeeren, beydes pulverisiert, darunter mischen.

S. 7.

Von dem Durchfall.

Bei weilen werden die Schweine auch vom Durchfalle besallen, woraus sogar eine Art Nuhr werden kann, wenn nicht in Zeiten vorgebeugt wird. Auch diesem Zufall sind die Ferkel mehr ausgesetzt, als die erwachsenen Schweine.

Der Durchfall ist entweder die Folge einer Erkältung und daher auch im Frühjahr und im Herbst am häufigsten, oder entsteht auch von schlechtem Futter, welches die Schweine gessen.

Dass man die Schweine bey diesem Zufalle besonders warm und trocken halten müsse, bedarf wohl keiner besondern Erinnerung; deshalb ist es auch gut, dieselben von der Weide zu Hause zu behalten, bis sie völlig wieder hergestellt sind.

Man heilt diesen Zufall mit einer Hand voll klein geschnittener Tormentillwurzel, welche auf das Futter gestreut wird, oder indem man öfters $\frac{1}{2}$ Pfund geröstete Eicheln zu dem Futter mischt.

Auch

Auch giebt man dagegen eine Hand voll düsse zu Muß gekochte Heidelbeeren; auch habe ich gesehen, daß der Durchfall mit einem Topf voll schwarzen Kaffee, welchen die Ferkel tranken, alsbald gestopft wurde, und dieselben ihre völlige Gesundheit wieder erhielten.

Während sie an dem Durchfall leiden, müssen sie lauter nahrhaftes Futter erhalten; als Roggenmehl geröstet ins Sausen, gekochte Möhren mit etwas Schroot vermisch't und besonders sauere Milch.

Haben die Schweine Koliken, welches man daran erkennet, wenn sie sich sehr zusammenkrümmen und alles Futter verschlucken, vielleicht auch einen aufgetriebenen Leib haben: so kann man eine Hand voll Kamillenblumen mit eben so viel Leinsamen abkochen, bis das Wasser schleimig wird, und auf zweymal lauwarm eingeben. Unter das Sausen kann dabey etwas gestoßener Kämmel gethan werden.

S. 8.

Von dem Verfangen.

Wenn die Schweine sich überfressen, oder zu gierig saufen, oder auch sehr heftig gegen den Wind getrieben werden: so blähen sie davon auf, oder verfangen sich. Sie bekommen dabey gewöhnlich kalte Ohren, werden traurig, und verlieren allen Appetit.

E

Dagegen

Dagegen kann man dem kranken Schweine Krummhölzöl eingeben, oder auch Steindl 40 Tropfen in einem Löffel voll Brandwein, das bey schneidet man ihm die Ohren und ein Stückchen Schwanz ab. Diese Mittel schaffen dem Schweine Erleichterung und stellen es wieder her.

Auch kann man statt dem obigen Mittel 1 Loth rothe Enzianwurzel, 1 Loth Wachholderbeeren und 1 Quentchen Kampher als ein Pulver geben. Kleinen Schweinen giebt man die Hälfte.

§. 9.

Von der Schwindsucht oder dem Abzehren der Schweine.

Die Schwindsucht kann durch ein Geschwür an den Lungen verursacht werden, und dann sind alle Mittel gegen dieselbe vergebens. Allein öfters zehren sich auch die Schweine ab, ohne daß diese Ursache oder ein anderes innerliches Geschwür zum Grunde liegt; dann kann man dem kranken Thiere alle Tage $\frac{1}{2}$ Loth venetianische Seife und ein Loth Antimonium in Wasser aufgeldzt geben, und die Herstellung desselben erwarten.

Oder man nehme 2 Hände voll Weidenrinde, zerschneide sie und thue sie in einen reinen Topf und gieße so viel Wasser darauf, als nothig ist, sie zu bedecken. Nun verschließe man den

den Topf und setze ihn an ein gelindes Feuer zum langsamem Aufkochen, bis das Wasser eine starke braune Farbe hat. Von diesem Wasser giebt man etwa $\frac{1}{2}$ Mösel auf das Futter des Patienten, und zwar so lange, bis eine Zunahme am Fleische bemerkt wird. Erfolgt diese nicht bald: so ist auch wenig Hoffnung zur Rettung.

§. 10.

Von dem Schwindel oder der
Milzsucht.

Diese Krankheit befällt öfters Schweine, welche beständig in der Stalllust leben und nur wenig Bewegung haben, und entsteht aus einem Fehler an der Leber und Verstopfung der Milz.

Das kranke Schwein läuft dabey im Kreise herum, mag nicht fressen, keucht und hustet; daneben bemerkt man auf der linken Seite eine Geschwulst, welche dem Schweine, sobald sie berührt wird, sehr schmerzt.

Gegen diese Krankheit giebt man folgendes Mittel:

Nimm 1 Quentchen rothen Enzian puls
verisirt.

$\frac{1}{2}$ Quentchen Rhabarber.

1 Quentchen venetianische Seife,
vermische es mit $\frac{1}{4}$ Mösel Wasser und gieb täg-
lich einmal davon.

E 2

Oder

Oder man kann auch dieses Mittel gebrauchen: Zuerst wird dem Thier unten am Schwanze a Quersinger vom After durch einen etwas tiefen Einschnitt zur Ader gelassen, und ihm dann in Sauermilch täglich zweymal dieses Mittel gegeben:

Nimm 2 Loth Glaubersalz.

1 Quentchen rohen Salpeter.

$\frac{1}{2}$ Quentchen Jalappengulver.

Alles wohl zusammen gemischt.

Bittere Kräuter, welche die Eingeweide stärken, als Vermuthsaft mit dem Saft von etwas Poleyn vermischt, und freye Luft und Bewegung than in dieser Krankheit meist sehr gute Dienste.

H. XI.

Vom Husten.

Er entsteht entweder von Erhitzung und darauf folgender Erkältung, von starkem Treiben gegen den Wind, vom Staube, der sich bey dieser Gelegenheit den Schweinen auf die Lungen setzt u. dgl. Es ist nothig, daß man, wenn man bemerkt, daß ein Schwein hustet, bald etwas dagegen gebraucht, indem ein vernachlässiger Husten leicht die Schwindsucht und das Abzehrnen nach sich ziehen kann. Sehr gute Dienste leistet dagegen schon der Molken, den man den Schweinen bey diesem Zufall häufig zu trinken geben muß. Indessen kann man

man dabey noch Schwefelblumen auf das Fußter streuen, oder 1 Loth Antimonium und 1 Loth venetianische Seife im Wasser auflösen und dem Schweine eingleßen.

Ein gleichfalls sehr gutes Mittel ist:

Nimm Sūßholz 3 Loth.

Anis 3 Loth.

Beydes zu Pulver gestossen und mit 8 Loth Horng vermischt.

Von dieser Latwerge streicht man täglich dem Schweine zweymal einen Theelöffel voll auf die Zunge.

Ein Brechmittel von etwas Brechweinstein in Wasser aufgelöst, thut auch sehr gute Dienste.

§. 12.

Von der Wasserversuch.

Diese Krankheit, welche man nicht leicht bey Schweinen findet, die auf dem Stalle gesüttert werden, besäfft nicht selten ganze Heerden, die beständig auf die Weide gehen, besonders wenn der Sommer sehr naß war. Dicke Bäuche, Magrerie an den übrigen Theilen des Körpers und Mattigkeit sind die Kennzeichen dieser Krankheit.

So bald man hieraus die Krankheit erkannt

Kannst hat: so muß man die Schweine von der Weide zu Hause behalten, mit nahrhaftem Futter versehen und dabey ein Pulver von rother Enzianwurzel und Kalmuswurzel, von jedem $\frac{1}{2}$ Pfund auf einmal geben; auch kann man zu diesem Pulver noch 8 Loth Wachholzbeeren setzen.

Nach acht Tagen setzt man dieses Mittel aus, und streicht dagegen den großen Schweinen täglich einer Muß groß von folgender Latwerge auf die Zunge; bey jüngern und kleineren Schweinen nimmt man weniger:

Nimm Burgundisches Harz 16 Loth, löse es in 1 Pfund Leindl auf, vermische es mit 8 Loth Brunellensalz und 2 Loth Schwefelbalsam, und thue so viel zu Pulver gestoßenen Petersiliensaamen dazu, daß eine Latwerge daraus wird.

Hat man diese Latwerge vier Tage hinter einander gebraucht: so fährt man wieder mit dem ersten Mittel fort, und wechselt so lange mit beyden Mitteln ab, bis die Krankheit nachläßt, der dicke Bauch vergeht und das Schwein wieder mehr Fleisch bekommt.

§. 13.

Von den Finnen.

Diese Krankheit war, wie die Franzosenkrankeit bey dem Rindvieh, noch vor nicht gar lang,

langen Jahren gar sehr gefürchtet, und kein Schwein, an welchem man Finnen bemerkte, durfte zum Verkauf ausgeschlachtet werden, wenn es auch noch so stark und so fett gewesen wäre. Durch die Ferschungen der Naturhistoriker wurde man aber endlich überzeugt, daß die Finnen in den Schweinen nichts anders, als Blasenwürmer und folglich der Gesundheit der Menschen nicht schädlicher wären, als die Egel, welche man so häufig in den Lebern der Schafe findet. Von dieser Zeit an durften die Schlächter auch nicht wagen, finniges Schweinesfleisch zum Verkauf zu bringen.

Die Finnen zeigen sich als weiße Blasen oder Knötkchen, bald von der Größe einer kleinen Erbse, bald eines Hirsenkorns groß im Fleische und vorzüglich unter der Zunge und an der Seite derselben. Dabei hat das Schwein eine rauhe heisere Stimme, und die Vorsten, welche man ihm zwischen den Ohren oder hinten an den Hüften ausreißt, sind an der Wurzel blutig.

Die Finnen entstehen höchst wahrscheinlich aus unreinen Säften, aus schlechter Behandlung, aus zu schnellem und kaltem Saufen auf Erhitzung.

So bald man an den kleinern oder größern Blasen an der Zunge das Daseyn der Finnen erkennt: so muß man ein oder das andere Mittel zur Vertreibung derselben gebrauchen.

Anti-

Antimonium ein halbes Roß unter einen Eßlöffel voll Eichenholzrasche gemischt, oder auch Antimonium allein täglich aufs Futter gestreut verreibt die Finnen nach und nach. Als Vorbeugungsmittel gegen die Finnen geben manche Dekonomen ihren Schweinen bisweilen eine Hand voll Hanskörner, oder auch eingekochte Erbsen. In Thüringen hält man die Linsen für ein bewährtes Präservativ gegen die Finnen, mästet die Schweine häufig mit Linsengerste, und man hört selten von einem finnigen Schweine. Auch soll man dadurch verhindern, daß die Schweine keine Finnen bekommen, und jederzeit davon befreit bleiben, wenn man ihnen vier Tage nach einander täglich dren Finger voll Senf des Morgens auf das Schrotfutter streut.

Auch ist folgendes Mittel sehr gut gegen die Finnen. Man nimmt ein halbes Roß gestohlene Lorbeerblätter und eben so viel Antimonium, vermischte beydes mit Honig und Mehl, mache Pillen daraus und giebt sie den finnigen Schweinen zu fressen.

Neverhaupt ist die gute Wartung und Fütterung der Schweine das beste Mittel, daß sie keine Finnen bekommen. Daher sind die magern Schweine, welche schlecht gefüttert werden, diesem Uebel oft unterworfen; diese überfressen und übersaufen sich nachher leicht, wenn sie einmal gutes Futter bekommen, und ziehen sich die Veränderung im Drüsengewebe zu, welche wir Finnen nennen. — Wenn ein finnis-

finiges Schwein von den Finnen kurirt ist,
durf man dasselbe nicht sogleich schlachten, son-
dern muß es noch 3 bis 4 Wochen mästen.

§. 14.

Von der Läusesucht.

Die Schweine, besonders die jungen Ferkel,
werden manchmal ganz elend und mager, und
wenn man sie untersucht, findet man, daß sie
Läuse haben. Sie entstehen aus Unreinlichkeit
und zu schlechtem Futter. Wenn man daher
mehr für Reinlichkeit und für besseres Futter
besorgt ist: so wird sich das Ungeziefer merklich
vermindern, und man wird deutlich wahrneh-
men, wie sich die Schweine bessern. Sollte
dies aber allein nicht zur Vertreibung der Läus-
se hinreichen: so reibe man ein Paar Loth
Quecksilber mit etwas Terpentin und mit Schwei-
neschmalz, und bestreiche mit dieser Salbe ein
Strickchen, welches man dem Schweine um den
Hals bindet. — Die Läuse werden auch ver-
trieben, wenn man die Schweine mit stinken-
dem Öl oder mit gebratenen Eyern beschmiert:

§. 15.

Von den Beulen.

Die Schweine bekommen auch leicht Beu-
len und harte Geschwüste an manchen Glied-
dern, besonders an den Schenkeln. Wenn sie
weich

weich sind, wonach man alsbald sehen muß, wenn man die Geschwüre bemerkt; so müssen sie alsbald geöffnet und der Eiter herausgedrückt werden, damit er nicht unter sich frisht. Die offene Wunde kann man dann mit Talg und Theer, oder auch mit Terpentindl *) bestreichen, bis sie geheilt ist.

Sind die Geulen hart: so müssen sie erst erweicht werden, welches mit einer Salbe von Seife und Brandwein, worunter ein Quentchen geriebener Kampfer gemischt ist, bewirkt wird,

Dieser Salbe kann man sich auch bey Versenkungen bedienen, um die beschädigten Glieder damit einzuschmieren.

§. 16.

Von den Maden und Geschwüren in den Ohren.

Nicht selten bekommen die Schweine Maden oder Geschwüre in den Ohren. Sie lassen dann die Ohren hängen, welche ihnen sehr anschwellen, sie jucken und reiben sich an denselben, wo sie können, und schütteln öfters mit dem Kopfe. Wenn man nun die Würmer oder Geschwüre als die Ursache ihres Benehmens

ers-

*) Terpentindl ist überhaupt bey allen Fleischwunden sehr gut zu gebrauchen,

erkannt hat: so reiniget man die Ohren mit
allem Fleiß und bestreicht sie dann mit Terpen-
tindl, oder löst ein Quentchen sublimirtes
Quecksilber in reinem Quellwasser auf, und
wäsch die Ohren damit.

§. 17.

Von der Tollheit der Schweine.

Wenn man gewiß weiß, daß kein wüthender
Hund zur Heerde gekommen ist, und es finden
sich gleichwohl Schweine, welche stier vor sich
hingehen, heiße Ohren und heiße und trockene
Mäuler und keine Lust zum Fressen haben, wü-
thend in der Erde wühlen, um sich beißen, und
endlich wider alle Wände laufen, welches auch
von großer Sonnenhitze entstehen kann: so läßt
man ihnen Ohren und Schwanz verstuken,
den Kopf beständig mit nassen Lappen umwickeln
und täglich dreymal ein halbes Quentchen
Salpeter in Wasser aufgeldt nehmen. Dabey
ist es auch gut, ihm nachstehende Salbe zwis-
schen dem Halse und der Schulter einzureiben:
Spanischfliegenpulver zwey Quentchen in vier
Loth Schweinefett eingerührt.

Ist aber das Schwein von einem tollen
Hunde gebissen: so muß die Wunde gleich mit
Essig und Seifenwasser recht rein ausgewaschen,
besser aber gar mit einem scharfen Messer aus-
geschnitten und dem Thiere nach Maahgabe
seines Alters gepülverte Belladonnawurzel ge-
geben werden; nämlich einem erwachsenen
Schweine

Schweine 60, 70 bis 80 Gran, einem einsjährigen 50 bis 60 Gran, einem halbjährigen 30 bis 40 Gran. Allein da die Bella donna sehr angreifend ist: so darf sie nur einen Tag um den andern gegeben werden.

Zum Schluß der Krankheiten der Schweine ist noch zu merken: daß Pfeffer und sehr gesalzene Brühen, z. B. Fischbrühen, durchaus schädlich, ja tödlich sind, und die Schweine das vor in Acht genommen werden müssen.

zu d' 3000 Jahr da man das Land verloren
wir hauptsächlich wissentlich verlor. obgleich es
sehr leicht war, dass man unschuldig das Land
verloren hat, so dass man nicht schuldig ist,
doch ist es doch sehr schade, dass man
die 2000 Jahre die man verloren hat
nicht wieder zu gewinnen, und man kann es
nicht wieder zu gewinnen, und man kann es
nicht wieder zu gewinnen.

Fünfter Abschnitt.

Von der Ziegenzücht.

Erstes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der Ziegen.

§. I.

Von der Nutzbarkeit der Ziegen.

Die Nutzbarkeit der Ziegen bewahrt sich zwar in jeder Wirthschaft durch mancherley Vortheile, welche man von ihnen haben kann; jedoch ist die Lage eines Ortes und dessen Länderey besonders der Maßstab, nach welchem man ihren Nutzen vorzüglich berechnen kann.

Die

Die Ziege giebt uns nicht allein sehr gutes Fleisch, welches besonders an jungen Ziegen und Ziegenlammern seiner Zartheit wegen von manchen sehr geliebt wird: sondern wir erhalten von den älteren gemästeten Ziegen, und besonders von den abgebundenen (entmanneten) Böcken sehr reichlichen Talg (25 bis 30 und mehrere Pfunde sind bey gemästeten Böcken nicht selten), welcher nicht allein sehr gut zum Schmelzen der Speisen ist, sondern auch ganz vorzüglich Talglichter giebt. Ferner empfehlen sich die Ziegen durch ihre vortreffliche und nach Verhältniß der Größe des Thieres reichliche Milch, indem man häufig Ziegen findet, welche täglich drey Maass Milch geben, etwa die Hälfte, was man von einer kleinen Kuh erhält. Dabey ist aber die Ziegenmilch viel gesünder, als die Kuhmilch, und die Käse, welche daraus bereitet werden, sind außerst fett und schmackhaft. Auch wird Butter von ihnen gewonnen, welche jedoch von vielen Personen nicht geliebt wird; doch ist sie zum Schmelzen der Speisen zu gebrauchen.

Die Häute der Ziegen und besonders der Böcke geben diesen Thieren einen besondern Werth. Die vorzügliche Dauer der Bockhäute zu Beinkleidern, insbesondere bey Neutern, und die Geschmeidigkeit der Ziegenhäute und der Häute der Ziegenlämmer zu Handschuhen u. drgl. m. ist bekannt und beliebt genug.

Außerdem werden sie zu Korduan, Saffian und Pergament benutzt, wodurch in solchen Länden

Ländern, wo die Ziegenzucht sehr gewöhnlich ist, viel Geld gewonnen wird.

Auch die Haare der Ziegen sind zu mancherley zu gebrauchen. Der Hutmacher vermischt sie mit andern Haaren und verarbeitet sie zu Hüthen; der Perückenmacher macht Perücken daraus; man fertigt von ihnen Bürsten und Pinsel, dreht Stricke davon, und gesponnen können sie zu groben Tüchern verwebt oder Strümpfe daraus gestrickt werden.

Aus ihren Gedärmen werden, wie aus den Gedärmen der Schafe, sehr gute Saiten gedreht, welche auch zu musikalischen Instrumenten benutzt werden.

Endlich gewinnt man von den Ziegen auch noch einen ganz vortrefflichen Dünger, welcher gewiß alle übrige Düngerarten übertrifft. Besonders vortheilhaft wird er, seiner hitzigen Eigenschaften wegen, auf kaltgründigen, nassen, thonigten Aeckern angewendet. Er thut hier noch bessere Wirkung, als der so beliebte Schafmist. Auch soll er frisch auf Wiesen gestreut, die Maulwüse vertreiben, weil diese Thiere seinen Geruch nicht vertragen können.

Aus diesem allen ergiebt sich deutlich genug, daß die Ziege ein sehr nützliches Thier in der Wirthschaft sey, und gleich den übrigen Haustieren gepflegt und kultivirt zu werden verdiene. Indessen ist sie doch in gebirgigen

(Ge)

Gegenden von noch viel größerm Nutzen, als im flachen Lande; theils weil sie dort auf den steilsten Gebirgen geweidet werden kann, welche der Fuß irgend eines andern Hausthiereß nicht zu besteigen im Stande ist; theils aber auch deswegen, weil auf den Gebirgen vorzüglich die aromatischen Pflanzen wachsen, welche die Ziegen vor allen lieben, und welche ihrer Milch den vortrefflichen anziehenden Geschmack geben und die stärkende Kraft mittheilen, weshalb sie vorzüglich geschäzt wird.

In flachen Gegenden, wo die Ziege beständig im Stalle gefüttert werden muß, und wo man allenfalls mit etwas mehr Futter eine Kuh ernähren könnte (indem die Ziegen sehr eigenständig im Genuss ihrer Nahrung sind, nur immer die schmackhaftesten und saftigsten Gräser aussuchen, die übrigen aber vernichten), ist daher der Nutzen von der Ziegenzucht bey weitem nicht so groß, als in gebirgigten Gegenden, welche nicht zur Weide für das Rindvieh dienen, und wo wegen des Mangels an Ackern, die Stallfütterung unmöglich ist. Doch sind sie auch im flachen Lande für kleine Häusler, welche kein Land haben, auf welches sie eine Kuh ernähren können, sehr nützliche Thiere, und erquicken ihre von der Arbeit nach Hause kehrende Herrn, welche öfters nichts als das trockne Brod haben, mit ihrer kräftigen Milch.

Bey dem mannichfältigen Nutzen, welchen die Ziegen bringen, darf man aber auch nicht den

den Schaden übersehen, welchen sie anzurichten im Stande sind, wenn sie nicht mit Aufmerksamkeit geweidet werden. Vorzüglich sind sie den jungen Schlägen der Laubholzwaldungen höchst gefährlich, indem die aufgeschossenen Sommerlatzen ihre vorzüglichsten Leckerbissen sind, und wenn sie dazu kommen können, von ihnen sogleich abgebissen werden. Außerdem schälen sie auch, gleich den Haasen, sehr gern die jungen Obstbäume, und nur wenig Ziegen können leicht eine große Anzahl schöner Obstbäume vernichten. Dieser Untugend wegen bricht man ihnen hie und da die Vorderzähne aus; aber man führt dadurch ihre Verdauung.

Nächst diesem springen sie gern über niedrige Befriedigungen in Kohl- und Gemüse-Gärten, und thun auch hier vielen Schaden. In Schweden verwehrt man ihnen das Überspringen dadurch, daß man den Ziegenlämmern gleich nach der Geburt eine kleine Sehne an einem Hinterfuße hinten an der Klaue abschneidet. Dieses Mittel könnte allenfalls nothig seyn, wenn man die Ziegen ganz ohne alle Aufsicht herum laufen ließ. Allein da dies gewiß nur sehr selten der Fall ist und die Ziegen gewöhnlich wie die andern Hausthiere auf der Weide einem besondern Hirten unter die Aufsicht gegeben werden: so ist es, wie das obige, wenn der Hirte sonst seine Schuldigkeit thut, wozu er leicht angehalten werden kann, ganz unnothig.

§. 2.

Von den Böcken, Ziegenböcken.

Bey der Ziegenzucht kommt es; wie bey der Erziehung anderer Haustiere, in Hinsicht der Fortpflanzung vorzüglich auf einen tüchtigen Bock an, indem die jungen Ziegen oder Lämmer der Gestalt nach am meisten dem Bocke ähnlich werden.

Ein Ziegenbock, den man zur Zucht hält, soll daher einen schönen großen Leib, einen vollkommenen ferten und kurzen Hals, große zottige Ohren, große dicke Schenkel, einen langen Kopf, lange und gutstehende Hörner, rechte feurige Augen, einen ansehnlichen Bart und lange, zottige, doch keine Haare haben. Auf die Farbe der Haare kommt wenig an, doch behauptet man, daß die schwarzhaarigen stärker und dauerhafter als die weisshaarigen seyen.

Wenn der Bock keinen Schaden leiden soll: so darf man ihn nicht eher, als im zweyten Jahre sich begatten lassen, und dann kann man ihn, bis er sieben Jahre alt ist, zum Belegen der Ziegen brauchen. Wenn er älter als sieben Jahre ist, so kann man keine taugliche Nachkommenschaft mehr von ihm erwarten; er wird dann abgebunden, verschnitten, auf die Mast gestellt und geschlachtet.

Eben so wenig kann man gute Lämmer von ihm erwarten, wenn er zu bald gesprungen hat.
Eins.

Ein Bock ist wegen seiner natürlichen Geilheit sehr geschickt, 20 bis 30 Ziegen jährlich zu belegen; doch thut man wohl, ihm nicht zu viel Ziegen zuzuteilen, weil er sich sonst doch zu bald entkräftet und vor der Zeit zur Zeugung untauglich wird.

Uebrigens zieht man die klobigten Böcke den gehörnten vor, weil jene nicht so fleischig seyn sollen, wie diese, und auch mit Stoßen nicht so viel Schaden thun können.

S. 3.

Von der Zuchziege, Geis.

Da die Züchtziegen vorzüglich auch der Milch wegen gehalten werden: so sieht man bei der Wahl einer Ziege zuerst darauf, ob sie eine gute wohlschmeckende Milch giebt; denn man fin et oft Ziegen, deren Milch einen Nachgeschmack, oder wie man sagt, einen bockigen, modernden Geschmack hat. Manche Leute legen diese Eigenschaft fälschlich den gehörnten Ziegen, deren es eben so gut, als gehörnte Böcke giebt, bey; denn man erhält von den gehörnten Ziegen bisweilen sehr wohlschmeckende, und im Gegentheil von den klobigten Ziegen bockige Milch.

Bey der Wahl einer Zuchziege kommt es also nicht darauf an ob sie keine Hörner habe; ob man sie gleich lieber ungehörnt hat, weil die gehörnten Böcke und Ziegen mit ihren Hörnern

S. 2. an

an den Wänden und einander selbst öfters vielen Schaden thun; vielmehr hält man diejenigen für gute Zuchziegen, welche ein langes, volles Euter, lange Zitzen, ein breites Kreuz, breite Lenden, dicke Schenkel, lange und viele Haare, ein munteres Ansehen und reine glänzende Augen haben, und von einer ziemlichen Größe sind. Als ein besonderes Kennzeichen ihrer Güte werden von vielen die Glöckchen oder Warzen unter dem Halse gehalten, wiewohl nicht abzusehen ist, wie in diesen Hautauswüchsen der Grund zu einer höhern Vortrefflichkeit liegen solle, da auch die Erfahrung lehrt, daß Ziegen ohne diese Warzen nicht minder gut in der Nutzung waren, wie jene mit Glöckchen. Eben so ungegründet ist die Behauptung, daß die weisshaarigen Ziegen mehr, die schwarzhaarigen aber heilsamere Milch geben sollten. Aber das ist nicht zu läugnen, daß manche Ziege — wie dies bey dem Kindvieh auch der Fall ist — bey gleich guter Weide oder gleich gutem Futter, mehr oder fetttere Milch giebt, wie die andere, und es also auch bey dem Ziegenvieh gar sehr auf eine gute Art ankomme, weshalb man sich bey dem Ankauf darnach zu richten hat, daß man Ziegen wählt, welche eine milchreiche Ziege zur Mutter haben, weil diese Eigenschaft vorzüglich von der Mutter auf die Tochter fort zu erben pflegt.

Die Ziegen dürfen auch nicht unter einem Jahre zum Bocken gelassen oder belegt werden, wenn man sie nicht im Wachsthum hindern, und gute Lämmer ziehen will. Allsdann können sie aber auch, wie die Böcke,



5 bis 6 Jahre lang mit Vortheil zur Zucht gebraucht werden.

Kauft man sich eine Zuchtriege an: so kann man ihr Alter an den Zähnen erkennen, wie bey den Schäfern; denn die Ziegen wechseln die Zähne eben so, wie die Schafe. Sie bringen 8 Zähne in der Unter-Kinnlade mit auf die Welt; im erste Jahre lassen sie die mittleren zwey kleinen Zähne fallen, und bekommen dagegen zwey große Schaufelzähne, und so fahren sie jährlich fort, die Zähne, wie die Schafe, zu wechseln, bis sie acht Schaufeln haben, oder in dem fünften Jahre stehen, da sie ihr Gebiß beysammen haben, und zu schieben und abzuwerfen aufhören. Wenn diese Schaufeln nun ungleich, aussgefressen und stumpf sind, und mehr Wurzeln als ganzen Zähnen gleich seien: so hat die Ziege gewiß ein hohes Alter erreicht und muß abgeschafft werden.

Bey den gehörnten Ziegen kann man das Alter auch, wie bey den Kühen, an den Knoten der Hörner erkennen. Doch läßt sich nicht immer darauf bauen, denn man findet bey Ziegen von gleichem Alter bald mehr bald weniger Knoten.

§. 4.

Von dem Belegen und Lammenden der Ziegen.

Die Ziegen haben, wie die Schafe, ihre bestimmte Zeit, wenn sie sich begatten wollen, näm-

nämlich gewöhnlich im Oktober und im November verlangen sie früher nach dem Bocke: so läßt man sie nicht gerne zu, weil sie dann in einer Jahreszeit werfen oder lammen, wo es noch zu kalt ist, und man auch nicht leicht Überfluss an gutem, grünem Futter mehr hat.

Manche Ziegen lammen oder zickeln auch jährlich zweymal; dann geben sie aber ihr Verlangen nach dem Bocke schon 14 Tage nach dem ersten Lammen wieder zu erkennen. Die Brunst dauert aber nur 24 Stunden, und man muß daher aufmerksam seyn, um sie alsbald zum Bocke zu lassen, wenn sich die Merkmale ihrer Brunst zeigen, und wenn man will, daß sie zweymal lammen sollen. Diese Merkmale, daß die Ziege brünnig ist, sind aber folgende: die Ziege blökt oder meckert, auch wenn es ihr nicht am Futter und am Saufen fehlt, oft und mit einer ungewöhnlichen Stimme, ist dabey beständig unruhig und trippelt im Stalle herum, wedelt beständig mit dem Schwanz, ihre Geburtstheile sind angeschwollen, und bisweilen entfallen ihr daraus einige Blutstropfen. Neuhern sich diese Merkmale nach einiger Zeit wieder: so sind die Ziegen noch nicht zugekommen, denn sie werden nicht immer vom ersten Sprunge trächtig, und man muß sie alsbald wieder zum Bocke führen.

Die Ziegen gehen meist 20 bis 22 Wochen trächtig, und werfen dann eins, zwey, bisweilen auch drey und vier Lämmer oder Zickelchen. Schwere Geburten sind sehr häufig bey ihnen, wes-

weswegen man gegen die Zeit ihres Gebährrens aufmerksam seyn und ihnen im Fall der Noth zu Hülfe kommen muß. Aus diesem Grunde ist es nöthig, die Zeit zu merken oder sich auszuzeichnen, wenn sie von dem Bocke besprungen und befruchtet worden sind.

Nach dem Lammem entfernt man alsbald die Nachgeburt; denn sie fressen dieselbe gern, welches ihnen aber sehr schädlich, oft tödlich ist.

Wenn die Ziegen auch 3 und 4 Lämmer auf einmal bringen; so darf man ihnen doch nur zwey lassen; denn für die übrigen würden sie nicht genug Nahrung haben. Hat man noch andere milchende Ziegen darneben; so kann man versuchen, die übrigen Lämmer mit der Milch derselben aufzuziehen, welches selten mislingt.

Die Ziegenlämmer läßt man gewöhnlich vier bis fünf Wochen saugen; dann setzt man sie ab. Die Mutter muß während dieser Zeit mit gutem Heu oder Gras und auch etwas Schrotsausen gefüttert und getränkt werden. Vor ihrer Niederkunft ist es auch sehr nützlich, dieselbe mit besserm Futter, als sie gewöhnlich zu empfangen pflegt, zu verschen.

§. 5.

Von der Wartung der Ziegenlämmer oder Zickelchen.

Die jungen Ziegen werden entweder, wenn sie noch an der Mutter saugen, geschlachtet und ver-

verspeist, da dann ihr zartes Fleisch einen dem Lammfleische sehr ähnlichen Geschmack hat. Diejenigen Zickeln aber, welche zur Zucht aufgezogen werden sollen, lässt man gern noch eine Woche länger, nämlich 6 Wochen, an der Mutter saugen, damit sie während dieser Zeit, entweder wenn die Mutter auf die Weide geht und sie derselben folgen, etwas Gras rupfen, oder neben ihr im Stalle mit von den Kohlblättern, Grummet, Heu u. s. w. fressen lernen. Kann man den jungen Ziegen, auch wenn sie beständig im Stalle gehalten werden müssen, wie dies der Fall im Winter ist, auch grünes, saftiges Futter geben: so lernen sie noch früher davon fressen und gedeyhen auch besser dabei, als bey dem gedörreten.

Hat man die Zickelchen abgesetzt: so ist es gut, dieselben in einen andern Stall zu bringen, wo sie die Mutter nicht sehen und leichter vergessen. Ist man aber mit keinem andern Stalle versehen: so muss man sie anbinden, damit sie die Mutter nicht ferner aussaugen können. Es ist aber nicht ratsam, sich dazu eines bloßen Strickes zu bedienen, denn bey der beständigen Unruhe und dem immerwährenden Umspringen der jungen Dinger kann sich der Strick leicht verdrehen und ihnen den Hals zuschnüren. Sicherer ist man, wenn man den Zickelchen ein breites Halsband von starkem Leder, welches sich nicht zusammendrehen lässt, umbindet, und an dieses Halsband den Strick befestigt. Sollten sie nun ja auch mit den Beinen hinein springen, wie es bisweilen geschiehet, und wodurch sie absensfall s

Iensfalls auch in die Gefahr des Erwürgens kommen können: so kann man das Band oder den Strick doch leicht abschneiden, welches aber nicht möglich ist, wenn man sie, wie einige wollen, an schwache Ketten legt.

Sind die Ziegenlämmmer von der Mutter entwöhnt: so werden sie entweder mit Gras, Abgängen von Gemüßen aller Art oder mit Heu und Grummet gefüttert und zwar so, daß man ihnen nie zu viel auf einmal giebt, sondern lieber öfterer des Tages. Denn erhalten sie zu starke Portionen auf einmal: so lesen sie nur das vorzüglichere, schmackhaftere Futter aus, und was ihnen nicht recht nach Geschmack ist, lassen sie liegen und verderben es. Es ist dies zwar bey allein Vieh Regel, allein bey keinem Vieh hat man mit mehr Genauigkeit über dieselbe zu halten, als bey den Ziegen, weil sie unstreitig die leckerhaftesten Hausthiere sind. Ist man aber bey der Erziehung der jungen Ziegen nicht darauf bedacht, durch eine zweckmäßige Futterordnung, wo nur zur Befriedigung des Hungers und nicht im Überfluss das Futter gereicht wird, ihnen diese Leckerhaftigkeit abzugewöhnen: so wird man mit ihnen, wenn sie heran gewachsen sind, deshalb beständig seine Noth haben. Vier bis sechs mal kann man ihnen täglich Futter geben, und dabey drey mal reines Wasser zu trinken, bey welcher Futterordnung sie sich gewiß sehr gut befinden und gedeyhen werden.

Die Bocklämmmer (welche nicht zur Fortpflanzung erzogen werden, zu welcher man die he-

besten und stärksten bestimmt) werden, wenn man vorzüglich auf die Benutzung ihres Fleisches denkt, noch wenn sie an der Mutter saugen, oder doch während der ersten sechs Monate, nach Art der Schaafbocklämmer verschritten. Hat man aber mehr die Benutzung der Haut im Auge: so darf das Entmammen der Böcke erst dann geschehen, wenn sie zwey Jahre alt geworden sind.

Läßt man die Bocklämmer während der ersten sechs Monate verschneiden: so bekommt ihr Fleisch, wenn sie älter werden, keinen unangenehmen, bockigten oder meckernden Geschmack, bleibt saftig und zart, und kann selbst von leckern Mäusern mit Appetit genossen werden. Hingegen bleibt dann die Haut meist schwach und erhält keine besondern Vorzüge vor der Ziegenhaut. Weil man aber die Böcke meist der Haut und des Talgs wegen hält: so läßt man sie erst, wenn sie zwey bis drey Jahre alt sind, verschneiden oder abbinden und mästen, wodurch man eine sehr starke, dauerhafte Haut gewinnt.

Das Verschneiden der jungen Böckchen geschieht nun, wie schon gesagt wurde, wie bey den Schaafbocklämmern.

Die zweijährigen und noch ältern Böcke, deren Fleisch man noch genießbar machen will (denn das Fleisch der unverschneideten Böcke ist wegen des unangenehmen Geruchs und seiner Häute fast nicht zu essen, wenn sie nicht im August geschlachtet werden, wo sein Geruch nicht

so unangenehm seyn soll, — die Häute von den ungeschnittenen Böcken sind aber ohne Zweifel die allerbesten —) lässt man gewöhnlich abbinden. Diese Operation geschieht, indem man den Hodensack über den Testikeln mit einem starken gewichsten Bindfaden zusammen bindet und nach einiger Zeit, wenn er beynahe abgestorben ist, abschneidet. Da dieses aber kaum nach 14 Tagen geschehen kann: so hat das Thier indessen viele Schmerzen auszustehen, und es ist besser, die Böcke ordentlich zu verschreiden. Wenn dieses geschehen soll: so wird der Hodensack rein abgeschoren, einer der Testikel in die Spalte des selben geschoben, und darüber ein so großer Einschnitt gemacht, daß der Testikel dadurch heraus gedrückt werden kann. Hierauf schneidet man das Band an den Testikeln durch, bindet einen starken Faden um die Gefäße, und schneidet den Testikel darunter ab. Mit dem andern Testikel wird nun auf dieselbe Art verfahren, die Fäden des Bandes recht kurz abgeschnitten, und die Wunde für diesmal und die folgenden Tage, wenn sie eitern sollte, mit reinem Wasser ausgewaschen. —

§. 6.

Von der Nahrung der Ziegen im Sommer.

Im Sommer werden die Ziegen, wo es die Umstände erlauben, auf die Weide getrieben und ihnen die höchsten und steilsten Berge, wo keine andern ökonomischen Thiere hinkommen können,

zur

zur Trift angewiesen. In Hölzern oder gar auf jungen Schlägen dürfen sie aber gar nicht gehütet werden, wenn sie nicht dem Buschholz und Hecken großen Schaden zufügen sollen, weil sie die Sommerfatten und Knospen überall abbeisen. Wegen ihrer Wildheit hält es schwer, eine große Anzahl Ziegen in Ordnung zu halten, und ein Ziegenhirt, welcher 40 bis 50 Stück unter seiner Aufsicht hat, hat mit denselben vollauf zu thun, daß sie nicht überall über Hecken und Gräben springen, und da und dort Schaden anrichten. In wilden, rauhen, unbewohnten Gebirgen, wo die Ziegen ganz ihrer Reisung gemäß herumklettern und springen können und durch nichts eingeschränkt werden, befinden sie sich daher auch am besten.

In flachen Gegenden findet man auch selten so große Heerden, daß ein eigener Hirt auf dieselben gehalten werden könnte; man pflegt sie dort entweder mit den Schaafen oder Schweinen zu treiben. Ihres Muthwillens wegen schicken sie sich wirklich nicht gut auf der Weide zu den geduldigen Schaafen, welche leicht in Ordnung zu halten sind; besser noch zu den unbändigen Schweinen, welchen die Peitsche allein Fölsamkeit lehren kann. In den meisten flachen Gegenden werden sie daher auch unter den Schweinen gehütet. In bergigen Gegenden hingegen läßt man sie unter den Schaafen gehen, die wie sie, dort ihre gesündeste Nahrung finden.

Die Ziegen sind aber nicht so zärtlich, wie die Schaafe; sie können in der größten Sonnenhitze

hize auf den Spiken der Berge ihren Mittags schlaf halten, und befinden sich dabey besser als im Schatten auf dem weichsten Grase. Auch Regen und Ungewitter sind ihnen nicht zu wider, nur die Kälte können sie nicht so gut, wie die Schaafe, vertragen. Das bethauete Gras, welches dem Schaaf- und Kindvieh so ungesund ist, schadet ihnen nicht, und sie können daher des Morgens, ehe der Thau verdünstet ist, auf die Weide getrieben werden. —

In flachen Gegenden werden die Ziegen nur selten auf die Weide getrieben, weil man ihrer hier meist nur sehr wenige hat, und am gewöhnlichsten auch im Sommer im Stalle gefüttert. Hier bekommen ihnen magere Bergkräuter und das kurze Gras von Angern und Trifften viel besser, als fettes Wiesen- oder Gartengras. Auch vom Klee fressen sie nur die Blätter und lassen die Stengel liegen, und verderben daher mehr als sie genießen. Dagegen kann man sie sehr gut mit Abgängen aus dem Gemüsegarten, mit Kohl- und Sallatblättern, Möhrenkraut, Erbsenschalen u. s. w. erhalten.

Auch Laub von allerhand Bäumen, besonders von Eschen und Nostkastanien, die Schnittlinge von geschnorren Hecken, das Laub von Brombeerstauden ist ihnen ein angenehmes und nährendes Futter. Selbst Wolfsmilch, welche von allem Vieh verabscheut wird, fressen sie und purgiren darnach; und sogar Thierling schadet ihnen nicht, wenn sie ihn nicht in zu großer Quantität fressen. Aber das Flohkraut und die

die Blätter vom Spindelbaum tödten sie nicht selten. Sie fressen auch Eicheln; aber wenn sie zu viele fressen: so bekommen sie Schmerzen im Leibe, und sind sie eben trächtig, so verwerfen sie leicht.

Mit der Futterordnung hat es dieselbe Be-
wandnis, wie bey den jungen Ziegen, und man
thut immer besser, den Ziegen oft und in kleinen
Portionen das Futter zu reichen. Während
des Sommers, wenn sie das schöne grüne
Futter bekommen, müssen sie sich blos mit reinem
Brunnenwasser zum Tränke begnügen; doch will
man viel Milch von ihnen haben: so wird man
ein wenig Schroot oder Leinkuchen im Tränke
gar bald spüren.

§. 7.

Von der Nahrung und Behandlung der Ziegen im Winter.

Weil die Ziegen lange nicht so viel Kälte ver-
tragen können, wie die Schaase: so müssen sie
auch, wenn sie auch während des Sommers ge-
weidet wurden, früher in die Winterquartiere.
Ihre vorzüglichste Nahrung ist im Winter Heu
und Grummer, gedörrtes Laub, allerhand Wur-
zelwerk, gekochte Kartoffeln, gedörzte oder ein-
gemachte Kohl- und Kraut-Blätter, Kraut-
strünke, mit Kahr oder Spreu von Korn, Hafer
und Watzen vermischt. Bey diesem Futter,
welches man noch durch Schroot- oder Kleyen-
saufen

saufen verbessern kann, müssen die Ziegen in sehr gutem Stande bleiben und reichlich Milch geben. Die Böcke, welche gemästet werden, erhalten mit den milchenden Ziegen einerley gutes Futter. Am fettesten werden diese gewöhnlich, wenn man sie in den Pferdeställen herum laufen lässt, weil sie hier den Hafer auflesen, welchen die Pferde aus der Krippe werfen. *) Die Pferde lieben sie auch und haben sie gern um sich, und man will behaupten, daß der Geruch der Ziegenböcke besonders den Ratten und Mäusen zuwider wäre, weshalb sich dieses Ungeziefer nicht in solchen Ställen einfände, wo neben den Pferden auch Böcke stehen. —

Geben die Ziegen aber keine Milch und hat man blos Böcke, welche nur zur Zucht gehalten werden: so müssen sie sich auch mit geringerm Futter begnügen; wobey aber die trächtigen Ziegen immer besser gehalten und mit nahrhaftem Futter versehen werden müssen. Das Futter besteht dann aus geschnittenem Gersten- Hafer-, Erbsen- Linsen- und Bicken- Stroh und etwas Ueberfahr. Bekommen sie bisweilen etwas Heu oder Grummel, und daneben etwas Kleyen ins Sauzen: so müssen sie sich damit begnügen.

Nothwendiger, als bey anderm Vieh, ist bey

den

*) Daher man die geschnittenen Ziegenböcke am schnellsten und leichtesten mästen kann, wenn man ihnen täglich ein Paar Hände voll Hafer giebt.

den Ziegen die Regel: daß man so viel möglich mit dem Futter wechseln müsse; denn diese ekeln Thiere lieben die Abwechslung noch vielmehr und verzehren dann ihr Futter viel reiner.

Die Ziegen lieben, wie die Schafe, das Salz und den Salpeter sehr, und lecken daher, gleich ihnen, an allen alten Lehmwänden, wo sich Salpeter angeseht hat. Zur Erhaltung ihrer Gesundheit kann man ihnen daher, wenn sie beständig im Stalle gehalten werden, bisweilen auch etwas Salz auf das Futter streuen.

S. 8.

Von den Ziegenställen und der Reisigung derselben.

In Wirthschaften, wo man nur einige Ziegen zum Vergnügen hält, läßt man dieselben meist neben anderm Vieh, neben dem Rindvieh oder den Pferden stehen. Die Ziegen lesen dann das Futter auf, welches von diesen verstreut wurde, und befinden sich, wie schon gedacht wurde, besonders in Pferdeställen sehr wohl. Ist man aber in einer Lage, viel Ziegenvieh zu halten, wie dies der Fall seyn kann, wenn man in einer sehr gebirgigen Gegend wohnt: so muß man einen besondern Stall für sie haben.

Der Stall für die Ziegen muß geräumig und lustig seyn, aber auch die Winterkälte hinreichend abhalten. Die Ziegen können nicht viel Kälte

Kälte vertragen, und wollen daher im Winter einen warmen Stall haben. Jedoch darf er nicht düstig seyn und muß Öffnungen haben, durch welche bisweilen frische Luft hinein gebracht werden kann.

Bey der Anlegung der Ziegenställe muß man wohl in Acht nehmen, daß sie nicht unter Hühnerställe zu stehen kommen. Denn die Läuse, welche die Hühner gewöhnlich haben, fallen öfters durch die Dielen auf die Ziegen und peinigen sie, wodurch sie veranlaßt werden, sich zu reiben und zu kratzen, welches sie öfters gründig und räudig macht und das Ausfallen der Haare verursacht.

Die Ziegen sind sehr reinliche Thiere, und nichts ist ihrer Gesundheit mehr zuwider, als wenn es ihnen an reinlicher Streu mangelt. Der Ziegenstall muß daher öfters ausgemistet und mit frischer reiner Streu versehen werden, damit sie nicht naß und kalt in demselben liegen.

Unter den Raufen läßt man, wie bey den Schaafraufen, kleine Krippen anbringen, in welche das kurze Futter oder die Körner fallen, die in dem Futter enthalten sind. Ohne diese Krippen würde manches von dem Futter in den Dünger getreten werden. Das Futter, welches die Ziegen in den Krippen oder auf den Raufen gelassen haben, darf man ihnen nicht sogleich wieder vorgeben, weil sie es dann eben so wenig fressen würden; es muß erst einige

G

Zeit

Zeit in der freyen Lust gelegen und einen andern Geruch wieder angenommen haben, als dann kann man ihnen dasselbe wieder vorlegen, und versichert seyn, daß sie es fressen werden.

§. 9.

Von der Benutzung der Ziegenmilch
zu Butter und Käse.

Die Ziegenmilch ist für den Menschen im Sommer ein großes Labsal, und dient zur Speise und zum Trank. Hat man daher die jungen Ziegen abgesetzt: so muß man die alte Ziege durch gutes Futter bey der Milch zu erhalten suchen. Schwindet ihr aber gleichwohl die Milch: so darf man deshalb das Melken nicht sogleich unterlassen, sondern muß damit fortfahren, und die Milch wird sich wieder einstellen.

Wenn von mehreren Ziegen mehr Milch gewonnen wird, als man derselben ins Haus braucht oder in die benachbarten Städte verkaufen kann: so läßt sich auch Butter und Käse davon bereiten. Butter und Käse aber, wenn sie blos von Ziegenmilch gemacht werden, bekommen einen sehr herben Geschmack, daß sie nicht gut genossen werden können. Man nimmt daher den Rahm ab und thut gegen die Hälfte Rahm von Kuhmilch darzu, und schlägt Butter daraus, welche zum wenigsten

dur

zur Zukost für das Gesinde und für Arbeitsleute oder zum Verschmelzen zu gebrauchen ist.

Die guten Ziegenkäse werden aber auf folgende Art gemacht: Man nimmt zwey Theile Ziegenmilch und etwa den dritten Theil Kuhmilch, gießt sie unter einander, setzt sie zum Feuer und lässt sie ein wenig warm werden; alsdann thut man Lab von einem Kälbermagen, so viel nöthig scheint, hinein, damit sie gerinnt. Wenn sie nun geronnen ist: so zerstärt man die Milch und schüttet sie in einen großen Durchschlag, damit die Molke (Wadizze) abläuft. Hierauf thut man die Matten in Käsenäpfe. Wenn sie sich gesetzt hat: so schützt man wieder etwas nach, bis es derb wird, und streuet Kummel darauf. Sind die Käse nun derb geworden: so streuet man auf jede Seite etwas Salz und wendet sie um, alsdann lässt man sie so lange stehen, bis sie etwas hart werden. Hierauf legt man sie auf Stroh, wendet sie fleißig, daß die Maden nicht hineinkommen, und verwahrt sie im Käsekörbe. Hier müssen sie etwas hart werden; dann legt man sie in Nuss-, Wein- oder Kirschlaub in Töpfe ein, bis sie völlig gut zum Essen sind. *)

G 2

§. 10.

*) Ganz verschieden von dieser Art Käse sind die in Italien unter dem Namen Ricotta bekannten süßen Ziegenkäse, welche aus Ziegen- und Schafmilch gemacht werden. Hierzu wird die süße Milch mit dem Rahm abgesoden, dann mit einer Säure von einigen Tropfen Salz,

S. 10.

Von der Veredlung des Ziegenviehes.

Die Ziegen sind eben so gut einer Veredlung fähig, wie die andern Hausthiere, welche durch die Vermischung mit andern Rassen verbessert werden. In Hinsicht ihrer Haare könnte eine allgemeinere Veredlung der gemeinen Hausziegen durch Angorische Ziegenböcke von großer Wichtigkeit werden. Daz sie glücken würde, dafür bürgen so manche Versuche, welche schon in Schweden, Frankreich, Oestreich und Italien von manchen Landwirthen mit glücklichem Erfolge gemacht worden sind. Alllein es wäre nöthig, daß man bey der Veredlung der Hausziege durch Angorische Böcke auf dieselbe Art verfuhrte, wie man bey der Veredlung der gemeinen deutschen Schaase mit Spanischen Widdern zu verfahren pflegt, daß man nämlich die halbveredelten Ziegen nicht von Böcken von gleicher Generation — wodurch

die

Salzgeist oder Kab geschieden; die schweren Käsetheile sinken zu Boden, die leichtern und feinern steigen aber mit dem Rahm in die Höhe. Diese werden mit kleinen runden Käsekörbchen abgeschöpft, die Molke tropft ab, und den folgenden Tag können diese Käsekörbchen schon verkauft und der Käse genossen werden.

die Veredlung aufgehalten oder gar rückgängig gemacht würde — sondern durchaus von edlern oder ächt Angorischen Böcken belegen ließe.

Auch die gemeinen Ziegenböcke würden in Ansehung ihrer Haare noch nutzbarer werden, wenn man ihnen dieselben im Frühjahr ab schüre, wie die Haare der Angorischen Ziegen (Kämelhaare) kämme, spänne und zu starken Zeuchen verarbeiten ließe.

Swegs



Zweytes Kapitel.

Von den gewöhnlichsten Krankheiten des
Ziegenvieches und einigen Mitteln
gegen dieselben.

Da die Ziegen mit den Schafen so nahe verwandt sind: so haben sie auch viele Krankheiten mit ihnen gemein, und können meist auf dieselbe Art behandelt werden. Ihre vorzüglichsten Krankheiten sind folgende:

§. I.

Die Wassersucht.

Dieser Krankheit, bey welcher die Ziegen dicke Bauche und hie und da noch einzelne Geschwülste bekommen, im Ganzen aber immer magerer werden, sind sie sehr häufig unterworfen. Ihr vieles Gausen mag wohl den Körper dazu prädisponiren; doch findet man diese Krankheit um so häufiger, wenn die Ziegen nicht genug reinliche und trockene Streu erhalten, viele nasse, sumpfige Weide, oder auch früher schon Fehler an den Eingeweiden, besonders an der Leber, hatten.

Wenn sie die Wassersucht bekommen: so schneidet man ihnen unter der vordersten Schulter die Haut ein wenig auf, daß das Wasser herauß laufen kann und verstreicht hernach die Nessse.

Offnung mit weissem Richtenharz, damit sie leichter rein und gut zuheilt.

Auch giebt man in dieser Krankheit gern folgendes Mittel :

Mimm rothe Enzianwurzel.

Wachholderbeeren.

Wasserfenchelsaamen, von jedem 3 Loth.

Alles zu seinem Pulver gerteben und mit Honig vermischt, wozu aber noch 2 Quentchen Venetianischer Terpentin gemischt werden müssen.

Von dieser Latverge streicht man alle Tage zweymal, jedesmal ein Loth, auf die Zunge. (Rahlwes)

Hat die Krankheit schon sehr überhand genommen: so ist nicht viel Hülfe mehr zu erwarten.

§. 2.

Die Darrsucht.

Dieses Uebel besteht darin, daß den Ziegen das Euter bisweilen steinhart wird und ihnen sehr schmerzt. Es ist meist eine Folge einer großen Erhitzung, wenn sie, wie sie es häufig thun, in der ärgsten Mittagshitze sich ganz den Strahlen der Sonne aussehn.

So bald man dieses Uebel an einigen Ziegen gewahr wird, muß man das Euter öfters mit Milchrahm, oder auch nur mit guter saurer Milch

Milch schmieren: so wird sich die Härte geben und das Euter seinen natürlichen Zustand wieder erhalten.

§. 3.

Die Raude oder der Grind.

Dieser Krankheit sind die Ziegen eben so gut, wie die Schafe, unterworfen, und stecken einander eben so leicht damit an, weshalb man eine räudige Ziege, so bald man sie unrein weiß, sogleich von den übrigen absondern und in einen Stall allein bringen muß.

Man erkennt die Raude sehr bald an dem Reiben und Zucken der Ziegen, und findet, wenn man sie untersucht, hier und da auf der Haut kleine Geschwüre, welche sich nach und nach in einen Schorf verwandeln und die ganze Haut bedecken.

Die Ursachen dieser Krankheit können mancherley seyn; entweder Ansteckung oder schlechtes Futter, oder Unreinlichkeit in den Ställen u. s. w.

Ehe man an die Kur einer räudigen Ziege geht, muß man ihr einen reinen und lustigen Stall und gutes Futter verschaffen, und hierauf kann man den Ziegen eine Latwerge von Wachholderbeeren, Enzianwurzel und Schwefel zu gleichen Theilen und etwas Honig machen, und ihr täglich zweymal ein Loth davon auf die Zunge streichen.

Aenderlich reibt man eine Salbe ein, welche aus Terpentindl und noch einmal so viel Rinds-

Nindstalg oder Schweineschmeer besteht. Diese Salbe wird aber nur dann erst eingerieben, wenn die Latwerge schon gegen acht Tage gebraucht worden ist.

Während der Kur muß die kalke Ziege beständig sehr nahrhaftes Futter, als gehackte Kartoffeln oder Möhren mit Schrot oder grobem Mehl oder Kleien vermischt, am besten aber Haser, erhalten. Dies wird die Herstellung derselben gar sehr erleichtern helfen.

§. 4.

Das Ausfallen der Haare.

Dieser Zufall geht bisweilen der Raude voran, wenn nämlich die Ziegen sich die Haare an mehreren Seiten abreiben, oder zeigt doch eine besondere Schärfe der Säfte an, welche ein beständiges Zucken in der Haut verursacht und die Ziegen zum Reiben nothiget. Mangel an Reinlichkeit und frischer Luft ist gewöhnlich die Ursache davon.

Man reinige also vorzüglich den Ziegen die Haut durch Wasser und Baden, bringe sie aus feuchten dumpfigen Ställen in die freye Lufe, und gebe ihnen in den Ställen ein trocknes Lager, und lasse sie dabey bisweilen Salz lecken: so wird man bald bemerken, daß das Reiben unterbleibt und die Haare wieder zu wachsen anfangen.

Sollten indessen die Ziegen, ohne daß sie sich reiben, an ganzen Stellen kahl werden: so kann

kann man denselben von nachstehender Latwerge geben:

R. Teufelsdreck 1 Loth.

Glaubersalz 4 Loth.

Wasserschelsaamen 3 Loth.

Wachholderbeeren 3 Loth.

Mache alles zu seinem Pulver und mische es mit Honig zu einer Latwerge.

Von dieser Latwerge streicht man ihnen alle Tage dreymal, Morgens, Mittags und Abends ein halbes Loth auf die Zunge, und wäscht die Haut täglich einmal mit Wasser ab. Die kahlen Stellen kann man, wenn die Haare nicht mehr ausfallen, alle Tage einmal mit Leindl bestreichen: so wird das Haar bald wieder wachsen. (Rahlwes)

§. 5.

Der Durchfall und die Ruhr.

Nicht selten bekommen die Ziegen den Durchfall, und wenn man nicht bald dagegen wirkt: so entsteht daraus sehr leicht die Ruhr, welche ihnen meist tödlich ist.

Die Ursache dieser Krankheit ist in den meisten Fällen der häufige Genuss zu saftiger, fetter Kräuter, welche der Natur der Ziegen nicht gemäß sind, die besonders spitziges, mageres Gras lieben.

Wird man dieses Uebel bald gewahr: so läßt es sich leicht durch dürres Futter heimmen, welches man den Ziegen statt des saftigen grünen Futters reicht.

Ein

Ein gutes Mittel gegen den Durchfall, wenn er schon heftig und bösartig ist, ist folgendes: Man nimmt gedörrte Erlenknospen, sättigt sie zu Pulver, thut halb so viel Salz dazu, und giebt jeder Ziege davon 2 Löffel voll.

§. 6.

Die Kolik.

Die Ziegen bekommen bisweilen Koliken und Verstopfungen gleichfalls von zu fettem Grase, oft aber auch, wenn man ihnen Schroot oder Kleven giebt und sie beydes so gierig fressen, daß es sich im Leibe zusammenballt.

Wenn das Thier das Futter verschmäht, unruhig ist, immer nach dem Leibe hinsieht, wo es Schmerzen empfindet, und dabei am Halse und zwischen den Hinterbeinen zu schwitzen anfängt: so leidet dasselbe gewiß an der Kolik. Man darf nur besonders dahin sehen, ihm durch Klystiere von Seife, Leindl und Salz Deffnung zu verschaffen. Scheint das Klystier allein nicht hinreichend: so kann man auch noch z. Loth Glaubersalz dem Patienten eingeben.

Hat man kein Glaubersalz zur Hand; so befördert auch eine Hand voll Schnupftabak in Milch eingegeben, die Deffnung. Dabey ist es gut, das kranke Thier so lange im Hofe aufzuhalten und abzutreiben, bis es gepfercht hat.

Bekommen die Ziegen Koliken, und man hat mehr Grund, zu vermuthen, daß sie von Erkältung und nicht von zu häufig genossenem Futter entstehen: so läßt man ihnen Kamillenthee

Thee



Thee trinken, und gibet ihnen auch Klystiere von Kamillen, welche allenfalls, wenn die Kosten heftig sind und nicht nachlassen wollen, mit etwas ($\frac{1}{2}$ Loth) Teufelsdrück und Leinöl vermischt, verstärkt werden können.

§. 7.

Die Ringkrankheit oder das Drehen der Ziegen.

Der Drehkrankheit, wie sie bey den Schaaßen häufig gefunden wird, sind die Ziegen gleichfalls öfters ausgesetzt. Sie laufen dabey eben so beständig im Kreise herum, oder horchen sehr stier vor sich hin und fressen nicht, ja behalten oft das abgerupfte Gras einige Zeit im Maule, ohne es zu zermalmen; welches alles auf heftige Schmerzen schließen lässt, welche das Thier empfinden muss.

Diese Krankheit entsteht, wie bey den Schaaßen, von den sogenannten Gläsernwürmern, welche im Gehirne in Wasserblasen ihren Sitz haben, und dem Thiere grosse Schmerzen verursachen. Man wendet dieselben Mittel an, welche bey den Schaaßen gebraucht werden, und im vorigen Bande dieser Schrift angeführt worden sind. Allein selten thun sie die erwünschte Wirkung; und es ist am besten, die Ziegen, an welchen man diese Krankheit gewahr wird, alsbald zu schlachten, ehe sie noch magerer werden, oder nach manchen angewandten Mitteln doch noch darauf gehen.

Haus



Häufiger entsteht der Schwindel oder das Drehen der Ziegen von Vollblütigkeit und zeigt sich wieder öfter an den Böcken, als an den Ziegen, wegen ihrer viel größeren Geilheit. In diesem Falle ist es sehr heilsam, dem Thiere eine Ader am Halse zu öffnen, und oft Salpeter in Wasser zu geben. Dabei werden auch Klystiere von Kamillen, Salpeter und Leindl sehr gute Dienste leisten.

§. 8.

Die Schäden an den Klauen.

Wenn die Ziegen täglich auf die Weide getrieben werden, und an den steilsten Klippen herum steigen, wird man nicht leicht hören, daß sie an den Klauen Schaden nähmen, es müßte denn seyn, daß sie sich Dornen einstächten, weshalb man die Füße, so bald einer derselben etwas hinkt, untersuchen, den Dorn heraus nehmen und, hat sich schon Eiter gesammelt, einen großen Einschnitt machen muß, damit derselbe heraus fließen kann; hierauf wäscht man die Wunde rein mit Wasser aus, und verbündet sie mit Werg, welches mit Terpentindl getränkt ist.

Stehen die Ziegen aber beständig im Stalle: so wachsen ihnen die Klauen so lang, daß sie nicht allein dadurch im Gehen gehindert werden, sondern sich dieselben auch öfters abstoßen, wodurch schmerzhafte und gefährliche Verwundungen an den Füßen entstehen. Man muß ihnen daher öfters die Klauen abschneiden, damit

110 Fünfter Abschnitt. V. d. Krankh. d. Ziegen.

mit sie nicht zu lang werden und abgestossen werden können.

In der Klauenseuche, welcher die Ziegen auch unterworfen sind, und welche vorzüglich ihren Grund in zu nassen Ställen hat, — wobei sich das Horn unter den Haaren abdöht, und sich dahinter Eiter setzt, wird das abgesetzte Horn abgeschnitten und die Wunde mit Werg verbunden, welches mit einer Mischung von einem halben Nösel Wasser, worin ein halb Koch Vitriol aufgelöst ist, getränkt wird.

Daneben ist besonders noch auf trockne Streu im Stalle Rücksicht zu nehmen, ohne welche jede Kur vergeblich seyn würde.

S. 9.

Das Aufschwellen nach dem Gebähren.

Nach dem Gebähren schwellen die Ziegen nicht selten auf, welches höchst wahrscheinlich von der bey der Geburt zurückgebliebenen Unreinigkeiten herrührt. Das Aufschwellen verliert sich aber bald, wenn man ihnen zwey Löffel voll Wein mit Kümmel einschüttet, und dieses ein Paar Tage nach einander fortsetzt.

Sech-

„... wenn manche viele und robuste Kaninchen aufzuchtet und sie mit Futter und Salz und dergleichen ausreichend ernährt, so kann man sie leichter und schneller zu einem gewissen Alter heranziehen als die anderen Rassen.“

Sechster Abschnitt.

Von der Zucht und Wartung der Kaninchen.

§. I.

Nüzen der Kaninchen.

Die Kaninchen können an manchen Orten auch mit ziemlichem Vortheil gehalten werden; doch sind sie eben so mutwillige und fast noch mutwilligere Thiere, als die Ziegen, wenn sie nicht einen Stall haben, wo sie keinen Schaden zu thun im Stande sind.

An den Kaninchen kann sowohl das Fleisch, als der Ballg genutzt werden. Das Fleisch hat fast den Geschmack des Hühnerfleisches und wird von vielen Menschen sehr gern gegessen. Man richtet es ganz wie Hühner- oder Hasenfleisch zu

zu und macht sehr gute Braten davon. Doch wird das Fleisch der wilden Kaninchen dem Fleische der zahmen vorgezogen; denn weil diese sich nur wenig bewegen: so nimmt ihr Fleisch sehr leicht den Geschmack von ihren Nahrungsmitteln an. Wenn man den zahmen Kaninchen indessen manchmal solche Nahrung giebt, wie sie das wilde hat, z. B. Wachholderbeeren und Sträucher, die Spizien von jungen Kiefern und Laub aller Art: so möchte das Fleisch derselben dem Wildpreß der wilden Kaninchen ziemlich ähnlich werden.

Die Felle oder die Völge der zahmen Kaninchen, welche weiß, blau, schwarz, röthlich, gefleckt ausfallen, und unter welchen die weißen, blauen, grauen und schwarzen am meisten geliebt werden, benutzt der Kürschner zu Mützenbrämen, Aufschlägen, Mützen und Pelzen; auch gebraucht man sie zu Bett oder Fußdecken. Die bunten Völge werden meist schwarz gefärbt, und dann auch vom Kürschner zu Gebrämen u. s. w. benutzt.

Für die schönsten Felle werden die englischen, russischen, polnischen und Flandrischen gehalten, und unter diesen giebt man den englischen, vorzüglich den ganz schwarzen, den Vorzug. Einige Kaninchenselle, deren Haar ein schönes aschgraues Ansehn hat, werden oft aus Irrthum für Fehe ausgegeben. —

Die Haare allein gebraucht der Hüter zu seinen Hüten, und die Strumpf- und Zuschaf-

fabrikanten verarbeiten sie zu Strümpfen und Beuchen. Im besondern Ansehen stehen die Haare der Angorischen Kaninchen oder der Seidenhaasen, welche sich durch ihre Feinheit und durch ihre Länge auszeichnen. Sie gehen, der Floreffeide ähnlich, das schönste Garn zu Strümpfen und Handschuhen, zu Westen und Mützen; aus ihnen versetzen die Hutmacher und Tuchmacher die feinsten Hüte und Tücher. Das Pfund dieser Haare, wie auch die Haare der gemeinen Kaninchen, wird daher immer mit 3 bis 4 rthlr. bezahlt. Man kann Ihnen diese Seidenhaare alle 14 Tage auskämmen und alle 7 Wochen abscheeren. Die männlichen Kaninchen, welche man nicht zur Zucht gebraucht, läßt man nach dem zweyten mal Rupfen verschneiden, weil sie alsdann mehr und bessere Wolle tragen.

Von dem Fett der Kaninchen kann man denselben Gebrauch machen, welchen man von dem Fett der Haasen macht.

Alle diese Eigenschaften empfehlen die Kaninchenzucht gar sehr. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß die Kaninchen, wenn sie neben anderm Vieh stehen, das Futter sehr gern mit ihrem Unrat und ihren Haaren verunreinigen, weshalb man sie nicht gern unter anderm Vieh herum laufen läßt, sondern lieber in besondern Ställen hält, welche aber Wände und Fußböden von Stein oder von Bohlen haben müssen, indem sie sonst beyde gern durchwühlen.

§. 2.

Von der Begattung und Fortpflanzung der Kaninchen.

Die Kaninchen vermehren sich gar sehr; und wenn man nur mit einem Paare den Anfang macht: so kann man in einem Jahre schon zu einer ziemlichen Heerde gelangen.

Hat man aber schon eine Kaninchenzucht, so brauchen 6 bis 8 Weibchen nur ein Männchen oder Hammel, welcher sie alle gehörig besuchten kann. Die Männchen sind außerordentlich hitzig und dabei sehr eifersüchtig, daß sie durchaus keinen Nebenbuhler neben sich dulden mögen, wenn sie ihnen an Alter und Stärke nicht ganz gleich sind. Ein jüngeres Männchen findet neben einem älteren gewiß jederzeit den Tod; wobei diese merkwürdige Grausamkeit sich äußert, daß der Mörder seinem Nebenbuhler zuerst nach den Hoden beißt und ihm dieselben abzureißen sucht.

Unter den Weibchen findet eine ähnliche Eifersucht Statt, sie werden zornig und beißen nach ihren Gesellschafterinnen, wenn sie sich vor ihren Augen mit dem gemeinschaftlichen Männchen begatten wollen.

Die Kaninchen begatten sich nach Art der Räthen; das Weibchen legt sich flach auf den Bauch hin und streckt die Vorderläufe gerade weg,

Von der Wartung der Kaninchen. 115

weg, und das Männchen heißt bey der Begattung das Weibchen, wie der Kater die Käze, ganz leise in den Nacken.

Das Weibchen trägt 30 Tage. Wenn die Zeit seiner Niederkunft herannahet: so versperrt es sich ein weiches warmes Lager, wozu es allerhand weiche Materialien in dem Munde herbeträgt und seine eignen Haare, die es sich ausrupsst, gebraucht.

Gewöhnlich bringt ein Kaninchen 4 bis 8 Junge zur Welt. Sie werden blind geboren, und erhalten ihr Gesicht erst nach 9 Tagen. Die ersten 14 Tage bleiben sie in der Höhle und in dem Lager, wo sie geboren wurden; nach dieser Zeit führt sie die Mutter erstlich hervor. In dieser Zeit muß man öfters nach ihnen gehen; denn der Hammel pflegt seine Kinder, wenn sie die Mutter eben einige Zeit verläßt, gern tod zu beissen und zu verzehren. Eben so, wie es oft die Kater zu machen pflegen. Hat man einen Stall, wo jedes Kaninchen seine besondere Höhle hat, oder hält man die zahmen Kaninchen in einem Kaninchengarten oder Berge, wie unten beschrieben werden soll: so sorgt die Mutter schon selbst für die Sicherheit ihrer Jungen, indem sie den Eingang zu ihrer Höhle, wenn sie dieselbe, um Nahrung zu holen, etwa verläßt, sorgfältig mit Erde, welche sie mit ihrem eignen Urin anfeuchtet, verstopft.

Die Kaninchen saugen nur 16 bis 21 Tage, und suchen sich dann im Freyen selbst ihre Nahr-

H 2 rung

rung, oder werden, wenn sie im Stalle gehalten werden, eben so gefüttert, wie die alten.

Die Mutter lässt sich in den ersten 8 Tagen wieder belegen, und heckt 6 bis 7 mal in einem Jahre, wenn sie einen warmen Stall hat.

Die Fruchtbarkeit der Kaninchen ist daher außerordentlich gross; denn auch die jungen Kaninchen sind schon in einem Alter von sechs bis sieben Monaten zur Fortpflanzung geschickt. Man hat Beispiele, daß von einem Paare in einem Jahre mehrere hundert Kaninchen hervorgebracht wurden.

S. 3.

Von der Nahrung der Kaninchen.

Die Kaninchen lieben alle Nahrungsmittel, welche der Haase genießt, und lassen sich auch mit andern Materialien erhalten und mästen. Im Sommer giebt man ihnen Gras und grünes Laub, welches sie sehr gern fressen; die verschiedenen Kleearten, Kopfklee, Luzern und Esparsette sind ihnen ein sehr angenehmes Futter.

Im Herbst erhalten sie, wenn das Gras aufhört, besonders Rüben-, Kohl- und Krautblätter, Mohrrüben u. s. w. Dieses ist ihnen eine köstliche Speise. Auch im Sommer kann man ihnen daher die Abgänge von den Gemüßen, welche

welche in der Küche verbraucht werden, zum Futter reichen.

Im Winter erhalten sie Heu und Grummet, eingemachte Krautblätter, Krautstrünke und Wurzelgewächse aller Art, wenn man damit versehen ist. Sonst lassen sie sich auch mit Spreu und Ueberkahr sehr gut füttern, und nehmen allenfalls auch mit bloßem Stroh Freude, aus welchem sie das düre Gras und die Körner, welche sich noch in den Achren befinden, heraus suchen.

Läßt man die Kaninchen mit anderm Vieh, z. B. mit den Schafen, wie es am meisten geschieht, wenn man sie neben anderm Vieh laufen läßt, in einem Stalle zusammen wohnen: so erspart man freylich die Zeit und die Mühe, dieselben selbst zu füttern; denn sie ernähren sich immer neben dem großen Vieh, indem sie alles, was aus den Krippen fällt, auflesen,

Allein sie begnügen sich gewöhnlich damit nicht, sondern suchen in die Krippen und Klausen zu springen, welches sie durch ihre Fertigkeit im Klettern, wenn sie nur irgendwo mit ihren scharfen Krallen einhakeln können, möglich machen wissen. Dann verunreinigen sie aber, wie schon gedacht, häufig das Futter mit ihrem Unrathe und mit ihren Haaren, welches oft nachtheilige Folgen für das große Vieh hat, und bisweilen gar seinen Tod verursacht.

Wenn



Wenn man daher die Kaninchen in den Ställen der Pferde, Kühe, Schaase und Ziegen halten will, um sich Futter und Mühe zu ersparen: so kann man nicht vorsichtig genug seyn, daß nicht durch das Verunreinigen des Futters durch dieselben ein viel größerer Nachtheil entstehe. Besser ist es immer, dieselben in besondern Ställen zu halten. —

Die Kaninchen trinken wenig, allein sie wollen reines helles Wasser haben. Will man sie mästen: so kann man ihnen etwas Kleyen oder Gerstenschroot ins Trinken geben, und dabei etwas Hafer in ihre Krippen streuen; und sie werden sehr bald fett davon.

§. 4.

Von den Kaninchentällen und Kaninchengärten oder Bergen.

Hierbey kommt es immer auf die Anzahl der Kaninchen an, welche gehalten werden sollen. Will man nur eine kleine Anzahl zum Vergnügen halten: so kann man ihnen gut ausgeschaltete leere Schweinskoben zur Wohnung anweisen. Eine Familie von 8 bis 12 Kaninchen hat in einem Schweinskoben Platz genug.

Soll aber die Kaninchenzucht ins Große getrieben werden: so sind freylich besondere Ställe dazu nöthig. Sie müssen aber wegen des schädlichen Wühlens und Grabens der Kaninchen mit Steinen

E steinen ausgemauert und gepflastert seyn. Diese Stalle belegt man, weil die Kaninchen keine Kälte vertragen können und im Gegenthile Wärme lieben*), zwey Fuß hoch mit Stroh, und lässt ihnen hölzerne röhrenförmige schmale Behältnisse mit einzelnen Zwischenräumen und Eingängen, die den Löchern der Taubenschläge gleichen, versetzen, besetzt damit alle Wände der Stalle, und lässt sie nun ihren Trieben gemäß leben. Denn in Ställen, welche auf diese Art eingerichtet sind, können sie keinen Schaden thun.

Unten im Stalle können kleine niedrige Troge und Horden, wie in den Schaafställen, angebracht werden, um ihnen darin ihr Futter zu reichen.

Wer aber ein besonderer Freund der Kaninchenzucht ist, und auch das Vermögen dazu hat, der kann auch einen sogenannten Kaninchengarten anlegen. Ein solcher Kaninchengarten erfordert einen kleinen runden Berg oder Hügel, welcher mit einer breternen Wand fünf bis sechs Fuß hoch eingefasst und mit allerhand Gesträuche be-

* Um meistens gilt dies von den Seidenhaasen, welche man in sehr strenger Kälte wohl gar in geheizte Kammer bringen muss, wenn sie keinen Schaden leiden sollen —; vielleicht gewöhnen sie sich nach und nach an unser rauheres Klima, wenn sie häufiger gezogen und daher nicht verzogen werden.

bewachsen oder angelegt ist. In den eingeschlossenen Platz thut man nach Beschaffenheit des Raums mehrere trächtige Kaninchen nebst einem oder mehrern gleich starken Hammeln hinein, und läßt sie so lange eingesperrt, bis sie sich eingegraben haben. So bald sie Junge haben, welches man daraus erkennen kann, wenn man einige frisch verstopfte Röhren findet; läßt man in die untern Greter der Wand hin und wieder Löcher einschneiden, damit sie heraus und wieder hinein laufen können. Auf diese Art werden sie sich in die benachbarte Gegend ihres ersten Wohnplatzes ausbreiten, und bey vorfallender Gefahr ihre Zuflucht schnell durch die Löcher in der Wand wieder nach ihren Höhlen nehmen. In Frankreich, Holland und Spanien, wo man die Kaninchen sehr liebt, faßt man große und weitläufige Reviere mit einer Mauer oder einer Greterwand ein, und thut einige hundert Kaninchen hinein, so daß öfters schon im ersten Jahre einige tausend aus einem solchen Gehüge genommen werden können.

Steht jemand eine kleine Insel zu Gebote; so kann er im Frühlinge daseiβt eine Kolonie von trächtigen Kaninchen anlegen; bis gegen den Winter werden sie sich so sehr vermehrt und sich so tief eingegraben haben, daß Raubthiere, welche allenfalls über das Eis auf die Insel kommen sollten, ihnen nicht viel anhaben werden. —

Die Kaninchen sind, besonders wenn sie auf die letzte Art behandelt werden, wie jedes in der freyen

freyen Natur lebende Thier, wenig Krankheiten unterworfen. Pflegt und wartet man sie aber in Ställen: so bekommen die jungen Kaninchen von sehr fettem oder gehauetem Grase leicht den Durchfall, welcher leicht in eine Art Ruhr ausartet, wenn man ihnen nicht mit einem Futter, welches aus gutem Heu, Hasfer und etwas gestothenem Malze besteht, zu Hülfe kommt. Sehr leicht wird dann durch die Ruhr die ganze Gesellschaft zu Grunde gerichtet.

Wisweilen bekommen sie auch die Raute oder Krähe, welche man durch das Einreiben ungesalzener Butter vertreiben kann. Die Angorischen Kaninchen bekommen leicht einen Fehler an der Leber, die nämlich grösser als gewöhnlich und verhärtet wird. Diesem Uebel vorzubeugen, müssen sie vor nassen Ställen und nassem Futter bewahrt werden.

Sies

Siebenter Abschnitt.
Von der Esel- und Maulthier-Zucht.

Von der Esel- und Maulthier-Zucht.

Erstes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der Esel.

S. I.

Nutzbarkeit der Esel.
Dieses häufig so gering geachtete Thier ist gleichwohl von so großem Nutzen, daß es überall mit mehr Fleiß erzogen zu werden verdiente, als bis jetzt geschieht.

Der Esel empfiehlt sich vorzüglich durch die Leichtigkeit, mit welcher er zu unterhalten ist.
Denn

Denn er nimmt mit den schlechtesten Nahrungs-mitteln fürlieb, und das Futter, welches von Pferden, Ochsen und Kühen verschmäht worden ist, wird von ihm mit dem größten Appetite ge-nossen. Im Sommer ernährt er sich auf grünen Auen selbst, oder lässt sich mit dürrem Grase abspeisen; Disteln sind für ihn die größten Leck-erbissen.

Trotz der schlechten Kost aber, mit welcher er zufrieden seyn muß, leistet er dem Menschen doch sehr gute Dienste.

Als Lastthier ist er bekannt genug, und der kleine Steinesel, Mülleresel, trägt oft 3 bis 4 Zentner über Berg und Thal. Wo man mit keinem Fuhrwerke oder durch andere Thiere, Pferde und Ochsen, Lasten auf steile Anhöhen bringen kann, da geht er mit zwar langsamem aber sicherem Schritt hin. Sehr gut wäre er das her in Landwirthschaften zu gebrauchen, um den Dünger auf hohe Berge zu tragen, welche sonst gewöhnlich ungedüngt bleiben. Man legt ihm dann einen Saumsattel auf (woher er auch Saumthier genannt wird), und hängt darüber zwey Körbe, worein die Last, die man ihm zu transportiren giebt, gepackt wird.

In den südlichen Provinzen Europa's, in Spanien, im südlichen Frankreich und in Italien bedient man sich des Esels sehr häufig zum Reiten. Er geht sehr sanft und stolpert nicht so leicht, als das Pferd, weshalb man ihn auch in gebirgigen steilen Gegenden, z. B. auf den Alpen und Pyrenäen den Pferden vorzieht.

Man



Man kann den Esel auch in den Pflug oder in den Wagen spannen, und an manchen Orten müssen sie kleine Karren fahren; allein den Pflug können sie nur in leichtem Sandboden ziehen, und ihre langsame Schritt empfiehlt sie auch nicht zu einem raschen Fuhrwerke, oder besonders zum Eggen, welches bekanntlich gern rasch gehan wird. Kann man die Esel, deren Körper freylich mehr zum Tragen als zum Ziehen eingerichtet ist, nicht zu Fuhren gebrauchen, wo Schnelligkeit im Laufen, die sie nicht besitzen, erfordert wird: so kann man sich ihrer doch zu allerhand Fuhren in der Nähe, zu Stein- und Schutt-Fuhren, zur Herbeischaffung des Klees und Grases u. s. w. bedienen.

Außer diesen Diensten, welche die Menschen von ihnen verlangen können, ist die Eselmilch, die der Menschenmilch am nächsten kommt, sehr schätzbar. Sie ist nicht so fett, wie die Kuhmilch, leicht zu verdauen und doch sehr nahrhaft. Die Aerzte lassen diese Milch schwindsüchtigen Personen trinken, und mancher Lungenkranke wurde durch den Genuß dieser Milch gerettet. Wenn die Milch aber gut seyn soll: so muß man eine junge gesunde und starke Eselin dazu nehmen, die vor kurzem geworfen hat, und nachher nicht wieder belegt worden ist. Das Junge muß ihr weggenommen, sie selbst aber sehr reinlich gehalten und nächst etwas Hasfer oder Gerste, mit solchen Kräutern gefüttert werden, deren heilsame Eigenschaften gegen die Krankheit bekannt sind, und welche sich der Milch mittheilen. Die Milch muß gleich getrunken
werde

werden, wie sie aus dem Euter kommt; denn wenn sie an der Luft kalt wird: so verliert sie ihre heilsame Kraft.

Noch ist zu gedenken, daß aus der Eselsmilch die so sehr beliebten und wohlgeschmeckenden Parmesankäse gemacht werden.

Das Eselsfleisch soll zwar noch härter, schlechter und übelgeschmeckender, als das Pferdefleisch, und dabey sogar schädlich seyn. Aber demungeachtet befinden sich die Spanier oft bey einem Stück Fleisch von einem gut durchwachsenen Esel sehr wohl; und die Italiener vermischen es mit andern Fleische und machen Cervelatwürste davon, welche oft ins Ausland versandt und da von manchem Lecker mit vorzüglichem Appetite verzehrt werden; auch das Fleisch von jungen Eseln hält man in manchen Gegenden Italiens für eine Delikatesse.

Die Haut der Esel ist sehr hart und elastisch; es läßt sich daraus sehr gutes Pergament und Leder fertigen. Man gebraucht es zu Trommelfellen, und erhält sehr dauerhafte Schuhe davon. Die Orientalen machen aus der Eselshaut sehr schönen Chagrin.

Die Haare der Esel werden wie Pferdehaare gesponnen, und Stühle, Polster u. s. w. damit gefüttert.

Der Mist der Esel endlich thut auf kalt,
grün,

gründigem etwas nassem Boden gute Dienste,
und kann sogleich frisch gebraucht werden.

§. 2.

Charakteristik des Esels.

Der Esel, welcher nach Buffons Meinung ursprünglich aus Arabien herstammen und nach und nach in die westlichen und nördlichen Länder verbreitet worden seyn soll, hängt in Aussehung seiner Größe und Brauchbarkeit gar sehr vom Klima ab, wo er lebt. In wärmern Gegenden, z. B. in Spanien und Italien, ist er größer und auch nicht so träge, als wir ihn in Deutschland, welches für ihn der höchste Punkt nach Norden seyn möchte, wo er noch gedeihet, kennen.

Ob der Esel gleich der Hauptgestalt nach mit dem Pferde Ähnlichkeit hat, und auch in Rücksicht seiner Eingeweide, Zähne u. s. w. demselben völlig gleicht, daß man also das Alter des Esels ganz auf dieselbe Art, wie bey den Pferden, an den Zähnen erkennen kann: so unterscheidet er sich doch besonders von diesem seinem Halbbruder durch einen sehr dicken Kopf, fleischige Ganaschen, spitziges herunterhängendes Obermaul, hohe und breite Stirn, tiefliegende Augen, kurzen, breiten und dicken Hals, welcher mit kurzen struppigen Haaren besetzt ist, eine schmale Brust und fast schneidend scharfen Rücken, durch Hüften, welche höher als der fleischige Widerriß sind, durch ein

ein plattes Kreuz, hängenden Bauch, kahlen, mit einem Haarbüschel versehenen Schwanz und lange schwankende Ohren. Ueber den Rücken und über die Schulterblätter gehen schwarze Streifen, welche beyde die Figur eines Kreuzes bilden. An seinen schlanken Beinen, dem schönsten Theile des Esels, hat er graue gute Hufe.

Die gemeinste Farbe der Esel ist mausefahl, bisweilen auch heller, öfter aber dunkler; eigentlich ein besonderes Grau, welches man nach ihm Eselsgrau genannt hat. Doch findet man auch bräunliche, rothe, blaue, schwarze und mit allen Farben gesleckte Esel. In den Weichen oder Dünnen sind sie gewöhnlich heller oder gar weiß. Ihr Haar ist härter, fester und länger, als bey dem Pferde.

Seine Stimme ist höchst widrig und geht wechselsweise aus hohen Tönen in tiefe und aus diesen wieder in hohe im unausstehlichsten Missklang. Man nennt es gewöhnlich mit einer diesen Ton etwas beschreibenden Benennung Jänen. Die Eselinnen schreyen in höhern Tönen, als die Hengste.

Der Esel kennt seinen Herrn sehr genau, daß er ihn von weitem schon spürt und unter hunderten heraus findet; auch weiß er jeden Weg, den er einmal gegangen ist, sehr genau. Er hat sehr gute Augen, einen scharfen Geruch und ein vortreffliches Gehör. Ueberladet man ihn: so läßt er Kopf und Ohren sinken, sperrt das

das Maul auf und zieht die Lefzen sehr widrig zurück, und giebt dadurch sein Unvermögen zu erkennen.

Der Ruhe bedarf der Esel nicht so bald und nicht so lange, als das Pferd; er schlafst nicht so lange, und legt sich nicht eher nieder, bis er zu stark angetrieben worden.

§. 3.

Von der Fortpflanzung der Esel.

Zur Fortpflanzung wählt man einen Hengst, welcher groß und stark ist, hohe Schenkel, einen vollen Leib, einen leichten Kopf, helle Augen, große Nasenlöcher, eine breite Brust, ein plattes Kreuz, einen kurzen Schwanz und ein glänzendes, weiches, dunkelgraues Haar hat. Unter 3 Jahren darf er nicht zur Zucht gebraucht werden, und nach 10 Jahren ist er wieder dazu untauglich.

Im May und im Junius wird der Esel gewöhnlich hitzig, und giebt seine Sehnsucht nach der Eselin durch ein fürchterliches unaufhörliches Geschrey zu erkennen. Die Eselinnen sind nicht weniger hitzig, als die Eselshengste. Man lässt sie sich aber eben so wenig früher, als im zten Jahre begatten.

Wenn sie von dem Hengste bedeckt worden sind: so pflegt man sie alsbald tüchtig abzurütteln

prügeln, oder mit kaltem Wasser zu begießen, damit ihre Brust sogleich dadurch gedämpft wird. Denn ihrer großer Geilheit wegen empfangen sie nicht leicht, sondern lassen nach der Meynung der meissen den Saamen wieder fahren, wenn nicht eins dieser Mittel angewendet wird. Sind sie trächtig geworden: so läßt ihre Hitze alsbald nach.

Die Eselinnen tragen 11 Monate und etwas Tage; gewöhnlich findet man im 10ten Monate schon Milch in den Bäuchen. Wenn die Zeit der Geburt sich nähert: so sucht die Eselinnen einen abgesonderten dunkeln Ort, wo sie sohlet, und gewöhnlich ein Füllen, selten zwey zur Welt bringt. Schwere Geburten finden sich trotz der Misshandlung, welche öfters auch trächtige Eselinnen erdulden müssen, höchst selten; deshalb ist es auch nicht so nothwendig, so genaue Aufsicht in dieser Zeit auf sie zu führen, wie man bey andern Thieren thun muß. —

Schon nach 7 bis 8 Tagen wird die Eselin wieder hitzig, und ist im Stande, den Hengst wieder zuzulassen.

Das Eselsfüllen saugt 5 bis 6 Monate an der Mutter, begleitet sie beständig auf ihren Berufswegen, und zeichnet sich besonders durch seine lustigen Sprünge aus.

Nach 6 Monaten, wo die Mutter meist wieder trächtig ist, müssen sie entwöhnt werden; welches nun ohne alle Schwierigkeit geschehen kann,

kann, da sie bereits bey der Mutter schon alle Nahrungsmittel derselben mit haben fressen lernen, und also nur von derselben entfernt werden dürfen. Die Mutter, welche eine außerordentliche Zuneigung zu ihren Zungen hat, ist aber ganz untrüglich, wenn sie von ihr getrennt werden.

§. 4.

Von der Fütterung und fernern Verteilung der Esel.

Der Esel ist, wie schon oben bemerkt wurde, mit der schlechtesten Kost zufrieden, und genießt selbst das Futter, das von andern Haustieren, Pferden, Kühen und Schafen verschmäht und aus den Krippen geworfen wurde, mit dem größten Appetite. Schlechtes Gras und Heu, allerhand Gesträuch wird von ihm genossen, und auf grünem Rasen weidet er sehr gern. Diese sind auch im Sommer seine gewöhnlichste Nahrung, und zu Hause empfängt er noch gehackte Disteln mit etwas Kleyen vermischte. Disteln sind überhaupt sein Lieblingsspeisestück, und er befindet sich dabey am allerbesten.

Im Winter muß er mit allerley Strohfutter und Kaff für lieb nehmen, und vom Heu oder Grummel bekommt er nur das, was anderes Vieh nicht fressen mag.

Aber



Aber so unekel er auch in seiner Kost ist; so ekel ist er in Ansehung des Getränktes, welches durchaus helles Wasser seyn muß. Selbst Prügel, welche bey dem Esel beständig die Stelle der Ueberredungsgründe vertreten, sind nicht im Stande, ihn zum Trinken trüben Wassers zu bewegen.

Die Eselsställe brauchen nicht so hoch zu seyn, als die Pferdeställe, weil ihre Bewohner viel kleiner sind; aber sie müssen doch hübsch lustig seyn, damit sich die Aussäufungen verlieren. Dabey verlangt der Esel vor allen ein reines trocknes Lager in seinem Stalle. Denn Feuchtigkeit und Koch insbesondere fürchtet er außerordentlich, und kann selbst mit Schlägen nicht hindurch gebracht werden, sondern sucht sich immer einen bessern und trocknern Weg. Um so mehr verlangt er auch eine reine und trockne Ruhestätte, die daneben im Winter warm seyn muß, weil er die Kälte weniger als andre Hausthiere vertragen kann.

Eben so will er durch Striegeln und Putzen vom Staube und andern Unreinigkeiten befreyt seyn, und giebt, wenn dies nicht geschieht, besonders wenn er einige Jahre alt ist, und sich nicht mehr aus Muthwillen wälzet, durchs Walzen auf der Erde zu erkennen, daß ihm die Unreinigkeit Jucken verursacht und er davon befreyt seyn will. Allein man bekümmert sich um das arme Thier auch in dieser Hinsicht sehr selten, und gleichwohl bekommt er niemals Läuse, wie die andern Hausthiere,

welches vermutlich von der Härte und Trockenheit seiner Haut herrührt. —

Man klagt sehr häufig über die Hartnäckigkeit und die Halsstarrigkeit dieser Thiere, und meynt, daß sie in seiner Natur liege. Gegründet ist sie freylich wohl; denn kein Thier ist auf eine so lächerliche Art toll, als ein Esel, wenn er über seine Geduld gezeigt wird, welches zuweilen geschehen kann, oder auch öfters ohne Reizung geschieht. Es was davon kann eben sowohl in seiner Natur gegründet seyn, als seine Trägheit; vieles ist aber seiner schlechten Haltung zuzuschreiben. Kein Thier wird so wenig geachtet, oder mit so muthwilliger Grausamkeit behandelt, als ein Esel. Er wird gewöhnlich den Händen roher und muthwilliger Knaben, oder der schlechtesten Knechte übergeben, welche seine natürliche Halsstarrigkeit durch ihre üble Gewohnheit, mit ihm umzugehen, gewiß vermehren. Man trage nur für einen Esel mäßige Sorge, und gesche nur ein wenig mit ihm, wie mit einem Pferde um, nur so, wie man mit der schlechtesten Art von Pferden umgeht, und wenn er gleich nicht völlig so willig, wie dieses Thier wird: so wird er doch genug von seinen natürlichen Fehlern verlieren, und seine Wartung durch erhöhte Nützlichkeit belohnen.

In Ansehung seiner Gesundheit ist der Esel viel fester und dauerhafter, als das Pferd. Nur selten unterliegt er einer Krankheit des Pferdes, wird aber, wenn er einmal davon besessen

fallen wird, um so härter dadurch angegriffen.
Die Alten kannten am Esel keine andere Krankheit, als den Noß, womit er doch viel seltner, als das Pferd besallen wird.

Am häufigsten leidet er bey der immerwährenden Strapaze an den Füßen Schäden; und man findet viele unter ihnen, denen die Hufe außpalten, oder welche Hornklüsse bekommen.

Werden die Esel trotz einer guten Behandlung von Krankheiten besallen: so wird man dieselben nicht allein an denselben Kennzeichen, welche im ersten Bande bey den Krankheiten der Pferde angegeben sind, erkennen können, sondern sie müssen auch ganz auf dieselbe Art, wie dort beschrieben steht, geheilt werden, daß es also eine ganz unnöthige Wiederholung seyn würde, wenn man hier die Behandlung der Krankheiten der Esel besonders aufführen wollte.

Zwep

Zweytes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der
Maulthiere.

§. I.

Nützlichkeit der Maulthiere.

Die Nützlichkeit dieser Bastardthiere, welche von einem gemeinen Esel und einer Pferdestute gezeugt werden, ist allgemein bekannt. Sie geben die vortrefflichsten Lastthiere und sind im Stande, 4 bis 5 Zentner über Berg und Thal mit der größten Sicherheit zu tragen. Als Lastthiere im Kriege würden sie besonders ihrer großen Dauerhaftigkeit wegen, welche sie vor dem Pferde voraus haben, und wegen ihrer größern Genügsamkeit, indem sie mit viel geringerm Futter für lieb nehmen, mit dem größten Vortheile zu gebrauchen seyn. Allein man hat sie nicht häufig genug, und sie kommen aus diesem Grunde auch zu theuer zu stehen. In Frankreich und Spanien, wo es ihrer mehrere, als in dem nördlichen Europa giebt, werden sie häufig dazu gebraucht; indessen bezahlen die Spanier selbst für ein gutes Maulthier nicht seitens 200 bis 300 Rthlr. Wegen ihres sanften und sehr sichern Ganges bes-

bedient man sich ihrer in gebirgigen Gegenden, besonders gern, und lieber als der Pferde, zum Reiten; und man sieht die spanischen und südfranzösischen Damen ihre Reisen meist auf Maulthieren, weit seltner in Wagen, machen. Sie haben als Lastthiere allerdings schon einen großen Vorzug vor dem Esel; aber noch mehr gewinnen sie dadurch, daß sie sehr vortheilhaft in Wagen gespannt werden können, wo sie sich durch besondere Flüchtigkeit und Schnelligkeit auszeichnen. Allein ihres etwas stärrigen Wesens wegen erfordern sie einen aufmerksamen Fuhrmann, der ihnen gewachsen ist, und der sich durch seine Peitsche bey ihnen in Respekt zu sehen wußte.

§. 2.

Charakteristik des Maulthieres.

Das Maulthier, welches von einem Esel gezeugt und von einer Pferdestute geboren ist, hat von seinen beyden Erzeugern etwas an sich; jedoch gleicht es seiner Mutter, der Pferdestute, mehr, als seinem Vater, dem Esel. Es gleicht in Rücksicht der Größe und Dicke seines Leibes der Mutter, hat ein gut gebildetes Vordertheil, einen schönen Hals, runde Seiten, ein flaches Kreuz und glatte Hüften. Sein Kopf ist etwas kürzer und dicker als beyni Pferde und folglich dem Vater ähnlicher; sein Schwanz gleicht dem Schwanze des Esels mehr, als dem Schwanze des Pferdes, und die Ohren sind länger, als am Pferde. Die Beine sind dünner,

ner, wie die Beine des Esels, und seine Stimme ist der des Vaters ähnlich.

Mit diesen angeführten körperlichen Eigenschaften, welche es von seinen Eltern ererbte, verbindet es die Lebhaftigkeit und Schnelligkeit des Pferdes und die Dauerhaftigkeit und Gesellsamkeit des Esels; und erhält eben durch diese Verbindung der guten Eigenschaften des Pferdes und Esels seine große Brauchbarkeit. Allein das Maulthier nimmt neben diesen Eigenschaften leider oft auch den Starrsinn des Esels an, und muß daher trotz dem Esel durch die Präge zu Folgsamkeit gewöhnt werden; und außerdem wird es sehr leicht scheu, weswegen man ihm meist große Scheuleder anzulegen pflegt.

Man spricht dem Maulthiere das Vermögen, sich fortzupflanzen ab, obgleich alle zur Fortpflanzung nöthige Werkzeuge an ihnen gefunden werden. Seltener mag der Fall wohl seyn, daß sie sich unter einander fortgepflanzt haben: indessen führen doch Blüffon und neuerlich Hr. Prof. Link in seiner Reise nach Portugal Beispiele an, daß aus der Begattung der Maulthiere Nachkommen schaft entstanden sey.

Die Maulthiere werden meist sehr alt und bleiben sehr lange in brauchbarem Stande. Ihr Alter erkennt man an den Zähnen, wie bey den Pferden. Krankheiten kennen sie, wie Papa Esel, nur wenige; wenn sie aber von einer

einer Pferdekrankheit besallen werden: so erliegen sie meist und sind nur schwer wieder herzustellen. Am allergefährlichsten ist ihnen jedoch die Raude; weshalb man sie beständig höchst reinlich halten, und es nicht am Striegelein, Puzzen und Schwemmen bey ihnen fehlen lassen muß. Denn diese Vorbeugungsmittel sind mehr werth, als alle Arzeney, wenn sie von der Raude wirklich besallen werden; welche übrigens bey ihnen eben so behandelt wird, als oben bey den Pferdekrankheiten gelehrt worden ist.

§. 3.

Von der Erzeugung der Maulthiere.

Wenn man sich Maulthiere selbst erziehen will: so muß man zuerst auf einen tüchtigen Geschäl-Esel bedacht seyn. Ein solcher Eſels-Hengst muß vorzüglich groß und stark seyn, große Augen, weite Nasenlöcher, einen langen Hals, eine breite Brust, hohe Schultern, einen kurzen Schwanz, eine dunkle Farbe und glatte Haare haben. Findet man diese Eigenschaften in einem deutschen Eſelshengste vereinigt: so kann man von ihm schon eine gute Nachkommenſchaft mit Grunde erwarten.

Kann man indessen italienische Eſelshengste von der großen Mayländischen Art zum Geschälen bekommen, welche freylich öfters auf 100 Louisdor und noch höher zu stehen kommen; oder wäre es möglich, spanische Eſelshengste zu haben; so kann man, wie die Erfahrung lehrt,

lehrt, nicht allein sicherer darauf rechnen, daß der Sprung fruchtbar ist, sondern man erhält auch viel größere und schöner gebaute Maulthiere, als durch die Vermischung des deutschen Esels mit der Pferdestute. —

Der Esel ist vom fünften bis zum vier und zwanzigsten Jahre gut zu dem Geschäft der Fortpflanzung, und er kann 10 bis 15 Stuten jährlich befruchten.

In Rücksicht der Stute, welche von dem Eselshengste belegt werden soll, muß vor allen Dingen bemerkt werden, daß sich keine andere Pferdestute dazu schickt, als eine, die wenigstens fünf Jahre alt ist, noch nicht von einem Pferdehengste besprungen wurde und trächtig war. Gern wählt man große 18 Fäuste hohe Stuten dazu, welche recht stark von Brust und Kreuze sind.

Das Bedecken und Bespringen selbst ist mit einigen Umständen verknüpft, welche theils durch die verschiedene Größe der Pferdestute und des Eselshengstes, theils aber auch durch die Abneigung, welche häufig Pferdestuten und Eselshengste gegen einander zeigen, nöthig gemacht werden.

Das Beschälen geschieht jederzeit um Ostern, wo die Stuten rossen oder rossig werden.

Um nun dem Esel das Springen zu erleichtern, wird die viel höhere Stute in eine solche

solche Grube gestellt, daß ihr Körper so hoch über die Erde hervorgeht, daß der Esel bequem aufspringen kann.

Der Stute verbindet man die Augen, das mit sie den Esel nicht sieht, denn sonst würde sie ihn, zumal das erstmal, nicht an sich lassen. Ist sie aber schon einmal von einem Eselshengste besprungen worden: so leidet sie ihn eher und sieht auch wohl recht gern still.

Wenn mit der Stute diese Vorbereitungen gemacht sind: so führt man den Esel einigemal an sie heran, damit er erst hitzig wird. Hat man nun einen ausländischen, z. B. Mayländischen Hengst: so wird er bald aushängen und seine Begierde zum Springen zu erkennen geben. Man führt ihn dann an ein Paar Leinen an die Stute heran, ziehet dieser den Schweif auf die Seite und läßt ihn aufspringen. Zugleich hält man aber ein Gefäß mit Wasser bereit, womit man, sobald das Begattungsgeschäft beendigt ist, und der Esel sein Glied aus dem Geburtstheile der Stute herauszieht, die Stute alsbald von hinten begießt. Unterläßt man dieses: so streckt sich die Stute aus, und drückt den Saamen des Esels alsbald wieder von sich, und wird dann nicht trächtig. Durch das Begießen mit Wasser erschrickt sie aber, zieht die Geburtstheile zusammen, klemmt den Schweif zwischen die Beine und behält so den Saamen eher bey sich. —

Soll die Stute durch einen deutschen Esel bedeckt

bedeckt werden: so findet man ihn meist so träge zu dem Geschäfte, daß er, wie zur Arbeit, durch eine Menge Prügel erst dazu gebracht werden muß. Nur wenn er tüchtig abgeprügelt worden ist, bekommt er Erekitionen, und bespringt die Stute. Mit der Stute wird bey und nach dem Geschälen aber eben so verfahren, wie eben beschrieben worden ist. —

Nach dem Bedecken wird die Stute behandelt, wie wenn sie von einem Pferdehengste trächtig ist, und besonders nicht mit Arbeit übernommen, und vor Misshandlung jeder Art bewahrt. Sie geht aber mit dem Maulthierfüllen etwas länger trächtig, als mit einem Pferdefüllen, und es ist nöthig, daß man gegen die Zeit der Geburt sehr aufmerksam ist, damit man ihr auf allen Fall leicht Hülfe leisten kann, wenn eine schwere Geburt erfolgen sollte.

Diese Stuten werden von Michaelis an, wo ihre Maulthiere entwöhnt werden, besonders gut gepflegt und besonders gehütet, daß sie keinen Pferdehengst zu sehen bekommen, bis ihnen zu Ostern der Eselshengst wieder zugeführt wird.

S. 4.

Von der Behandlung der Maulthierfüllen.

Wenn die Maulthierfüllen 6 bis 7 Monate

te an der Mutter gesogen haben: so ernähren sie sich selbst, und werden hernach bey einer Kost, welche das Mittel zwischen Pferde- und Eselskost hält, groß gezogen. Sie erlangen meist eine Größe von 17 bis 18 Fäusten, und werden gewöhnlich älter als ihre Eltern.

Vor dem dritten, oder besser vor dem vierten Jahre, dürfen sie nicht zur Arbeit gebraucht werden, damit sie recht auswachsen. Im vierten Jahre müssen sie aber, wenn sie als Gespann vor Wagen oder zum Reiten gebraucht werden sollen, auf der Reitbahn ordentlich zu geritten oder eingefahren werden; welches um so nöthiger ist, weil sie sich ihrer angebornen Starrigkeit wegen sonst nicht leicht behandeln lassen.

Will man die Maulthiere zum Reiten gebrauchen, so läßt man ihnen in der Jugend die langen Ohren verstußen, wodurch sie mehr ein dem Pferde ähnliches Ansehen bekommen.

Ob man gleich den Maulthieren, die Fähigkeit, sich fortzupflanzen, abspricht: so sind doch die männlichen Maulthiere äußerst geil, und in ihrer Geilheit nicht leicht zu bändigen. Man läßt sie daher, gleich den Pferdehengsten, häufig wallachen, welches, wie bey den Pferden, geschieht. —

Zum Gedeyhen der jungen Maulthiere, wie der Maulthiere überhaupt, wird noch erforderlich, daß man ihnen einen warmen Stall anweiset,
welch

welcher reich mit trockner Streu versehen wird; denn Kälte und Nässe sind ihnen vor allem schädlich. Ueberdies müssen sie auch an ihrem Körper stets reinlich gehalten werden.

In Ansehung der Krippen und Naufen hat man endlich darauf zu sehen, daß beyde für die Maulthierställe viel höher, als für die Pferdeställe angebracht werden müssen, damit sie sich gewöhnen, thre Hälse und Köpfe recht hoch zu tragen, welche sie, wenn sie nicht durch dieses Mittel in der Jugend dazu gewöhnt werden, gern hängen lassen. —

Zum Beschlüß dieses Abschnittes muß ich auch noch kürzlich der Mauliesel gedenken, welche durch die Begattung eines Pferdehengstes mit einer Eselsstute entstehen. Diese Thiere stehen aber den Maulthieren in allem so sehr nach, daß sie gar nicht erzogen zu werden verdienen; denn sie sind plump, faul, träge und klein, und unterscheiden sich von den Maulthieren durch einen dünnern Hals, schneidendem Rücken, der wie ein Karpfenrücken gebildet ist, spitzeres und abhängigeres Kreuz, einen pferdeähnlichen Kopf und Schwanz und durch etwas längere Ohren. Nach Buffons Meynung sind sie noch viel weniger zur Fortpflanzung geschickt, als die Maulthiere. —

Achter Abschnitt.

Von dem ökonomischen Geflügel.

Unter diesem Namen wird das sämmtliche Federvieh begriffen, welches gewöhnlich auf größern und auf kleineren Höfen gehalten zu werden pflegt, als: die gemeinen Hühner, die Truthühner, die Gänse, Enten und Tauben. Die Fasanen, welche eine ganz besondere Behandlung erfordern, und mehrtheils in besondern Anstalten, Fasanerien genannt, unter der Leitung eines Jägers angezogen werden, gehören nicht hieher.

Ehe wir von der Wartung und Behandlung dieser einzelnen Arten ökonomischen Geflügels reden, müssen wir uns erst von dem Nutzen zu überzeugen suchen, den man ihnen beylegt, und den sie wirklich haben. Es findet nämlich unter mehrern noch immer ein Streit über den Nutzen statt, welchen das Federvieh

vieh gewähren könnte, und der grösste Theil der Oekonomien stimmt mehr gegen, als für das selbe, indessen giebt es doch auch manche, welche dasselbe in Schutz nehmen.

So wie aber der Landwirth überhaupt spekuliren muß, auf welchen Gegenstand in der Oekonomie er besonders seinen Fleiß und seine Aufmerksamkeit richten muß, welcher ihm seine Mühe am sichersten und am besten vergütet, und hierbei besonders die Lage seines Landgutes oder seines Wohnortes berücksichtigen muß, ob sie zu diesen oder jenen Produkten schicklicher sey, und ob er dieses oder jenes wirtschaftliche Erzeugniß leichter oder besser absezzen könne: so muß er bey der Federviehzucht auch besonders darauf Rücksicht nehmen, ob er von grossen volkreichen Städten weit entfernt, oder ganz in ihrer Nähe lebt.

Wohnt er ganz nahe an einer volkreichen Stadt, wo alle Arten Consumtibilien so sehr gesucht und daher theuer bezahlt werden: da läßt sich auch erwarten, daß der Absatz des alten und jungen Federviehes, so wie der Eyer und Federn, sehr leicht, und die Preise davon sehr gut seyn werden.

Anders verhält es sich aber, wenn man gar keine grosse volkreiche Stadt in der Nähe hat, sondern nur mit andern Oekonomien oder Landstädten umgeben ist, wo gleichfalls Oekonomie getrieben wird, und aus diesem Grunde alle wirtschaftlichen Produkte, und also auch das

Ge



Federviech nicht häufig gesucht werden, weil die meisten so viel erziehen, als sie selbst nöthig haben. In diesem Falle würde es offenbar thöricht seyn, Federviech zum Verkaufen zu erziehen.

Wollte man vollends das Federviech in einer solchen Lage beständig aus dem Sacke füttern: so würde noch weniger dabei herauskommen; obgleich angenommen werden müßt, daß man diesem Viehe doch nur solche Körner giebt, welche an sich keine Kaufmannswaare sind, oder um die niedrigsten Preise verkauft werden müßten. Allein das Futter des Federvieches schränkt sich bey jeder etwas beträchtlichen Landwirthschaft nur auf den Winter und auf die Glücken ein, welche Junge haben. Denn bey Landhaushaltungen nährt sich das Federviech, besonders die Hofhühner und Truehühner auf dem Misthose, auf Graseplächen, vor der Scheuer und vor den Ställen so gut, daß man ihnen wenig oder gar keine Körner geben darf.

Gesezt aber, man müßte auch beständig vom Boden füttern: so muß bey einer übrigens guten Wartung des Federvieches, besonders der Hühner, doch noch ein beträchtlicher Gewinn gemacht werden können. Zum wenigsten versichert mir ein Freund, welcher in einer volksreichen Stadt wohnt und sich selbst Hühner hält ohne einige Feldwirthschaft zu haben, daß ihm das Futter für dieselben gleichwohl bey weitem nicht so hoch komme, als wenn

R

jedes

jedes Ei und jedes junges Huhn, welches auf seinen Tisch kommt, auf dem Markte kaufen müste.

Wenn aber auch bey dem Federvieh überhaupt, ob es sich gleich größtentheils auf dem Wirthschaftshofe ernährt, in der Landwirthschaft gar kein Gewinn, oder wie manche Feinde des Federviehes wollen, mehr Verlust, als Gewinn seyn sollte: so ist das Federvieh und die Produkte desselben doch schon in jeder Wirthschaft so sehr zum Bedürfniß, daß man dasselbe gar nicht mehr entbehren kann, und darf folglich auch nicht mehr die Frage davon seyn, ob man Federvieh halten, oder nicht halten wolle. —

Erstes

217

Erstes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der gemeinen Hofhühner.

§. I.

Von den Hähnern überhaupt und den verschiedenen Arten derselben.

Die Haushühner, welche jetzt bey uns auf jedem Bauernhofe einheimisch sind, sind eigentlich nicht deutschen oder europäischen Ursprungs, sondern stammen von dem wilden Huhn her, welches man in Asien in der Gasharey, Sina und mehreren asiatischen Inseln findet.

In seinem wilden Zustande ist der Hahn etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, hat einen ausgezackten Fleischkamm, und an dem Kopfe zwey Fleischlappen,

lappen, wie der zahme Hahn. Die Schläfe
nebst der Linie vom Kopfe bis zu den Augen
sind nackt und fleischfarben, und neben den Augen
findet man einen perlfarbigen kahlen, meist mit
sehr kurzen Federn bedeckten Fleck, von der
Gestalt und Größe eines Fingernagels. Er
sieht bis hieher den zahmen Sperberhähnern
besonders gleich, aber die übrigen Hals- und
Kopffedern sind lang und schmal, an der Wurz-
el grau, in der Mitte schwarz und an der
Spitze weiß, und die Federn des übrigen Ober-
leibes schmal, lang, graulich mit schwarzen
Strichen; die Brustfedern spielen etwas ins
Röthliche, die Schwungfedern sind schwarz.
Die Flügeldeckfedern rothbraun mit schwarzen
und weißen Querlinien, die Schwanzdeckfedern
glänzend violetfarben; die mittlern Schwanz-
federn, wie bey dem zahmen Haushahne, aber
länger und sehr sickelförmig gekrümmt. Die
Füße sind 6 Zoll lang und haben $1\frac{1}{2}$ Zoll
lange Sporn.

Die wilde Henne ist um den dritten
Theil kleiner als der Hahn, hat weder Kamm
noch Fleischlappen, einen grauen Kopf und
Bracken, ein weißlich Kinn und Kehle; einen
bräunlichen mit röthlich weißen Querstreifen
gezierten Hinterhals, einen braunen Vorder-
hals und eine gleichfarbige Brust und Bauch
mit schmutzig weißen Streifen; graue Seiten,
bläbbraun, grau überlaufen mit einem blaßgelb-
rothen Streifen längst den Schäften gezierte
Deckfedern und Rücken; schuppige graue Füße
und ansägt des Sporns einen Knoten.

Dies

Dies sind die Stammler unsers Haushuhns; aber durch die Zähmung, verschiedene Wartung und durch das verschiedene Klima, worin die Nachkommenschaft derselben versezt wurde, ist dieselbe außerordentlich ausgeartet und dauert in den verschiedenen Erdtheilen in den mannigfältigsten Spielarten fort, von welchen im folgenden die bekanntesten genannt werden sollen.

a) Das gemeine Haushuhn findet man von allerley Farben und Schattirungen auf jedem Hofe. Hahn und Henne zeichnen sich durch ihren spitzigen Kopf und schmalen Leib aus; sie haben in der Regel nur einen einfachen Kamm, und keinen Federbusch, keine Holle auf dem Kopfe. Von ihm kennt man folgende Varietäten:

- a) Das Huhn mit dem kleinen Kamm und einem kleinen Federbusche am Hinterkopfe. Es wird sehr häufig auf den gemeinsten Bauernhöfen gefunden.
- b) Der Kronenhahn mit einem sehr fleischigen Kamm, welcher entweder aus einem dicken ausgezackten, zusammengewachsenen Fleischklumpen oder aus einem runden oder rundlich ausgezackten Kranze besteht. Diese Art findet man lange nicht so häufig, wie die vorige.
- c) Der hamburgische Hahn; Sammethosen genannt, weil sein Schenkel und sein Bauch gleichsam, wie mit einem schwarzen Sammet bekleidet sind. Er hat einen



einen spitzigen Schnabel, einen gelben Augenring, und um die Augen einen Zirkel von braunen Federn, von welchen ein schwarzer Federbüschel emporsteigt, der die Ohren bedeckt. Hinter dem Kamm und unter den Lappen stehen eben dergleichen Federn, und auf der Brust sind schwarze, runde breite Flecken, aber die Schenkel und Füße bleyfarben, bis auf die gelblichen Fußsohlen. Er hat einen stolzen majestätischen Gang und ist hie und da in Deutschland bekannt, aber nirgends findet man ihn so schön, wie in Niedersachsen, woher er wahrscheinlich auch seinen Namen erhalten hat. In England braucht man ihn gerne zu Hahnengefechten.

2) Das Haubenhuhn, gehaubte, geschopfte Huhn, das Buschhuhn — hat einen sehr dicken Federbusch auf dem Kopfe, so daß man den Kamm öfters davor nicht sehen kann. Meist ist dieses Huhn auch größer als das gemeine Huhn, und hat bald Fleischlappen, bald auch einen dicken Federbart. Vey einigen fangen die Federn gleich an der Stirn an und bilden an dem Hinterkopfe den dicken fast ganz runden Federbusch. Dieses sind die schönsten Haubenhühner, weil sie den Federbusch nicht leicht beschmutzen, und vor demselben auch am besten sehen können; bey andern stehen die Federn gerade in die Höhe und breiten sich oben, wie eine gesäßte Nelke aus. Die längsten Federn stehen vorn an der Stirn, und die kleinen auf dem

dem Hinterkopfe, so daß dieser Federbusch, welchen die Hühner wegen des Hervorfallens der Federn, leicht verunreinigen, gleichsam ein stumpfes Dreieck bildet; endlich findet man bey einigen Haubenhühnern den Federbusch länglich und die sehr großen Federn nach den Seiten gedrückt. Sie hintern die Hühner nicht so sehr, wie die vorigen am Sehen und Fressen.

Diese Spielart ist in Deutschland sehr häufig, und man findet unter derselben ungemein schön gezeichnete, die sich auch mit ihrem schönen Gefieder fortsetzen.

Varietäten davon sind folgende:

- a) Das weiße Huhn mit schwarzen Federbusche, sehr schön aber selten.
- b) Das schwarze Huhn mit weißem Federbusche, ist in mehreren deutschen Provinzen, z. B. in Sachsen, Thüringen u. s. w. sehr gemein. Man nennt dies an manchen Orten das englische Huhn; man findet unter ihnen auch welche, deren weißer Busch mit einem schwarzen Kranze eingefaßt ist.
- c) Das goldfarbige Huhn mit goldenen Federn, welche mit großen schwarzen eyrunden Flecken gezeichnet sind. In Sachsen heißt es das Goldlackhuhn.
- d) Das silversarbige oder Silberlackhuhn, dessen Federn eine glänzend weiße Grundfarbe haben, und mit ähnlichen schwarzen Flecken, wie das vorige, bedeckt ist. So wohl das Silber als das Goldlackhuhn haben

haben einen sehr großen Strauß und Federbart und sind beyde öfters von ungewöhnlicher Größe. Herr Forstrath Bechstein besaß einst einige Hähne dieser Spielarten, von $3\frac{1}{2}$ Fuß und Hennen von 3 Fuß Länge, welche letztere Eyer fast so groß, wie Gänseeyer legten.

e) Das Achat- oder Chamoisfarbige Huhn.

f) Das schieferblaue Huhn. Es hat eine Holle oder einen Strauß von gleicher Farbe und nimmt sich sehr gut aus, ist aber nicht häufig.

g) Das hermelinartige oder geschuppte Huhn; man findet es meist mit einem bläffgelben Strauß.

h) Die Witwe; oder das braune Haubenhuhn, mit weißen perlformigen Punkten auf den Federn. Es ist dies eins der schönsten Hühnerarten.

i) Das feuerfarbige Huhn;

k) das steinsfarbige Huhn hat auf weißem Grunde allerleyfarbige in einer gewissen Ordnung stehende Sprengel.

l) Das weiße Huhn mit dem großen Varte, hat einen halben Kamm, einen halben Federbusch, und statt der Fleischlappen einen dicken Federbart.

m) Der Kaularsch — das Kluthuhn ungeschwänzte, persische, virginische Huhn. Es hat keine Schwanzfedern; sein Vaterland soll Persien seyn. Allein es ist wahrscheinlicher, daß wir dieses Huhn entweder aus Virginien erhalten haben, wo nach den

den Berichten der Reisebeschreiber, alle geschwänzte Hühner sich nach und nach in ungeschwänzte verwandeln sollen; oder das Ungefähr ist auch hier, wie bey so vielen andern Abänderungen unter dem Thiergeschlechte, der Schöpfer gewesen. Es ist dies aus dem Grunde sehr wahrscheinlich, weil man findet, daß die geschwänzten Hühner auch in Deutschland bisweilen Kaularsche erzeugen, obgleich kein ungeschwänzter Hahn sie tritt, und oft entstehen auch aus den Eyern ungeschwänzter Hühner, Hühner mit Schwänzen.

Am häufigsten findet man den Kaularsch von schwarzer oder dunkelgrauer Farbe, doch sieht man auch bunte aller Art.

Man hat bemerkt, daß das ungeschwänzte Huhn, wenn es auch vom Hahne getreten war, doch oft unfruchtbare Eyer gelegt hat; dies kommt wahrscheinlich daher, weil die über dem Astor der Henne befindlichen Federn so straff über die Geburtstheile hergebogen sind, daß die Befruchtung des Hahns leicht dadurch verhindert werden kann.

Manche Landwirthen wollen den Kaularsch den geschwänzten Hühnern vorziehen: ich sehe aber nicht ein, aus welchem Grunde, zumal da es mit dem Schwanz seine größte Zierde verloren hat. Der Überglauke mancher Bauern bildet sich ein, daß auf einem Hofe, wo Klutschühner gehalten würden, keine Mänter wohnten, und halten deshalb so viel auf sie!

Unter



Unter die in Deutschland weniger bekannten und weniger nutzbaren Hühnerarten gehören noch folgende:

- 4) Das Zwerghuhn, — der Hahn von Bantam, englischer Zwerghahn, gestiefelter Hahn, Kriechhahn, französischer Rauchfuß, holländisches Hühnchen, Canishühnchen — ist in Deutschland fast die Hälfte kleiner, als das gemeine Huhn, hat einen kleinen Kopf, kurze bis auf die Zehen mit Federn bedeckte Füße, die sich besonders an den äußeren Zehen weit ausbreiten, und sogenannte Latschen werden, welche immer voller Roth sind. Die Farbe ist gewöhnlich weiß, oder gelblich-weiß, doch findet man sie auch, aber seltener, von allen Farben, und sogar schwarze. Zuweilen fallen von einem Paare, welche Federfüße haben,
- a) nacktfüige Zwerghühner, welches die schönsten sind, und sich alsdann in ihrer Art fortpflanzen. Wenn hingegen der kleine histige Zwerghahn sich mit einer gemeinen Henne paart: so erhält man
- b) eine Mittelart, die in Sachsen und Thüringen sehr häufig angetroffen wird, und an dem kleinen Kopfe kenntlich ist. Nach Herrn Forstrath Bockstein Th. 3. S. 404 giebt es in Thüringen eine weiße Art Hühner mit einem starken Backenharte, aus welchen man daselbst, wenn sich dieselben mit einem Zwerghuhn paaren, eine mit hohen Füßen und stark befiederten

ten Beinen versehene Mittelart erzichtet,
welche Herrn Bechstein die Varietät zu seyn
scheint, die man

c) **Bantams Hühner** nennt. Die Zehen
derselben sind so stark besiedert, daß sie
kaum vor den Federn gehen können, vors-
tiglich stark aber um die vordere Seite.
Uebrigens sollen die meisten Arten mit
Federfüßen, worunter auch die Siomsche
Henne gehört, keinen Federbusch haben.

Es giebt auch noch eine Zwerg hüh-
nerart, nicht größer als die gemeine
Haustaube, deren Gefieder bald weiß, bald
schwarz, bald weiß und goldfarbig ist. In
England hat man

d) eine große rauchfüßige und
e) eine kleine rauchfüßige Zwerg hüh-
nerart — englischer Zwerg hahn
genannt, — mit einem doppelten Kamm
und mit Gefieder, welches ins goldglän-
zende spielt. Mit diesem mag wohl die
Zwerg henne von Java und auch die
kleine Henne von Pegu einerley
seyn. Der Zwerg hahn ist außeror-
dentlich hizig, wagt sich an den größten
Haushahn, den man neben ihn auf den Hof
bringt, kämpft bis auss Blut mit ihm um
die Oberherrschaft, und bedient den ganzen
Hühnerhof von großen und kleinen Hühnern.

5) Das Strupphuhn, Kralluhn,
frisirtes Huhn, türkisches Huhn,
ostfriesländisches Huhn, stammt aus
dem südlichen Asien, und wird jetzt überall in
Deutsch-

Deutschland angetroffen. Die Federn mit In-
begriff der Deckfedern und hintern Schwang-
federn liegen nicht nach hinten zu an, sondern
biegen sich verkehrt vorwärts, und die langen
Haifedern machen, daß der Kopf wie in einem
großen Federkragen steckt. Der lange Feder-
busch auf dem Kopfe fällt bis auf den Schnabel
zurück, und die rothe bloße Haut steht daher
unter den herabgebogenen Federn auf dem
Kopfe hervor. Der Schwanz ist erhaben und
kruste, fehlt aber einigen gänzlich. Der Hals
ist länger als an andern Hühnern, und zwischen
allen struppigen Federn, erheben sich einige
wollige oder Haarfedern. Der verkehrten Lage
ihrer Federn wegen können sie im Winter we-
niger Kälte verteidigen, als andere Hühner und
verlangen daher wärmere Ställe. Es scheint
fass, daß das struppige Wesen die Folge einer
Krankheit sey, welche sich fortpropagiert. Ob sie
gleich in Ansehung des Fleisches und des Eyer-
legens, wo den gemeinen Hühnern keinen beson-
dern Vorzug haben: so haben sie doch das Gute,
daß sie ihre Eyer nicht so leicht vertragen, wie
andere Hühner, weil ihnen das Fliegen schwer
wird, und sie daher über eine mittelmäßige Wand
oder Spalier nicht gut hinweg kommen können.
Eine Eigenschaft, welche sie auch denjenigen
empfiehlt, welche Freunde der Gartnerey sind,
und von den gemeinen Hühnern, welche über
Planken und Staketen wegfliegen, durch ihr
Krähen und Scharren sehr viel Schaden und
Ärger haben.

6) Das



6) Das Wollhuhn, Japanische Huhn, Haarhuhn, stammt aus Japan, China und andern asiatischen Gegenden, und ist jetzt in Holland, Burgund und Westphalen ziemlich gemein. Es gleicht an Größe dem gemeinen Huhn, und die schlechten Federn haben mit den Haaren oder der Wolle der Säugetiere Ähnlichkeit, weil sie so locker an den Schäften angeheftet sind. Sie reichen bis auf die Zehen, an welchen besonders die äußerste Seite stark besiedert ist. Die Farbe der Federn ist meistens weißbläulich. Kamm, Haut und Füße sind schwarz, und der Sporn ist gewöhnlich stumpf; doch giebt es auch Hühner, bey denen er fehlt oder bey welchen er sehr lang ist. Einige Hühner haben auch unbesetzte Füße.

7) Das engländische Huhn hat oft nur die Größe eines Zwerguhns, aber immer sehr hohe Füße, weswegen es die Größe eines gemeinen Huhns zu haben scheint. Den Kopf des Hahns zierte ein aus abwärts sich beugenden langen Federn bestehender Federstrauß; dessen Hals und Schnabel sind freyer, und über der Nase steht auf beyden Seiten ein rothes Fleischknöchelchen. Zu seiner Art kann man auch den sehr langbeinigen Zolo, eine Gattung philippinischer Hähne, rechnen.

Die Engländer gebrauchen ihn vorzüglich zum Kampfshahn.

8) Das türkische Huhn, wird besonders wegen der schönen Schattirung seiner Federn geschätzt. Die Grundfarbe ist weiß; Flügel und Bauch sind schwarz; der Schwanz ist ebenfalls schwarz ins Glänzendgrüne spielend; die Schenkel bläulich und der ganze Leib voll silberner und goldener Striche. Die Henne hat eine blaßweiße mit schwarzen Federn gesetzte Farbe und hinter dem Kämme erhebt sich noch ein anderer von weißer Farbe.

9) Das Paduanische Huhn, — große welsche Huhn, — unterscheidet sich vorzüglich durch seine Größe vom gemeinen Huhn, und ist fast so groß, wie der Auerhahn, daher auch der Paduaische Hahn oft 8—10 Pfund wiegt. Sehr häufig hat derselbe einen doppelten Kamm, in Gestalt einer Krone oder eines Wulstes auf dem Kopfe; und eine tiefe starke aber rauhe Stimme. Außerdem kann man zu dieser Rasse die schönen großen Rhodischen, Persischen und Peguanischen Hähne nebst den großen Hühnern von Bahia noch rechnen, welche erst anfangen sich mit Federn zu bedecken, wenn sie halb ausgewachsen sind; und auch die jungen Paduanischen Hühnchen bekommen weit später die Federn, wie die gemeinen Hühnchen.

10) Das Mohrenhuhn, oder schwarze Huhn. Dieses auch jetzt in Deutschland ziemlich bekannte Huhn soll von den Philippinischen Inseln herstammen. Es hat, wie auch schon der Name zeigt, schwarze Federn, einen schwarzen Kamm und schwarze Kehllappen, auch ist

ist die Oberhaut und die Knochenhaut schwarz. Bisweilen werden die Federn jedoch auch weiß, oder von andern Farben angetroffen. In unserem deutschen Klima artet es nach und nach, so wie es verschiedene Generationen durchgegangen ist, wieder aus. Die Häute werden heller und auch das Fleisch wird ebenfalls mehr weiß, und verliert den ekelhaften Geschmack, den es in der ersten Generation hat. Weil sein Fleisch bey weitem nicht so gut, wie das gemeine Hühnerfleisch schmeckt, und auch keine andern Vortheile davon zu erwarten sind: so darf man es des Nutzens wegen nicht halten.

11) Das fünf und sechszehige Huhn. Erstes hat drey Zehen vorne und zwey hinten, letzteres aber drey vorne und drey hinten, wovon die mittlere hinten nur etwas kürzer und wie in die beyden eingeschoben ist. Beyde Spielarten liefern gutes Fleisch, und bey guter Pflege auch viele Eyer.

12) Die Spornhenne, hat am Hinterbeine einen eben so langen Sporn, wie der Hahn, einen etwas kürzern Hals und breitern Schwanz, wie die gemeine Henne, und pflanzt sich in ihrer Rasse fort.

Sehr ungewöhnlich und selten in Deutschland sind

13) der Hahn von Madagaskar, oder der Okoko, der nebst der Henne sehr klein

Klein ist, welche auch sehr kleine Eyer legt, indem ist sie deren 30 auf einmal bebrüten kann.

14) Die Henne von Darien ist kleiner, als die gemeine Henne, hat einen Federskreis um die Beine, einen sehr dichten Schwanz, welchen sie gerade trägt und krähet vor Anbruch des Tags.

15) Die Sansesvarischen Hühner sollen Eyer legen, von welchen die Perser das Stück mit 3—4 rthl. bezahlen und sie in einer Art von Spiel gegen einander stoßen. Ueberhaupt giebt es darunter so schöne und große Hühner, wovon ein Stück 300 Livres kostet.

16) Das Indische Halbhuhn hat einen glatten Kopf, wie der Fasan, sehr hohe Füße und einen langen zugespitzten Schwanz, nebst bräunlichen Federn, und dient besonders zum Beweise, daß das Haushuhn mit Recht unter die Fasanen-Gattung gehört.

Das Verzeichniß dieser Spielsarten der Hühner könnte leicht noch erweitert werden; indessen ist das hier angeführte für den Dekonom schon mehr als hinreichend; denn unter diesen finden sich schon mehrere, welche in der Dekonomie gar keinen Nutzen gewähren, oder unser gemeinsches Huhn an Nutzbarkeit übertreffen, sondern mehr zum Vergnügen gehalten werden müssen. Der Dekonom muß aber jederszeit mehr den Nutzen, als das Vergnügen im Auge haben. —

S. 2.

§. 2.

Von dem Hahn.

Gey der Beurtheilung eines guten Haushahns kommt es auf folgende Umstände an: Ein guter Haushahn muß groß, stark und munter seyn, einen langen, natürlich gekrümmten Hals, einen großen hochrothen, einfachen oder doppelten Kamm, abgerundeten schönen Halslappen, große feurige, der Farbe seiner Federn gleichende Augen, einen starken Schnabel, hohe feste Beine, lange scharfe Spornen und kurze scharfe Klauen haben. Die gesündesten und dauerhaftesten Hähne sind die mit glänzend rothen und schwarzen Federn, und ihre Kraft erkennt man aus ihrem Treten, Krähen und stolzem Gange.

Ein guter Hahn muß gern um seine Hühner seyn, und von ihnen geliebt und gefürchtet werden, sie zum Fressen rufen, und jedes gefundene Körnchen mit ihnen theilen.

Der Haushahn ist schon nach 8 Monaten zur Fortpflanzung seines Geschlechts geschickt, und kann 6 bis 8 Jahre zur Zucht gebracht werden, man thut aber besser, ihn nur 5 bis 6 Jahre als solchen zu gebrauchen, und dann einen andern an die Stelle treten zu lassen.

Das Fleisch eines so alten Buchthahns ist zuerst grob und zähe, und nicht zu genießen;
L allein

allein es lassen sich gute Kraftbrühen daraus kochen, wenn man dem Hahne alle Knochen zerschlägt, und dann in einen Dampfstopf so weich kochen läßt, daß das Fleisch von den Knochen herunter fällt, wozu aber öfters 12 bis 14 Stunden und noch mehr erforderlich sind. Die Brühe wird dann durch einen Durchschlag gegossen, und davon in andere Fleischbrüh gethan, woron diese einen sehr kräftigen Geschmack beköntint. —

Der Hans hahn pflegt öfters bey Tag und bey Nacht sein Gitterlich zu krähen, und unterscheidet sich dadurch besonders von den Hennen; ob es gleich bisweilen auch Hennen giebt, welche aus Mangel eines Hahns, aus Alter und Mangel eines fruchtbaren Eyerstocks, ein dem Hahne ähnliches Krähen her vorzubringen pflegen.

Der Hahn ist sehr besorgt um seine Henne, er vertheidigt sie heldenmuthig, läßt sie nie aus den Augen, und sucht die verlorenen wieder auf; er weiß sich aber auch in Respekt bei ihnen zu erhalten, indem er den Ungehorsamen droht und sie wohl gar mit Bissen auf den Kopf zu ihrer Schuldigkeit zurück bringt.

Possierlich ist die Art, wie er der Henne seine Lieblosungen zu erkennen giebt. Er legt den einen Flügel nieder, und macht mit einem besondern Gekuttere einen halben Kreis vor ihr herum, wobey er den einen Flügel scharf an die Erde und an den Fuß stossweise schlagen

gen läßt, und alsdann erst die Henne besteigt. Hierdurch werden oft die übrigen Haushähne aufmerksam gemacht, eilen herzu und fangen Streit an.

Die Eifersucht ist überhaupt die größte Leidenschaft des Haushahns; und er leidet, wenn er sich stark genug fühlt, schlechterdings nicht, daß ein Nebenbuhler auch Theil an denjenigen Hennen habe, die sich ihm einmal ergeben haben, und in dem von ihm in Besitz genommenen Bezirke des Hofs sich befinden. Denn wenn es auch drey bis vier Haushähne mit ihren Hühnern auf dem Hofe giebt: so kommen sie doch nirgends anders als im Stalle zusammen, und auch hier behauptet ein jeder Hahn in der Regel mit seinen Weibern einen beständigen Platz.

So bald ein Hahn nur einen andern Hahn in seinem Bezirke vermutet: so stürzt er eilig nach dem Orte zu, wo er ihn zu finden glaubt, und kämpft mit ihm bis aufs Blut. Der Sieger schreyet dann sein Gikerlich! bisweilen gesetzt der Kampf auch von neuem an, und ist oft so heftig, daß sie sich die Spornen in den Kopf schlagen. Auch der Ueberwundene schreyt gleichwohl in seinem Bezirke sein Gikerlich, um wenigstens unter seinen Weibern als Sieger zu gelten. Aus dieser großen Abneigung zweyer Hähne sind die Hähnengefechte entstanden, ein grausames Vergnügen, worauf noch jetzt die Engländer große Summen verwenden. Man findet oft so kriegerische Hähne, daß sie

L 2 lieber

lieber sterben, als sich überwinden lassen, oder ihr Leben durch eine schimpfliche Flucht retten sollten. Zu Chester in England hatte man einst zwey schöne Hähne, die sich oft auf dem Schlachtfelde hervorgethan hatten, die aber beyde noch nicht gegen einander gestellt waren. Man wollte endlich wissen, welcher von beyden der stärkste wäre. Jeder Zuschauer trat auf die Seite des einen dieser beyden Fechter. Die zwey Hähne aber betrachteten sich, und der Erwartung des Publikums ungeachtet, schlugen sie sich nicht. Man warf ihnen etwas Korn vor, um sie zu reihen; sie blieben aber nicht weniger ruhig, fraßen zusammen und giengen nachher friedfertig mit einander herum. Man setzte eine Henne zwischen sie, um ihre Eifersucht gegen einander rege zu machen, und die Eintracht, die zwischen ihnen herrschte zu zerstören: aber auch damit kam man nicht zum Zweck; sie liebkoseten die Henne einer nach dem andern, und allezeit ohne Eifersucht. Der Direktor der Spiele, der auf diese Art kein Geld gewinnen konnte, nahm sie von einander und färbte ihnen die Federn, damit sie sich in dieser Bekleidung nicht mehr kennen sollten; diese beyde Hähne aber, obgleich dergestalt verlarvt, verlehnten deshalb den Frieden nicht, der sie vers einigte. Zuletzt setzte man einem jeden andere Hähne entgegen. Sie wurden alsdann im Augenblick wütend und sochten mit der größten Heftigkeit und schlugen ihre Widersacher. Wie sie nun ganz zornig geworden waren: so nahm man die fremden Hähne weg, und ließ sie allein auf dem Platze; aber auch alsdann blieb

blieben sie Freunde, und so friedfertig gegen einander, wie sie vorher gewesen waren. —

Der Hahn hat ein durchdringendes Gesicht, und er macht ein Geschrey vor Schrecken, wenn er einen Raubvogel in der Lust entdeckt, oder sich und seine Hühner sonst in Gefahr glaubt.

Die Jugend eines Hahns oder einer Henne, läßt sich am besten daraus ersehen, wenn Kamm und Füße noch weich sind; denn so bald die Thiere alt werden, so werden diese rauch und hart. —

S. 3.

Von der Henne.

Eine gute Haushenne muß von mittler Größe seyn, einen hohen dicken Kopf, lebhafte Augen, einen rothen Kamm, einen starken Hals, eine breite Brust, einen starken zusammengepreßten Leib, dunkelgelbe und aschgrau überlaufene Weine und keine Spornen haben, und nicht über fünf Jahre alt seyn. Wenn die Hühner, wie es deren bisweilen giebt, Spornen haben: so sind sie nicht gut zum Brüten zu gebrauchen, weil sie beym Aufstehen aus dem Neste, dasselbe fast immer mit den Spornen einreißen, und dabey die Eyer zerbrechen.

Die Stimme des Huhns hat mit dem Geschrey des Hahns, wenn er seine Hühner ruft, oder

oder auf etwas aufmerksam machen will (tak, tak, tak!), viel ähnliches, wenn sie gescheucht oder vor Angst schreyen; allein ganz anders ist sie, wenn die Henne ein Ei gelegt hat, oder wenn sie als Glucke ihre Küchlein führt, sie zum Futter lockt und warnt, wenn sie einen Raubvogel oder sonst einen Feind erblickt.

Sowohl zum Eyerlegen, als auch zum Brüten muß man keine scheuen, zänkischen und hartsäugigen Hühner behalten; weil sie nicht nur andere wild machen, sondern auch nicht fleißig legen, die Eyer vertragen, sie zerbrechen und bey dem Brüten gern das Nest verlassen. Die allzu fetten muß man ebensfalls abschaffen, weil in ihnen der Eyerstock nach und nach gar zu sehr mit Kett bewächst, daß sie nicht legen können. Man kann sie zwar wieder mager machen, wenn man ihnen Kreide in das Trinkgeschirr legt und etwas von zerstoßenen eingeweichten Ziegelsteinen unter das Futter mengt; allein dies hilft nur auf einige Zeit ein wenig, und schwächt ihre Verdauungskräfte.

Zum Eyerlegen — zu welchen Zweck man die Hühner doch hält — sind die eigentlichen Bauernhühner, mit dem einfachen Kamme und ohne Strauß, und in Rücksicht der Farbe die schwarz, rothgelb und aschfarb gefiederten am besten, und auch zum Brüten verdiensten sie den Vorzug. Ueberhaupt aber wählt man auf dem Lande, wo die Hühner im Grase, in Gärten und auf Wiesen herumgehen, lieber die sehr dunkelfarbigen, weil sie den Nachstellungen der Raubvögel weniger ausgesetzt sind, obgleich die weiße

weißgefiederten Hühner den großen Vorzug haben, daß sie sehr weißes und zartes Fleisch liefern. Wenn man daher in der Nähe vorkreischer Städte lebt, wo der Verkauf der jungen und alten Hühner von Wichtigkeit ist: so muß man hauptsächlich weißgefiederte wählen.

Die Hühner legen, wenn sie gut gefüttert werden und einen warmen Stall haben, die Mauserzeit ausgenommen, gewöhnlich das ganze Jahr hindurch und bedürfen bloß zum Eierlegen keines Hahns. Allein zum Ausbrüten der jungen Hühner müssen die Hennen durch den Hahnentritt befruchtet werden.

Der Anfang der Mauserzeit fällt gewöhnlich in die letzte Hälfte des Septembers. Sie dauert meist 6 bis 8 Wochen, in welcher Zeit man also keine Eyer von den Hühnern zu erwarten hat, wenn sie auch sonst noch so fleißig legen. Alle Kräfte ihrer Natur vereinigen sich in dieser Zeit, die Federn so bald als möglich wieder zu ersezzen, welche sie während des Mausfests verloren haben. So bald die Zeit des Mausfests vorüber ist: so färbt sich ihr Kamm, welcher jetzt etwas blässer war, wieder hochroth, und die Hennen fangen an, wieder ihre Stimme hören zu lassen, da sie während der Mauserey, welches offenbar ein frankhafter Zustand für sie ist, beständig traurig herum giengen und nicht leicht einen Laut von sich gaben. Hat man junge Hühner in diesem Jahre erhalten: so werden diese früher als die alten zu legen anfangen; doch sind ihre Eyer lange nicht so groß.

Die

Die letzte Hälfte des Septembers ist zwar die gewöhnlichste Zeit, in welcher sich die Hühner zu mausern anfangen; jedoch fangen sich auch schon manche im August zu mausern an, und bey andern tritt die Mauserzeit auch erst im November ein.

Die Hühner legen meist einen Tag um den andern, doch findet man auch manche, welche bey guter Wartung alle Tage ihr Ei liefern. Im Durchschnitte kann man darauf rechnen, daß eine Henne, wenn sie nicht zu alt und zu fett ist, jährlich 2 Schock bis 2 Schock 1 Mandel Eier legt. Ich selbst habe dies mehrmals von meinen Hühnern bekommen, und bisweilen noch mehr. Allein man muß auch aufmerksam seyn, daß man die gelegten Eier auch alle bekümmt; denn sie pflegen ihre Eier gern zu vertragen, oder doch zu verstecken.

Am sichersten kann man dieser Untugend vorbiegen, wenn man die Hühner täglich am Morgen, sobald man den Hühnerstall öffnet, fühlet, d. h. mit dem Zeige- oder Goldfingger am Legekanal untersucht, ob sie ein reifes Ei haben. In diesem Falle bleiben die Hennen in dem gewöhnlichen Hühnerstalle zurück, oder werden, besser in einen besondern Legestall gesperrt, bis sie ihr Ei gelegt haben; die übrigen werden sogleich frey gelassen.

Auf diese Art wurden ehedem meine Hühner behandelt; allein ich fand, daß sie nicht mehr brüten wollten, und frug einen andern erfahre-

erfahrenern Landwirth, was davon wohl die Ursache seyn könne, und er behauptete, daß das Fühlen der Hühner Schuld daran sey. Ich unterließ das Fühlen und es wollten nun mehr Hennen brüten, als mir lieb war.

Werden die Hühner in großer Anzahl gehalten: so ist diese Untersuchung auch etwas zu langweilig. Man darf ja nur bisweilen Heuboden und Scheuern oder überhaupt die Orte untersuchen, wo die Hühner hinkommen können: so wird man die Nester, wohin sie ihre Eyer legen, bald entdecken, wenn man besonders auf das Geläckere acht hat, welches die Hühner jedesmal nach dem Legen erleben.

Wenn jedoch aller Sorgfalt ungeachtet eine Henne ihre Eyer verträgt, welches am häufigsten geschieht, wenn die Hühner an Gärten herumlaufen: so reibe man ihr, wenn man ein Ey gefühlt hat, der Legedarm mit Salz. Dies verursacht ihr einen solchen Neiz, daß sie das Ey augenblicklich zu verlieren glaubt. Deshalb läuft sie schnell nach ihrem verborgenen Neste; man darf ihr nur von weitem folgen, und wird nun den Ort, wo sie ihre Eyer hinlegt, leicht entdecken können. Auch wenn einer Henne das Eyerlegen sauer wird, pflegt man ihr einige Körner Salz in den Legedarm zu reiben. Allein das Beste ist, solche Hennen fert zu machen und zu schlachten.

In

In den zum Legen bestimmten Nestern läßt man immer eins oder zwey von den zuletzt gelegten Eyer liegen, damit die Hühner um so eher wieder dahin legen.

Eine zum Eyerlegen bestimmte Henne darf nicht über 4 bis 5 Jahre alt werden; denn werden sie älter: so legen sie viel weniger Eyer; und schlachter man sie alsdann ab: so ist ihr Fleisch nicht mehr von derselben Güte, als wenn man sie früher in der Küche benutzt hätte.

Im Winter pflegen die Hühner gewöhnlich nicht zu legen, oder doch nur sehr selten, so daß sie ihr Futter nicht wohl bezahlen. Wer sie indessen sehr warm hält, wie manche Bauern, welche ihre Paar Hühner vielleicht gar mit in ihre Stube nehmen; ihre Ställe nur zwischen andern Viehställen anlegt, wo sie von allen Seiten gegen das Eindringen der Kälte geschützt sind, oder in größeren Oekonomien dieselben so einrichtet, daß sie geheizt werden können, und ihnen daneben das Futter wärmt, die Gerste in warmem Wasser einquellt oder röstet, Nesselblumen, oder gedörrte und aufgekochte Nesselflättter unter das Futter mische, oder sie mit gedörrten und klar gesiozten Leinknoten, welche mit Baiszenkleynen und Eichelmehl zu gleichen Theilen vermischt, in Wasser aufgesotten, und zu einem Teige gerührt sind, oder auch mit Hanssaamen, und Buchweizen füttet u. s. w., der kann gewiß erwarten, daß seine Hühner auch

auch im Winter legen werden. — Die Haupt-
sache bleibt jedoch dabei immer, daß die Hüh-
ner recht warm seien, und warmes Futter und
überschlagenes Wasser zum Trinken bekommen,
sonst werden alle angegebene und von man-
chen Landwirthen so hochgepriesene Hülfsmit-
tel die gewünschten Dienste nicht leisten,

§. 4.

Von den Eyer selbst.

Die Eyer, wenn sie vollkommen und gut
seyn sollen, müssen aus folgenden Theilen be-
stehen:

1) Aus einer harten, kalkartigen,
weißen Schale, worin die Haupttheile des
Eyes verworogen liegen.

2) Aus einer weißen, dünnen, per-
gamentartigen Haut, womit die äußere
harte Schale inwendig ganz überzogen ist.

3) Aus dem Eyeweiß, welches wieder
aus dem sogenannten Eyerklar und dem ei-
gentlichen Eyeweiß besteht, und wovon das
erstere, welches die äußere Stelle einnimmt,
dünner und flüssiger, das andere aber, oder
das eigentliche Eyeweiß, welches von dem Eyer-
klar umgeben, zäher und dicker ist.

4)

4) Aus der in der Mitte des Weissen liegenden kugelrunden Dotter oder Geißel des Eyes, an welchem sich oben und unten gleichsam zwey schwebende Händer, welche der Hagel oder der Eyerhagel genannt werden, befinden; und endlich

5) aus dem auf der Oberfläche der Dotter sijzenden linsenförmigen Bläschen, welches man die Marbe, das Auge, das Kopfchen, der Hahnentritt oder das Wögelein nennt. Dieses Bläschen enthält den ersten Entstehungspunkt des sich bildenden Hühnchens in einer besondern Feuchtigkeit.

Jeder der genannten Theile des Eyes ist übrigens wieder in ein besonderes Häutchen eingeschlossen.

Alle Eyer sollten freylich alle diese Theile an sich haben, aber man findet bisweilen auch Hühner, welche fehlerhafte und unvollkommene Eyer legen. Zu diesen fehlerhaften Eyern gehörben:

1) Die Spureyer, welche entweder sehr klein oder sehr schmal sind, und denen bisweilen ein Theil der Dotter oder des Weissen, oder auch das Auge oder der Hahnentritt fehlt.

2) Die Fließeyer, welche weder Schale noch Haut haben, sondern ohne alle Einschließung von der Henne weggehen.

3)

3) Die Windeyer, denen die eigentliche Schäale fehlt. Beide Arten Eyer entstehen entweder, wenn das Hühnervieh beständig in Ställe eingeschlossen ist, wo es keinen Kalk fressen kann, welcher zur Hervorbringung der Schäale nöthig ist, oder wenn die Hühner bey allzufetter Nahrung zu geil sind, oder auch, wenn die Eyer durch ungewöhnliche krampfhafe Zufälle vor ihrer Reife aus dem Eyergange getrieben werden. Der Landmann nennt beyde Arten meist Unglückseyer.

4) Die Hexeneyer, Hahneneyer, welchen die Dotter fehlt, und welche statt derselben, ein in Gestalt einer Schlange zusammengedrehtes Fadenwerk enthalten. Sie kommen von sehr jungen oder von ganz alten Hennen, deren Fruchtbarkeit sich erschöpft hat, und die nur noch eine solche Eyerspur von sich geben. — Der Aberglaube sagt von diesen Eyer, der Hahn lege sie, und es entstanden Basilisken daraus, wozu der schlängenförmige Körper in dem Eye wahrscheinlich die Veranlassung gegeben hat.

5) Die Eyer mit doppelter Dotter. Diese entstehen vermutlich, wenn zwey gleich reife Eyer sich durch Zufall vom Eyerstocke losreissen, zugleich in den Eyergang kommen, und sich dann in eins ausbilden. Wenn diese Eyer öfters von einer Henne gelegt werden: so zeigt dies ihre fehlerhafte Organisation deutlich an, und oft gehen auch solche Heanen dadurch zu Grunde. Es ist daher immer besser,

fer, dieselben, wenn sie nicht zu mager sind; abzuschlachten. — Diese Arten unvollkommener Eyer kommen eben nicht selten vor. Außerdem hat man auch noch

6.) Doppelyer kennen lernen, wenn in dem großen noch ein kleines, wie ein Taubeney, sich findet. Das kleine Ey hat eine größere Rundung, als dasjenige, welches ihm zum Futteral dient, und worin man das Gelbe und Weisse so findet, wie es gewöhnlich seyn muß. — Diese Doppelyer sind sehr selten.

Die Hühner legen ihre Eyer alle zu einer Zeit, und hören auch mit einander zu legen auf. Hieraus entsteht bisweilen Ueberfluss, bisweilen aber großer Mangel an Eyer; es ist daher nöthig, zur Zeit des Ueberusses, Eyer zu sammeln, und diesen Vorrath zur Zeit des Mangels mit Vortheil zu gebrauchen. Allein das Aufbewahren der Eyer ist so leicht nicht, weil sie öfters verderben, und ganz faul werden. Die Ursache davon ist die Wärme, und die durch die zarten Deßnungen (Poren) der Schale dringende Luft. Beyde davon abzuhalten, ist daher mancherley, bald mit glücklichem, bald unglücklichem Erfolge, versucht worden.

Man hat die Eyer in Stroh, in Spreu, Sägespäne, Asche, Kleyen, trockenen Sand, Roggen, Hirsen und in Hafer gelegt. Alle diese Dinge halten zwar Wärme und Luft etwas ab, sie sind aber doch nicht hinlänglich,

das

das Eindringen derselben gänzlich zu verhindern, weil sie nicht dicht genug zusammen liegen, und immer noch Luft und Wärme durchlassen. Bessere Dienste thut ganz klar geriebener Zucker, welcher sich ganz fest an die Eyer anlegt, und sich sehr dicht zusammen setzt. Man hat auch die Eyer in zerlassenes Schöpsentalg *) getaucht, oder mit einem Firniß überstrichen, — und sie dadurch vor der Fäulniß verwahrt; auch wäre gewiß ein sehr gutes Mittel, die Eyer anzufeuchten, und dann mit klarem Gipse zu bestreuen, damit dieser als dann eine ordentliche Kruste darum bildet.

In England bedient man sich folgendes Mittels, die Eyer gegen die Fäulniß zu verwahren: Man nimmt ein Winchester Buschel (3 Winchester Buschel machen ohngefähr 1 Dresdner Scheffel) frischgebrannten Kalk, löst ihn in Wasser zu einem dicklichen Brey, schüttet zwey Pfund Kochsalz und ein halb Pfund Weinstein dazu, und verdünnt alsdann diesen Brey mit so viel Wasser, daß ein hineingelegtes Ei zwar nicht zu Boden sinkt, aber auch kaum etwas über die Oberfläche dieser Flüssigkeit sich erhebet. In diese Flüssigkeit legt man die Eyer, und sie sollen sich außerordentlich gut und frisch erhalten. Man wird bemer-

*) Dieses ist sehr gut, und verwahret die Eyer durchaus vor der Fäulniß. Man muß sich aber hüten, die Eyer nicht in den Talg zu tauschen, wenn er noch zu heiß ist.

bemerken, daß sich auf der Oberfläche dieser Mischung eine Kruste erzeugt, die immer augenblicklich wieder entsteht, wenn die alte durchbrochen wird. Diese ist im Stande, die gemeine Luft von den Eyer abzuhalten. Auch werden die feinen Kalktheilchen die Oberfläche der Eyer noch mehr inkrustiren, und alle Poren verstopfen, und die Salze sind noch überdem als fäulnißwidrige Substanzen bekannt; so daß man sich aller Wahrscheinlichkeit nach, von diesem Mittel den besten Erfolg versprechen kann.

Weil beständig von den Eyer etwas ausdunstet, und folglich eintrocknet, so ist das fleische Umwenden der Eyer oft allein hinreichend, dieselben frisch zu erhalten. Denn sobald ein leerer Raum in dem Ey entsteht: so wird durch die eindringende Luft die Oberfläche verändert und verderbet, die Dotter sinkt und setzt sich unten an, worauf die Fäulniß ihren Anfang nimmt. Wendet man aber die Eyer fleißig um, so bleibt die Dotter beständig in ihrer natürlichen Lage, und die Schale wird von innen allenthalben feucht erhalten, daß die Dessaunen der äußern Luft nicht so frey stehen. Um sich das Umwenden zu erleichtern, welches sehr langweilig seyn würde, wenn man eine große Menge Eyer Stück vor Stück umwenden wollte, darf man nur die Eyer in eine viereckige Kiste packen, die Zwischenräume und die Boden und Oberfläche mit Salz, Asche, Sägespönen u. s. w. recht gut ausfüllen, und hierauf die Kiste zuschlagen. Diese Kiste kann man täglich einmal

mal umlegen, und die sämmtlichen Eyer sind dadurch auf einmal gewendet.

Sehr gut scheint es zu seyn, wenn die Eyer dabey auf die Spiken gestellt werden, vielleicht weil die Dotter dann desto mehr im Weissen schwimmt, und sich der Schaale nicht so leicht nähert, als wenn sie auf der Seite liegen.

Wenn man Eyer für den Gebrauch im Winter aufheben will; so thue man es nicht vor dem October, und nehme keine andern Eyer zum Aufheben, als solche, welche zu Ende des Septembers oder im October gelegt worden sind. Dieser Vorschlag lässt sich darum hören weil nach dieser Zeit keine außerordentliche Wärme mehr einsällt, und folglich die Eyer nicht so sehr in Gefahr sind, eine ihnen nachtheilige, merkliche Veränderung der Witterung auszustehen.

Am wenigsten wird man der Gefahr ausgesetzt seyn, daß Eyer in Fäulniß übergehen, wenn man keinen Hahn hält, und zu verhindern sucht, daß die Hühner von keinem fremden Hahne getreten werden. Man hat die Erfahrung gemacht, daß solche unbefruchtete Eyer sich mehrere Jahre gehalten haben, ohne daß man etwas zur Verhütung der Fäulniß gethan hat. Da nun die Hühner eben so gut Eyer legen, wenn sie auch keinen Hahn haben: so dürfste man nur den Hahn im Frühjaht, wo man gern beschrückte Eyer hat, um junge Hühner davon zu bekommen, unter den Hennen lassen, und zu Anfang des Sommers davon entfernen; da denn die Hennen

M

noch

noch genug unbefruchtete Eyer legen würden, welche zum Aufheben und Gebrauch im Winter dienen. —

Man hat verschiedene Zeichen, woran man erkennen kann, ob die Eyer frisch und brauchbar sind: Man hält sie ans Feuer; geben sie eine kleine Feuchtigkeit von sich: so ist dies ein Zeichen, daß sie frisch sind.

Man probirt sie auch dadurch, daß man sie in Wasser wirft; die frischen sinken unter.

Auch erkennt man, ob sie gut sind, wenn man sie gegen das Licht oder gegen die Sonne hält, die Hand quer auf die Spitze leget, die in die Höhe gerichtet ist, und sie alsdann durchsichtig scheinen. Je voller das Ey alsdann scheint, desto frischer ist es. Die besten Eyer sind diejenigen, welche eine klare dünne Schale, eine längliche Form, und die Enden fast zugespitzt haben.

Wenn man sie so gegen das Licht betrachtet, so muß das Weiße hell seyn, und das Gelbe der Regel nach in der Mitte ließen.

S. 5.

Von der Begattung und dem Brüten der Hühner.

Zur Hervorbringung fruchtbarer Eyer ist die Paarung mit dem Hahne durchaus nothwendig.

dig, welcher, wenn er sonst guter Art ist, funfzehn bis zwanzig Henne zu beschrücken fähig ist.

Der Hahn hat eine doppelte Rute oder ein doppeltes Geschlechtsglied, das aus zwey warzigen Körpern besteht, in welche sich die mit den tief inwendig liegenden Hoden in Verbindung stehenden Saamengefäße endigen, wo dieselben sich in der Gegend des Hintern verlieren.

Das weibliche Geschlechtsglied befindet sich gleich über der Asteöffnung, nicht aber unter derselben, wie bey den vierfüßigen Thieren.

Die Art der Begattung ist von Seiten des Hahns ernsthaft und komisch zugleich. Er nähert sich der Henne durch einen schrägen und hurtigen Anlauf, geht auch wohl erst einigenmal stolpernd, indem er mit dem einen Flügel an der Erde hinstreicht, um sie herum und giebt einige kollernde Töne von sich. Hierauf tritt er auf die niedergeblückte Henne, breitet seinen Schwanz halb aus, beist sie zu seiner Festhaltung in den Kamm oder in die Kopshaut, beugt sich alsdann nach hinten zu zurück, drückt seinen Hintertheil fest an ihren Aste an, und verrichtet dadurch in einem Augenblick die befruchtende Begattung, und zwar um desto geschwinder, je öfter er sie wiederholt.

Ob nun bey dieser Begattung nur die eine

M 2

Rute

Mühle oder alle beide in die Öffnung der Henne eindringen, oder ob es schon genug ist, daß beide Geschlechtstheile sich nur einander ganz nahe berühren, dies ist bis jetzt noch ungewiß. So viel ist hingegen gewiß, daß der Hahn durch eine einzige Begattung die Eyer im Eyerstocke auf zwanzig Tage hinaus befruchtet, so daß das Ey, welches am zösten Tage gelegt wird, eben so gut zum Brüten ist, wie die vorhergelegten. —

Wenn eine Henne 20 bis 30 Eyer gelegt hat: so fängt sie gewöhnlich an zu glücksen, oder schickt sich an, sie auszubrüten. Dies ist jedoch nur dann gewöhnlich der Fall, wenn man die Eyer nicht wegnimmt; nimmt man aber eins nach dem andern weg, so legt sie wohl noch einmal so viel, ehe sie brütet, oder es fällt ihr auch gar nicht ein, zu brüten.

Die meisten empfinden aber einen unwiderstehlichen Trieb zum Brüten, den sie dadurch zu erkennen geben, daß sie glücksen, mit ausgesträubten Federn in langsamem gleichsam abgemessenen Schritten einhergehen, weniger als sonst fressen, ganze Tage auf dem Neste sitzen und dann alles bebrüten, was nur auf eine entfernte Weise einem Ey ähnlich sieht, um die brennende Hitze an ihrem Bauche abzukühlen.

Will man eine Henne, welche glückset, nicht brüten lassen, und sie zeigt gleichwohl einen zu starken Trieb dazu: so muß man diesen Trieb in ihr zu ersticken suchen. Man hat dagegen mancherley Mittel. Entweder taucht man sie

sie mit dem Würzel zum östern in kaltes Wasser; oder man steckt sie unter einen Sieb, und giebt ihr den ersten Tag nichts zu fressen, am dritten Tage taucht man sie dann in kaltes Wasser, zieht ihr eine Federkiele durch die Nase, und läßt sie laufen; oder man steckt sie in einen Sack, in welchem am Boden ein Neif ist, welcher den Sack von einander hält, hängt diesen Sack mit der Henne in den Hühnerstall, oder an einen andern sichern Ort, und läßt sie 24 Stunden ohne Fressen und Saufen im Finstern allein; so wird sie wegen der Angst und Bangigkeit sowohl, als auch wegen des Hungers und Dürstes, nicht allein das Brüten vergessen, sondern auch, wenn sie nach 24 Stunden aus dem finstern Gefängnisse kommt, nur nach dem Futter und Getränke laufen, und nicht mehr an das Brüten denken. —

Zu Bruthennen nimmt man nicht gern Hennen unter 2 Jahre und nicht über 4 Jahre, und sieht darauf, daß sie nicht zu wild sind, weil sie sonst die Eyer gern zerbrechen.

Die Nester zum Brüten, welche man gern an einem einsamen Orte anlegt, wo die Bruthennen durch kein Geräusch gestört werden, und auch nicht zu helle sitzen, müssen vorn eine kleine Anhöhe haben, damit die Eyer nicht herausfallen. Sehr gut sind hierzu die aus Stroh gestochtenen Nester, welche man mit etwas Heu und Federn anlegt, wodurch die Erwärmung der Eyer befördert wird. Die auszubrütenden Eyer legt man über die Federn etwas hohl,

so, daß in der Mitte eine Vertiefung ist, wodurch dieselben am besten in einer ordentlichen Lage erhalten werden.

Die Eyer, welche man den Bruthennen unterlegt, dürfen nicht von jungen Hühnern, sondern müssen von Hühnern seyn, welche über ein Jahr alt sind; denn sonst läßt sich keine dauerhaftre Nachzucht erwarten. Die Eyer dürfen aber weder über zwanzig Tage alt, noch schmutzig seyn, noch an einem feuchten Orte gelegen, noch Rissen in der Schale haben. Auch darf man nicht Eyer zum Brüten nehmen, welche die Hühner im Anfange des Jahres legen, weil viele davon noch nicht beschrückt sind. Ehedem herrschte die Meynung, daß man durch die Eyer das Geschlecht der jungen Hühner bestimmen könne, und wenn man gern Hähnchen haben wollte, nur spitzige Eyer, und im Gegenthil nur kubigte der Bruthenne unterlegen dürfe; allein die Erfahrung mehrerer Naturforscher widerspricht dieser Behauptung. Buchols z. B. nennt diese Meynung abgeschmackt und im 4ten Bande von Beckmanns physikal. ökonomischer Bibliothek heißt es bey Beurtheilung von Wirsing's Einleitung in die Kenntniß der Nester und Eyer S. 150 also: „Der seit Aristotleles beybehaltene Glaube, daß aus den spitzigen Eyer Männlein, und aus den stumpfen Weibchen kommen, wird hier durch Beobachtung verworfen, und behauptet, man könne das Geschlecht niemals aus der Beschaffenheit des Eyes errathen. Vielmehr ist es wahrscheinlich (heißt es ferner), daß die runde und spitze Figur der Eyer

Eyer ein mechanischer Zufall sey, der von dem Drucke des Legedarm's auf das Ei, wenn seine Schale noch weich ist, herrührt; und dieser Druck kann durch die Krämpfe des Legedarms bald vermehrt, bald vermindert werden, nachdem derselbe von den mit Unrat angefüllten oder ausgeleerten Gedärmen oder von andern Ursachen gereizt wird." — Jedoch giebt es noch Dekonomen, welche aus eignen Beobachtungen jener Behauptung, daß aus den zugespitzten Eyerlos Hähnchen entstehen, ihren Beysatz geben, *)

In Rücksicht der Zahl der unterzulegenden Eyer muß man sich theils nach der Größe der Bruthenne, theils aber auch nach der Zeit richten, wenn eine Henne brüten soll. Denn im Winter kann man wegen Mangel an nöthiger Wärme nicht mehr als 9 bis 11 unterlegen; im März können schon 13 bis 15 Eyer, und im April, wenn die Henne groß ist, gar 17 Eyer untergelegt werden. **)

Damit aber die Hühner vom October an, den ganzen Winter hindurch Lust zum Brüten bekommen: so nimmt man von Zeit zu Zeit einige der besten und stärksten, sperrt sie in eine erwärmte Kammer, oder Brutstall, giebt ihnen gutes Futter, und um sie recht hitzig zu machen

in

*) S. Gotthards Ganze der Federviehzucht sc. S. 65.

**) Die Ungleiche Zahl wählt man um deswillen, weil sie sich dann besser zusammen legen lassen.

in Wein eingetauchtes Brod, und gut getrocknete und zu Pulver geriebene Saamen und Blätter von Brennnesseln. Bey dieser Fütterung und Pflege werden sie ungefähr 15 bis 20 Eyer legen, und alsdann zu glücken anfangen. Hierauf kann man ihnen ein gutes Nest nahe am warmen Ofen oder unter schlechten Fedexbetten bereiten, und giebt ihnen etwa eils Eyer zum Brüten.

Auch die Truthennen, welche man überhaupt zum Ausbrüten der Hühnereyer mit Vortheil gebrauchen kann, lassen sich durch dieselben Mittel im Winter zum Ausbrüten der Hühnereyer, deren man ihnen 21 bis 31 unterlegt, bringen. Man setzt sie in Betten an, so daß nur der Kopf herausguckt, und legt ihnen anfangslich nur in Gips gesetzte Eyer unter, bis sie 3 bis 4 Tage ruhig gesessen haben, alsdann giebt man ihnen die ordentlichen Eyer.

Während der Zeit, da die Henne brütet, muß ihr Nest sowohl, als der Ort, wo sie sitzt, rein gehalten, und ihr beständig reine Lust verschafft werden. Dies ist besonders bey Hennen nöthig, welche aus Eisern zum Brüten nicht einmal aufstehen, um ihren Unrat von sich zu lassen. Dergleichen Hühner muß man täglich einmal vom Neste heben, an die freye Lust bringen, und während der Zeit ihr Neste und den Platz um dasselbe herum reinigen. Wenn hingegen die Bruthennen, um zu fressen, zu lange von den Eyeren weglaufen: so muß man ihnen ihr Futter und Trinken ganz nahe zum Neste stellen. Stehen sie gleichwohl öfters auf,

auf, so streue man ihnen in ihren Freßtrog beym Nestie Waizen, Hirsen, Hanf, in Wasser und Wein eingeweichtes Brod. Sie werden dieser bessern Kost den Vorzug geben, und weil sie dieselbe jederzeit bey ihrem Nestie zu finden hoffen, schnell zu denselben zurück eilen.

Wenn die Eyer der Bruthenne einmal untergelegt sind: so darf man dieselben weiter gar nicht anrühren. Denn das von manchen empfohlene Umwenden der Eyer taugt nichts; eine gute Bruthenne muß es selbst thun, wo nicht, so muß sie nur zum Legen gehalten, oder geschlachtet werden. Manche Leute pflegen die Eyer aus diesem Grunde, um sie sicherer weiden zu können, zu zeichnen; dies ist also überflüssig, indessen kann das Zeichnen doch dazu dienen, daß man weiß, ob ein Huhn ein Ei darzu gelegt habe, und vielleicht eins von den zuerst untergelegten, verloren gegangen ist.

Sollten die Hennen im Brüten ermüden, und aus Gefäßigkeit oder Muthwillen, wie es bisweilen geschiehet, die untergelegten Eyer anfräßen: so muß man ihnen diese Untugend dadurch abzugehnönen suchen, daß man ihnen ein' heißes Harres Ei vorhält, wovon sie vilken und sich verbrennen. Wenn man dieses Mittel einmal anwendet: so werden die Hühner gegen alle Eyer misstrauisch, und berühren keins wieder. Bisweilen saufen die Hühner auch die Eyer aus: in diesem Falle bläst man die Eyer aus, füllt sie dagegen mit flüssig gemachtem Gips an, und legt sie wieder

der hin. Sind sie einmal damit angeführt worden: so versuchen sie es nicht weiter, die Eyer auszusaufen

Wenn das Brüten elf Tage gedauert hat: so kann man schon merken, ob junge Küchlein in den Eyer sind. Man nimmt dann einen Sieb, oder besser eine Kindertrömmel mit einem recht straff angespannten Felle, setzt sie an die Sonne, legt ein Eyer nach dem andern darauf, und giebt acht, ob sie sich bewegen. Die stärksten werden sich am meisten bewegen; diejenigen, welche sich am wenigsten bewegen, bedürfen der Henne am meisten, und müssen daher gerade unter den Bauch gelegt werden. Finden sich einige, welche sich gar nicht bewegen: so kann man sie getrost wegsperren; denn sie sind gewiß faul.

Auch kann man sehr leicht erkennen, ob Küchlein in den Eyer sind, wenn man sie am siebenten Tage gegen die Sonne hält; die dunkeln und undurchsichtigen Eyer enthalten Küchlein, die durchsichtigen aber nicht. Macht man diese Probe gerade den siebenten Tag und nicht später: so können die letzten noch in der Wirthschaft benutzt werden. Besser ist es aber immer, der Bruthenne ihre Eyer 21 Tage ungestört zu lassen. Denn sie brütet gewöhnlich zwanzig bis zwey und zwanzig Tage, nicht drüber und nicht drunter. Am 21sten Tage kann man die noch nicht geöffneten Eyer in die Hand nehmen, und sie sanft schütteln. Schlottern sie: so sind sie faul, sonst ist ein Küchlein darin,

darin, welches auch gewöhnlich einen Laut von sich geben wtrd.

Das Durchbrechen des Eyes am zwanzigsten oder ein und zwanzigsten Tage, geschiehet nicht durch das Picken des ausgebildeten und nunmehr reisen Hühnchens allein, sondern auch durch die Vergrößerung des thierischen Körpers überhaupt, und durch den auf dem Obertheile des Schnabels befindlichen harten Körper, den man Schnabeköter nennt. Da nun ein Ey mehr oder weniger hart ist, ein Küchlein oder Hühnchen mehr oder weniger Kräfte hat; so kommen auch nicht alle zu gleicher Zeit aus ihrer Hülle, sondern nach und nach. Merkt man, daß so ein kleines Thierchen zu lange zubringt, ehe es sich seiner Schaale entledigen kann; so muß man ihm zu Hülfe kommen. Man klopft nämlich mit einem Schlüssel leise auf das Ey, vergrößert dadurch den Bruch, schlägt die Haut unter der harten Schaale mit einer Stecknadel oder Scheere behutsam auf, und löst so das Küchlein allmälig von der Haut und Schaale ab; was noch daran kleben bleibt, geht entweder mit lauem Wasser, oder nach einigen Tagen von selbst ab,

Noch muß ich erinnern, daß man während des Brütens alle starke Erschütterungen, als Holzhacken, Schießen &c. von dem Orte, wo die Henne brütet, entfernen muß; weil sie leicht einen nachtheiligen Einfluß auf die jungen Küchlein haben, oder sie wöl. gar in den Eyern tödten können. Selbst der Donner soll auf die junge Brut wirken.

§. 6.

§. 6.

Vom Ausbrüten der Hühnereyer durch Truthühner, Kapaunen oder auch durch künstliche Wärme,

Um sich eine Menge junger Hühner zu verschaffen, und die Hennen doch beym Legen zu erhalten, kann man die Hühnereyer auch durch Truthühner oder Kapaunen ausbrüten lassen; ja selbst der Haushahn bequemt sich dazu, wenn man es recht anfängt.

Die Truthühner oder Kapaunen setzt man in eine dunkle Kammer auf ein Nest mit wenig Eyer; bleiben sie sitzen, so legt man ihnen am folgenden Tage die bestimmte Anzahl — den Truthühnern 25 bis 31, und den Kapaunen 19 bis 21 Eyer — unter. Wollen sie sich aber nicht sogleich hauz bequemen; so giebt man ihnen Erbsen, welche in Brandwein eingekochet sind, wovon sie trunksen werden, und dann auf den Eyer sitzen bleiben, die Jungen ausbrüten, und hernach auch führen und schützen, wie gute Bruthennen.

Es ist aber zum Brüten der Eyer nicht einmal durchaus die Wärme der Henne oder eines andern Vogels nothig; sondern jede Wärme, welche 18 Grade nach dem Raumurischen Thermometer hält, bringt diese Wirkung hervor. Daher können Weiber Eyer im Busen ausbrüten, und die Ägypter brüten in grossen Bruttönen jährlich mehrere Millionen Küchlein aus.

Diese

Diese Brutstößen werden von ihnen Ma-
mals genannt. Sie sind etwa neun Fuß
hoch, und stehen größtentheils unter der Erde,
haben eine ausnehmliche Länge und Breite, und
sind durchaus von gebrannten Backsteinen auf-
geführt. In der Mitte derselben ist der Län-
ge nach ein etwa drey Fuß breiter und neun
Fuß hoher bedeckter Gang, der den ganzen
Ofen in zwey gleiche Theile abtheilet, so daß,
wenn man dazwischen hingehet, man auf jeder
Seite eine Mauer hat. Dieser verdeckte
Gang hat am Eingange eine Thüre, welche
verschlossen werden kann. Auf beyden Seiten
des Ganges ist eine doppelte Reihe Kammern
oder Brutstößen, nämlich eine Reihe unten auf
dem Boden und die andere gerade über dieser,
wovon denn jede wieder in besondere Zimmer
oder Oesen abgetheilt ist. Jedes Zimmer, wel-
ches unten auf der Erde ist, hat eins von der
nämlichen Länge und Breite gerade über sich.
Die untern Zimmer von beyden Seiten sind
alle von einerley Länge, Breite und Höhe.
Ihre Länge beträgt zwölf bis funfzehn, ihre
Breite vier bis fünf, und ihre Höhe drei Fuß.
Ein jedes dieser Zimmer hat seine Thüre, oder
ein rundes Loch, welches in den verdeckten
Gang hinein gehet, und wodurch ein Mensch
mit genauer Stroh kriechen kann. In diesen
untern Zimmern nun, welche in Verbindung
mit den obern ein zusammengesetztes Ganzes
ausmachen, werden anfänglich die Eyer, welche
ausgebrütet werden sollen, gelegt, und zwar
in jedes derselben wohl funf- bis sieben tau-
send an der Zahl, und zwar auf Matten von
Stroh

Stroh. Die obern Zimmer haben auf jeder Seite ihrer ganzen Länge nach eine Art von Minne, welche eigentlich statt des Heerdes, worauf das Feuer angemacht wird, dienen. Der Boden, wodurch die obern von den untern abgesondert sind, hat in der Mitte ein großes Loch, wodurch sich die Wärme in die untern zieht. Nebst diesem hat jedes obere Zimmer noch zwey andere Löcher, nämlich ein ganz kleines oben in dem Gewölbe, womit der Ofen bedeckt ist, und eins in der Mauer, wodurch es von dem oben beschriebenen bedeckten Gange getrennt ist. Dieses letzte dient, wie schon bemerkt wurde, statt der Thüre: es vertritt aber auch zugleich die Stelle des Kamins, indem es dem Rauche, der sonst nirgends heraus kann, den Ausgang verstattet; denn so lange das Feuer brennt, verstopft man das Loch in dem Gewölbe eines jedes Zimmers, so daß demnach der Rauch durch das in den Gang führende Loch, sodann aber erst durch andere in dem Dache des Ganges befindliche Löcher gehen muß. Da nun Holz und Kohlen ein zu heftiges Feuer geben würden: so bedient man sich des gerockneten und mit Stroh vermischten Küh-, Kameel- oder anderer Thiere Mist, wovon man unsern Lohballen ähnliche Kuchen macht, so wie man hierzu in Deutschland auch wohl die bekannten Lohballen brauchen könnte. Wenn das Feuer, welches man in den Minnen, die die Stelle des Heerdes vertreten, angemacht hat, brennt: so verstopft man auch die Thüren der untern Zimmer oder Ofen, damit sie von der Wärme,

die

die sie von den obern erhalten, desto geschwinder und leichter erwärmt werden. Damit nun diese Zimmer nicht zu warm werden: so läßt man das Feuer nur eine Stunde des Morgens und eine des Abends brennen. Dieses nennt man das Mittag- und Abendessen der Küchelchen. Es ist übrigens nicht gebräuchlich, daß man die Oesen die ganze Brutzeit durch heizt: sondern es ist genug, wenn dieses nur acht bis zehn Tage geschieht; denn nachher haben die Oesen schon einen Grad der Wärme angenommen, daß man sie bey Beobachtung einer nur geringen Vorsicht gar leicht viele Tage hindurch erhalten kann, ohne daß der Einfluß der äußern Luft dieselbe merklich, oder auf eine, den Küchelchen in den Eyer nachtheilige Art vermindern könnte. Dieses ist auch um so weniger zu bewundern, als das ägyptische Klima selbst schon dem ganzen Brutungsge schäfte auf das vollkommenste entspricht.

Die Eyer liegen, wie oben gesagt wurde, in den untern Oesen. Kommt nun der Tag, wo man zu heizen aufhört: so bringt man einen Theil derselben in die obern Oesen, um sie hier zur Bequemlichkeit der in der Folge herauskriechenden Küchelchen weiter aus einander zu legen. Vor allen Dingen untersucht man jetzt erst die Eyer bey dem Lichte einer Lampe, um zu erfahren, welche Küchelchen enthalten oder nicht. Fenster bringt man bloß in die obern Oesen. Nun verstopft man alle Thüren oder Löcher der Zimmer und des Ganges mit Wulsten von Werrig; verschließt jedoch

doch die Öffnungen in den Gewölben der Ofen nur habt, damit die Luft hinein- und heraus gehen könne. Diese Vorsicht ist hinreichend, um den Ofen viele Tage lang in seiner Wärme, die er erlangt hat, zu erhalten; indem man den allzufreien Zutritt der Luft abschlägt. Man hat übrigens keine andere Regel, den Grad der Hitze zu bestimmen, als daß dieselbe so, wie in einem warmen Bade seyn muß. Die Eyer selbst röhrt man, damit sie gleichmäßige Wärme genießen, sowohl bey Tage als in der Nacht einmal um, doch so, daß die Hände nur darauf hin und her geführet werden. Am ein und zwanzigsten Tage kriechen die jungen Küchelchen aus, und dann vermindert man die Hitze, weil sonst die jungen Thierchen sterben würden. Die Küchelchen werden nun auch, bis sie im Freyen herumgehen können, in diesen gleichsam unterirdischen Zimmern erzogen; denn hier finden sie am besten die Wärme, die sie sonst unter den Flügeln der Mutter suchen müssten *).

Neumann empfahl eine kürzere Methode, die Eyer in Pferdemist auszubrüten. Man nimmt nämlich ein Faß, beklebet es inwendig mit Papier und versieht es oben mit einem wohlpassenden Deckel. In den Deckel muß in der Mitte ein großes Loch geschnitten werden,

in

*) Diese Beschreibung der ägyptischen Brutöfen ist aus Gotthards' Ganzen der Federviehzucht entlehnt.

in welches das ausgeschnittene Stück wieder eingesetzt werden kann, um durch dasselbe in das ganze Fäß sehen zu können; und rund um dieses große Loch müssen verschiedene andere kleinere gemacht werden, die zur Behandlung der Wärme als Luftlöcher dienen, und in die die ausgeschnittenen Stückchen gleichfalls wieder eingesetzt sind. Dieses Fäß setzt man mehr als drey Viertel seiner Höhe tief in warmen Mist. Inwendig setzt man in einer gehörigen Entfernung zwey oder drey Körbe über einander, die durchsichtig geslochten sind; in jeden derselben macht man zwey Lagen Eyer, jedoch so, daß die oberste Lage aus wenigern bestehtet, als die untere, damit man auch diese sehen kann. Die Eyer müssen täglich umgewendet werden. In das große Loch hängt man einen Thermometer, der bis 18 Grad steigen muß, wenn die Wärme recht seyn soll. Täglich muß man darnach sehen, daß der nämliche Grad der Wärme bleibt. Nach 8 Tagen wird auf der einen Seite wieder frischer Mist hinzugehau, und nach 14 Tagen auch auf der entgegengesetzten Seite. Den ein und zwanzigsten Tag kommen die Küchelchen zum Vorschein, denen man, wenn es nöthig ist, mit einem hölzernen Griffelchen aus der Schale helfen muß.

Eben so ist es möglich, Eyer in klar gestochenem Hühner- oder Tauben-Mist auszubrüten; und außerdem giebt es noch viele Methoden, wodurch das künstliche Ausbrüten möglich wird, welches zu beschreiben, aber überflüssig wäre, da ohnehin alle diese Methoden
N für

für unser kälteres Klima im Großen nicht recht anwendbar sind, weil das Erwärmen und Aufliegen der jungen Küchelchen, wovon im folgenden §., fast unüberwindliche Schwierigkeiten hat.

§. 7.

Von der Wartung der Küchelchen.

Die Küchelchen sind, wenn sie aus den Eyeren gekrochen sind, ganz rund, und mit einer Art Haare überzogen. Ihr Kopf ist dick, und es schien ihnen die Backenlappen; und erst nach einem Monate bekommen sie nach und nach Federn, und Kamm, und Backenlappen zeigen sich.

Die ausgebrüteten Küchlein läßt man einen ganzen Tag oder auch länger unter der Henne, ohne ihnen die gerinste Nahrung zu geben. Gestern trägt es sich zu, daß einige Küchlein einen auch wohl zwey Tage vor den andern, ausgebrütet werden. In diesem Falle muß man auf die Henne Acht haben, wie sie damit umgeht. Ist sie sorgfältig und behutsam: so läßt man sie bey ihr. Zeigt sie sich aber unruhig: so muß man sie wegnehmen. Man setzt sie dann in einen Sieb, oder in ein anderes Gefäß, auf dessen Boden man etwas Wolle oder Werrig legt, und stellt sie an einen warmen Ort, nahe an den Ofen, so lange, bis die Henne

Henne die übrigen ausgebrütet hat, und sie alle unter ihre Flügel nehmen kann. Mahnung brauchen sie in dieser Zeit noch nicht, und es ist völlig hinreichend, wenn sie nur warm gehalten werden. Damit nun die Hühner die jungen Küchlein, welche alsbald laufen können, nicht fogleich, ihrer Gewohnaheit nach, ausführt: so setzt man sie unter einen Hühnerkorb, welcher mit Werrig oder Heu ausgefüllt ist. Unter diesem Korb muß die Henne, welche ihres Zorns wegen, womit sie ihre Küchlein lockt, eine Glucke genannt wird, bleiben, während es den Küchlein frey steht, aus- und einzutauschen, und sich, wenn sie der Wärme bedürfen, unter ihre Flügel zu begeben.

Die erste Kost, welche die Küchlein erhalten, besteht gewöhnlich in klar gehacktem, hart gesottenem Eye. Nach einigen Tagen bekommen sie Buchwaizengrätz, Gries oder gesstampften Hirsen. Auch vermischt man saure Milch oder Matten mit Brodkrumen, und giebt ihnen dieses zu fressen. Manche kochen Hirsen oder Erbsen zu einem steifen Brey, lassen ihn kalt werden, und füttern sie damit, welches auch sehr gut ist.

In der ersten Zeit muß man ihnen nur wenig, aber öfters Futter geben. Nach einigen Wochen giebt man ihnen gekochte Gerste oder Waizen, welchen sie sehr gern fressen; und von Brodkrumen in Wein geweicht, bespinnen sie zusehends Stärke.

Unter den Hühnerkorb setzt man ihnen auch ein flaches Trinkgeschirr mit Wasser, und thut etwas Sand hinein, aus welchem sie Quarz- und Kieselkörner zur Beförderung der Verdauung mit verschlucken. In diesen Trinkgefäßen könnten sie leicht ihren Tod finden. Außerdem kann man ihnen allerley gestampfte Kräuter unter ihr Futter mischen, welche sie sehr gern fressen, und ihnen sehr zuträglich sind.

Die Glucke beschützt und versorgt die Küchlein mit der innigsten Liebe, und wagt, so furchtsam sie sonst ist, sie gegen Sperber, Hunde, Räken, ja selbst gegen Menschen, zu vertheidigen. Nach einigen Wochen lehrt sie dieselben, ihr Futter suchen, scharret ihnen die Erde auf, lockt ihre Küchlein herbei, und lehrt ihnen das, was ihnen von den gefundenen Fliegen, Käfern, Regenwürmern, oder anderen Nahrungsmitteln, dienlich ist, dadurch kennen, daß sie dasselbe erst in den Schnabel nimmt, und alsdann vor sich hinfallen läßt, damit sie es aufheben mögen. Sie selbst hungett willig, um ihre Küchlein zu sättigen, und arbeitet gleichwohl mutig fort.

Wenn die Glucke die Küchlein einige Monate geführet hat, und dieselben nunmehr allein ausgehen, und sich versorgen können: so verläßt sie dieselben; fängt wieder an, sich zu puksen, ängstlicher für sich selbst Futter zu suchen, und schickt sich aufs Neue zum Eyerlegen an,

In

Wir der letzten Zeit, ehe die Küchlein von der Glucke verlassen werden, bekommen sie keine besondern Nahrungsmittel mehr, sondern genießen dieselben, welche die alten Hühner bekommen, und wachsen dabei freudig fort. Im zweyten Monate fangen schon die jungen Hähnchen an zu krähen, kämpfen mit einander, und versuchen die Hennchen zu treten, vollbringen es aber nicht eher, als im fünften Monate, wo auch die Hennchen Eyer zu legen anfangen. Im dritten Monate krümmen sich beym Hahne die Schwanzfedern, daß man ihn deutlich von der Henne unterscheiden kann; und erst im funfzehnten Monate sind beyde Geschlechter ausgewachsen.

Auf diese Art pflegt die Natur die Erziehung der jungen Küchlein selbst zu befördern; aber bey den in den Brüdern ausgebrüteten Küchlein, welche gleichfalls noch zu zart sind, als daß man sie gleich der freyen Natur überlassen könnte, muß die Kunst ersehen, was die Natur nicht leisten kann.

Hat man Küchlein, welche durch künstliche Wärme ausgebrütet worden sind: so kann man, im Falle es deren nicht viele sind, Rapsaunen und alle ausgediente Truthühner dazu vermögen, daß sie dieselben kauern oder unter sich nehmen. Die Truthühner bringt man zu diesem Geschäfte, wenn man ihnen einen Eßlöffel voll Brandwein eingießt, und sie in einen Hühnerkorb setzt, wo die Küchlein so gleich unter sie kriechen, um sich zu wärmen;

ni

in der Betrunkenheit läßt sie sich gefallen, und leidet es auch alsdann, wenn sie wieder nüchtern wird. Die Kaprone macht man gleichfalls mit in Brandwein eingeweichtem Brode taumelnd, rupft ihnen die Federn an der Brust aus, und peitscht sie mit Brennesseln; hierauf setzt man ihnen die ausgebrüteten Küchlein unter, welche sie gern unter sich nehmen, weil sie ihnen den heißen Unterleib abkühlen *).

Um aber eine ganze Menge Küchlein, wenn sie aus dem Brüten oder Brütsasse kommen, die ihnen nothige Wärme zu verschaffen, kann man die vom Raumur gemachte Erfindung benutzen. Ich theile sie hier den Lesern mit, und hoffe, daß sie ihnen zum wenigsten Vergnügen machen soll, wenn sie dieselbe auch nicht anwenden sollten.

„Die ersten 24 Stunden läßt man die jungen Küchelchen in ihren Brutbehältern, sodann aber nimmt man seine Zuflucht zu folgender künstlichen Glückhenne:

Man nimmt nämlich eine etwa zwey Fuß breite und eben so hohe Kiste, deren Länge sich nach der Anzahl der Küchelchen richtet, und die man

* Auf dieselbe Art pflegt man auch den Küchlein, welche durch eine Henne ausgebrütet wurden, und ihre Mutter verloren, eine Pflegemutter zu verschaffen, wenn sie keine andere Glucke annehmen will; welches sie selten gern thun.

man statt eines Deckels mit einem weitläufigen Flechtwerke versiehet. Diese Kiste setzt man nun an einem trocknen Orte in frischen Mist, und zwar so, daß der Mist an dem einen Ende bis an den Rand der Kiste reiche, sodann aber nach und nach so abnimmt, daß das andere Ende der Kiste nur ein Paar Zoll hoch darin steht. Diese Einrichtung bewirkt eine verschiedentlich modifirte Wärme, so daß die Küchlein, wenn sie es so warm, als unter einer natürlichen Henne haben wollen, sich nur an das wärmste Ende, welches am tiefsten im Miste steht, begeben dürfen, so wie sie dann auch, wenn es ihnen da zu warm wird, nur weiter vorgehen, und jenes Fleckchen suchen können, das ihnen am besten behagt. An eine mäßige Stelle setzt man ganz flache Näpfchen mit Futter und Wasser, und freuet zugleich auch etwas Futter, welches das nämliche ist, auf den Boden der Kiste, welches den Küchlein den Weg zu dem Fress- und Sauf-Näpfchen zeigt. Damit nun aber auch die jungen Thierchen bey dem Genüß einer gedehlychen Wärme jenen sanften behaglichen Druck fühlen, die ihnen die Flügel einer natürlichen Mutter gewähren: so giebt man ihnen eine künstliche Mutter, welche die Form eines Pultes hat, das man auf den Tisch setzen kann, um daran zu schreiben. Die Länge und Tiefe ist willkührlich, ihre Breite aber ist gerade so, daß man sie in die Kiste oder sogenannte Glückhenné stellen kann. Das Holzwerk dieser Mutter besteht aus einem kleinen Rahmen, welcher das Dach derselben ausmacht, und innwendig mit gutem weichem Pelzwerke ausgefüttert.

füttert ist, das dann freylich hier weit elastischer, nachgiebiger, und daher sanft drückend ist, als wenn es auf ein ganzes Bret besetzt wäre. Dieser mit Pelzwerk, nämlich entweder mit seinem Schaafpelze, Kaninchen- oder auch andern Fellen ausgefüllte Rahm ruht auf vier Füßen, wovon die zwey hintersten, zwey, die zwey vordersten aber sechs bis sieben Zoll hoch sind, so daß das Ganze, wenn man es hinstellt, wie ein Pult aussieht. Die Füße kann man so daran befestigen, daß man sie leicht abnehmen, und an ihre Stelle andere, so wie es das Nachthum der Küchelchen braucht, anbringen kann. Diesen gefüllten Aufenthalt nun, den wir oben Mutter nannten, stellt man, nachdem man den Deckel der Kiste oder Gluckhenne abgehoben, an jene Stelle derselben, die am tiesten im Misse steht: denn hier ist eigentlich die größte Wärme. Setzt man nun die Küchelchen in die Kiste, so werden sie bald nach der ihnen zubereiteten Mutter gehen. Je weiter sie nun darunter kriechen, desto mehr wird ihr Rücken gegen das Pelzwerk drücken, und so werden sie sich gewiß eine Lage suchen, die ihnen am besten behagt. Haben sie sich genug gewärmt und ausgeruht: so werden sie wieder hervorkommen, fressen, saufen, herumlaufen, und dann wieder unter ihre Mutter kriechen. Man kann vorn und hinten auch Vorhängchen machen, die jedes Küchelchen leicht wegstoßen kann, und so werden sie des Nachts desto wärmer beysammen sitzen. Zur Sicherheit und Bequemlichkeit der schwachen Küchelchen muß
ma

man sich mit mehrern Glückhennen und Müttern versehen, wenigstens drey von verschiedener Größe haben. Die erste ist für die Küchelchen, die erst ausgebrüet sind; die zweyte ist für jene, so sieben oder acht Tage alt sind; und endlich die dritte für die, welche einen Monat gelebt haben. Diese letztere nennt man, weil die Küchelchen darin gleichsam entwöhnt oder abgesetzt werden, Abseher. Daß diese drey verschiedenen Glückhennen nebst den dazu gehörigen Müttern in Rücksicht ihrer Größe nach Maßgabe des Wachsthums der Küchelchen, verschieden sind und auch seyn müssen, ist wohl ganz natürlich.

Es ist übrigens eben nicht nthig, daß die jungen Hühnerchen in dem Abseher, so wie auch in der zweyten Glückhenne, den ganzen Tag in dem Kasten stecken; man kann sie bey schönem Wetter auch herausnehmen, sie unter einen großen Hühnerkorb ohne Boden ins Freye, vorzüglich aber auf einen Grasfleck stellen, — welches man auch gern mit Küchelchen thut, welche eine natürliche Mutter haben, — und da füttern; sodann aber, wenn es anfängt kühl zu werden, wieder in ihre Glückhenne bringen, so wie es denn auch wohl angehet, daß man sie unter dem Hühnerkorbe durch eine kleine Öeffnung hervorgeschaffen und ganz im Freyen scharren läßt. Man darf nicht fürchten, daß sie sich verlieren werden, denn sie werden gewiß bald wieder nach dem Korbe laufen, wo sie besseres Futter finden.

Neb

Nebst diesen Gluckhennen, die man an einem verschlossenen Orte hat, und ihnen durch Mist ihre gehörige Wärme mittheilet, hat man auch noch andere, die man im Freyen anbringen und durch Schleihölze erwärmen kann. Diese hat man nun von doppelter Art; sie stehen nämlich entweder etwas von der Erde nach oben, oder unmittelbar auf derselben. Ihre innere Einrichtung ist die nämliche, wie bey der kaum beschriebenen; nur ist ihr Deckel nicht von Flechtwerk, sondern ganz von Brettern, und an der vordern Seite der Kiste ist ein Gegitter von Drath, oder auch blos von dünnen Stäben, um hierdurch theils Licht, theils auch die nöthige Lust einzulassen. In dem Halle nun, das die künstliche Gluckhennet etwas von der Erde entfernt ist, hat sie vier Füße, die auch noch mit kleinen Rädern versehen seyn können, um sie bequem auf dem Hause dahin zu fahren, wo es am angehnsten ist. Um nun aber die an dem einen Ende dieser Gluckhennet eingefeschte Mutter gehörig und zwar ohne Mist zu erwärmen, trifft man folgende Einrichtung: Man nagelt unter der Gluckhennet da, wo die Mutter steht, ein Paar Leisten mit einem Falze an; nun lässt man sich von Kupfer, Messing, oder auch starkem Eisenbleche ein Kästchen machen, das gerade so lang und breit als die künstliche Mutter ist. Dieses Kästchen hat vorn auf zwey Seiten einen übersiehenden Rand, und auswendig an dem vordern Brette einen Knopf oder Ring. Die überstehenden Ränder dienen dazu, das Kästchen zwischen die unter der Gluck-

Glückhenne befestigten, mit einem Falze versehnen Leisten zu schieben; die Bestimmung des an dem vordern Brete befindlichen Knopfs oder Rings aber ist, das Kästchen bequem herausziehen zu können. Genug, man stelle sich nur ein kleines Schieblädchen vor, und man wird gleich das ganze Ding verstehen. Dieses Kästchen hat an der Seite Löcher, damit es wegen Mangel an Zuge nicht an der zur Erhaltung des Feuers nöthigen Lust fehle. In dieses Kästchen läßt man sich nun noch eins, gleichfalls von starkem Eisenbleche und zwar so machen, daß es gerade hinein paßt. Dieses hat an den Seiten ebenfalls kleine Zuglöcher, so wie auch einen durchlöcherten Deckel. Füllt man dieses Kästchen mit guten Kohlen an, bedeckt sie mit Asche, macht den Deckel zu, stellt es sodann in das andere ihm gleichsam zum Hutteral dienende Kästchen, und schiebt so dieses zwischen den ausgefälzten Leisten gerade unter die in der Glückhenne befindliche Mutter: so wird diese so erwärmt werden, daß die Küchelchen gewiß einen sehr angenehmen Aufenthalt sowohl in der Glückhenne, als auch unter der Mutter genießen werden.

Soll die künstliche Glückhenne unmittelbar auf der Erde stehen: so fallen die Füße ganz weg, und sie wird in die Erde und zwar so gesetzt, daß derjenige Theil derselben, wo die Mutter steht, gerade über ein Loch zu liegen kommt. Dieses Loch, welches so breit, als die Mutter ist, und wozu man von außen leicht kommen kann, dient dazu, daß man das
Käst-

Kästchen mit Kohlen, oder auch ein sogenanntes Feuerstübchen (Wärmestübchen, Feuergieke) hinein, und gerade unter die Mutter schieben kann. Man darf aber nicht glauben, daß man bey diesen zwey Arten von künstlichen Glückhennen, die durch Feuer erwärmt werden, eben viel Kohlen brauche oder sonst viel Mühe habe. Nein, denn ist es warm, so darf man nur des Morgens und dann des Abends frische Kohlen in die Kästchen thun; ist es aber kühl, so muß man dieses freylich des Tages über mehrmals wiederholen. Daß übrigens alle dergleichen Glückhennen, wenn sie im Freyen stehen, gegen den Regen und den Wind geschützt seyn müssen, versteht sich wohl von selbst, so natürlich es wohl auch seyn dürfte, daß man den Hühnerkorb, worunter man die Küchelchen setzt, mit einer Mutter, die aber weiter nicht erwärmt wird, versehen, und einen von Wachstuch versorgten Schirm bereit halte, um diesen bey eintretendem Regen sogleich auf den Korb zu decken.“

§. 8.

Von der Fütterung und fernern Behandlung der alten Hühner.

Es ist schon oben erinnert worden, daß es nur da vortheilhaft ist, Hühner zu halten, wo sie sich selbst von dem, was in der eigentlichen Wirtschaft verloren geht, zum Theil ernähren können, wie dies auf Bauern-
höf-

höfen und größern Landgütern der Fall ist, wo sie nicht allein vor den Scheuern und Ställen, wo überall Körner verstreut werden, ihre Nahrung suchen können, sondern auch den Düngerhaufen durchsuchen, und hier nicht allein in dem zum Einstreuen benutzten Stroh ihren Unterhalt finden, sondern auch die daselbst erzeugten Würmer und Insekten fressen.

Manche Freunde der Hühner, denen diese Vortheile nicht zu Gebote standen, haben sich daher wohl gar einen künstlichen Mist- oder Wurmhaufen angelegt, wobei sie auf nachstehende Art verfahren sind: Sie lassen nämlich ein etwas abhängiges Loch in die Erde graben, damit das Regenwasser nicht darin stehen bleibt, und füllen dieses Loch nun mit verrotteten oder verfaultem Miste, den sie sich zu verschaffen suchen, aus; begießen ihn dann mit Kinderblut und werfen etwas Hafer darauf, und lassen dann alles tüchtig durch einander arbeiten. Außerdem werfen sie alle Eingeweide von geschlachteten Thieren, wie sie heißen mögen, welche zu keinem andern Behufe benutzt werden können, zu diesem Haufen, und lassen alles jederzeit mit einer Schaufel durch einander werfen. In dieser Masse erzeugen sich nun sehr bald allerley Gewürme, welche den Hühnern zur Nahrung dienen. Hat man eine große Quantität Sägespähne: so braucht man keinen verrotteten Mist dazu, sondern kann diese mit dem Blute und dem Abgange von geschlachteten Fischen und andern Thies

Thieren vermischen, und man wird dieselbe Wirkung davon spüren.

Außerdem gehen die Hühner auch in die Baumgärten, auf Acker und Wiesen, fressen nicht allein Gras, sondern ernähren sich auch zum Theil von den in dem Grase sich befindenden Gewürmen und Insecten.

Alles dieses ist jedoch nicht hinreichend; sondern sie müssen auch täglich einmal, ja zu manchen Zeiten wohl zweymal, auf dem Hofe ordentlich gefüttert werden. Im Winter bis zu Anfang des Frühlings, wo sie auf Wiesen und Gärten gehen können, muß man ihnen täglich zweymal Futter geben, am Morgen, wenn man sie aus ihrem Stalle läßt, und Nachmittags gegen 3 oder 4 Uhr, ehe sie sich wieder setzen, d. h. in ihr Hühnerhaus gehen; denn die Hühner sind zwar am Morgen sehr bald munter, begeben sich aber dagegen auch um so eher wieder zur Ruhe.

Das gewöhnliche Futter der alten Hühner ist Gerste. Es versteht sich aber, daß man ihnen nicht die besten Körner, sondern mehr das Astergetraide zur Nahrung bestimmt. Können sie nicht in Gärten oder auf Wiesen kommen: so giebt man ihnen zur Abwechslung Kohl, Salat, Sauerkraut, Nesseln &c., alles klein gehackt, und mit etwas Sauermilch vermisch't, welches ein ganz vorzessliches Futter für sie ist. Es ist nöthig, daß sie bisweilen etwas Grünes bekommen, denn von Gras und Kräutern

tern bekommen sie einen starken Eyerstock, größe und wohl schmeckendere Eyer, deren Dottern von einer sehr hochgelben Farbe sind, da hingegen die Eyer der Hühner, welche nichts Grünes fressen, nur sehr blaßgelbe Dottern haben. Eingequellter Hafer, Kleye oder großes Mehl mit Sauermilch, gestampfte Möhren mit Kleye vermischt, sind ein sehr gutes Futter für die Hühner. Vor allen kann ich aber meinen Lesern gekochte Kartoffeln zerdrückt, und mit Gerstenschroot angemengt, als das kräftigste Hühnerfutter empfehlen, wobei sie beständig fleißig legen. Man erspart auch dabey nicht wenig Körner, und die Unterhaltung der Hühner wird lange nicht so schwer.

Auch kann man in der Küche alle Knochen sammeln, zusammenhauen, auskochen, und mit der davon gewonnenen Brühe die Kleye und die gehackten Kräuter zu einem Teige mengen, und die Hühner damit füttern. Sehr gut ist es, ihnen die Schalen von den verbrauchten Evern, welche man trocknet und zerreibt, wieder fressen zu lassen, weil sie ihnen Materialien zu neuen Eyerschalen geben.

Gekochtes Sauerkraut fressen sie im Winter sehr gern; auch verwahrt sie der Genuss desselben vor dem ihnen so schädlichen Pips, dem Durchfall und andern Zufällen, denen sie sonst leicht ausgesetzt sind. Eben so kann man ihnen bisweilen Ebereschen- oder Vogelbeere, wie auch Wachholder- und schwarze Brom-

Brombeeren zu fressen geben; alle diese Beeren sind ihnen sehr gesund, und verwahren sie vor manchen Krankheiten. Erlaubt es der Platz, so ist es gut, schwarze Brombeerstauden im Hühnerhöfe selbst zu pflanzen. —

Unter den Getraidearten bekommen die Hühner freylich am meisten Gerste oder Hafer; doch fressen sie auch alle übrigen Getraidearten. Der Waizen ist unstreitig das Futter, welches sie am meisten lieben, und nach welchem sie auch am meisten legen, daher das Sprichwort des Landmannes: Von Waizen legen die Hühner ungeheissen. Allein diese Kost ist zu theuer für sie. Wenn man glaubt, etwas geringer, besonders mit Roggen vermischter Waizen wäre hinreichend: so irrt man sich; denn die Hühner lesen nur den Waizen aus, der Roggen ist ihnen zu bitter, und bleibt alle liegen. Der Roggen ist ihnen nicht gesund, und verursacht ihnen, wenn sie ihn häufig fressen, sehr leicht die Darre. Die Bohnen und die Hülsen davon machen die Hühner unfruchtbar, und auch zu viele lebendig gefressene Käfer sind ihnen schädlich, obgleich die sogenannten Maykäfer, wenn sie von den Hühnern nicht im Uebermaß genossen werden, eine sehr gute Kost für dieselben sind, und besonders das Eyerlegen befördern. Im Winter ist es sehr nützlich, den Hühnern die Gerste oder den Hafer zu wärmen, sie gedeihen besser darnach, und fangen auch leichter an zu legen.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß eine Henne

Henne täglich 10 Pariser Kubikzoll Gerste zu ihrer Nahrung braucht, welches ungefähr ein sechzehnttheil Meze Berliner Maas ausmacht; so daß sie in einem Jahre einen Scheffel sechs und drey Viertel Mezen fräßt. Kann sie aber auf dem Hofe krähen und scharren, und Körnec und Insekten auffuchen: so ist nur halb so viel zu ihrer Unterhaltung nöthig. Kann sie gar auf Rasenplätze und in Baumgärten gehen: so braucht sie nur $\frac{1}{4}$ jenes Futters.

Zum Trinken müssen die Hühner durchaus frisches, reines Wasser haben, und Mistjauche; Wasser, welches über Holz, über Sägespäne oder Minde, gestanden hat, ist ihnen nachtheilig. Ihre Trinkkröge müssen daher öfters gereinigt werden, damit das Wasser darin nicht faul werde, und grün aussehe; und täglich frisches Wasser erhalten. Damit hierin die höchste Reinlichkeit beobachtet werde: so ist es gut für die Hühner, zwey Trinkkröge zu halten, und alle Tage einen um den andern von der Luft und Sonne austrocknen zu lassen, damit sie ja rechte rein werden. Indessen möchten doch wohl die wenigsten Landwirthe mit den Hühnern diese Umstände machen, zumal wenn sie außer dem Hofe gehen, und sich selbst das Trinkwasser nach Belieben wählen können.

Im Winter, wenn es sehr kalt ist, gehen die Hühner nicht gern auf die Höfe zu ihren Trinkkrögen, sondern dursten lieber, welches
D Ihnen

ihnen aber öfters den Pips oder andere Krankheiten zu ziehen. Dieses zu verhüten, gebe man den Hühnern in der Kälte laues Wasser in ihre Ställe. Ist es aber nicht kalt, und die Hühner gehen von selbst auf den Hof: so bedarf es, wenn Schnee liegt, gar keines Wassers für die Hühner, sondern sie löschen ihren Durst mit Schnee.

Die Trinktröge müssen übrigens ganz in der Nähe des Hühnerhauses angebracht werden, damit sie die Hühner leichter finden lernen.

§. 9.

Von den Hühnerställen.

Die Hühner wohnen am liebsten in einem temperirten Klima, daher muß man ihnen ihre Ställe nur an solchen Orten anweisen, wo es weder zu warm noch zu kalt für sie ist. Man pflegt deshalb ihre Wohnungen entweder über den Viehställen *), bey den Backöfen, oder an einem andern Orte, anzulegen, wo sie etwas Wärme erhalten: denn große Kälte können sie durchaus nicht vertragen; sie wer-

den

*) Sie müssen aber gut verwahret werden, damit die Federn und der Mist der Hühner nicht in das Futter der andern Thiere fällt, welches diesen sehr schädlich ist.

den steif, erfrieren die Füße, und werden am Legen und Brüten gehindert.

Man legt die Hühnerställe gern so an, daß sie mehr Länge als Breite haben, damit die Stangen, auf welche sich die Hühner des Nachts sezen, bequem befestigt werden können. Die Wände tünkt man mit Kalk, und weist sie inwendig und auswendig. Gewöhnlich werden die Wände von Lehmstrich oder auch von Lehmbacksteinen verfertiget. Weil aber die Mäuse darein sehr leicht Löcher machen, und die Iltisse, Wieseln, Marder und Füchse denselben nachgraben, dadurch in die Hühnerställe kommen, und unter den Eyern, jungen und alten Hühnern große Verwüstungen anrichten: so ist es ratsamer, die Wände der Hühnerhäuser mit gebrannten Backsteinen auszusezen, oder mit dicken Bohlen dicht zu beschlagen, durch welche das Ungeziefer nicht zu dringen im Stande ist.

Jedes Huhn braucht $\frac{1}{4}$ □ Fuß Raum; ein Hühnerstall auf 60 Stück muß also 75. □ Fuß Raum haben.

Weil die Hühner das Licht lieben: so ist es nöthig, daß jeder Stall ein kleines Fenster habe, welches mit einem Gitter von Drath, oder von geslochtenen Stäben, versehen ist, und außerdem des Nachts gegen die Raubthiere noch mit einer besondern Thür verwahret werde.

Am Bogen des Hühnerstalles, — welcher am liebsten immer etwas erhaben angelegt wird, — ist nun der Eingang der Hühner in ihre Wohnung befindlich, welcher aus einem vierseitigen Loche besteht, welches 3 Fuß ins Quadrat hat, und mit einer Eisenen Drathöhre oder mit einem Schieber, versehen ist. Zu diesem Eingange gelangen die Hühner vermittelst einer Art Leiter (Hühnersteige), welche von der Hosseite unter dem Eingange angebracht ist. Bey Tage bleibt dieser Eingang offen, damit die Hühner heraus und hinein gehen, und ihre Eyer in den Stall legen können; am Abend aber, so bald alle Hühner in den Stall sind, wird die Drathöhre fest zugemacht, und am Morgen wieder aufgeschlossen. Diese Drathöhre ist übrigens um deswillen vor, damit es den Hühnern in ihrer Wohnung nicht an frischer, reiner Lust mangelt, welches sonst, wo eine so große Anzahl in einem so kleinen Raume wohnen müssen, daß es einem Huhne nur $\frac{1}{4}$ Fuß trägt, sehr leicht der Fall seyn könnte. Im Winter muß der Eingang noch überdies mit einer Breterthüre gegen die Kälte verwahret werden.

An kleineren Hühnerhäusern macht man den Eingang auch wohl nur $1\frac{1}{2}$ Fuß ins Gevierte, und verschließt denselben mit einem hölzernen Thürchen, welches mit einem Zuge versehen ist, damit man vermittelst desselben, wenn alle Hühner aufgesplogen sind, den Stall bequem auf- oder zumachen kann.

In

In dem Hühnerhause müssen Stangen (Sitzstangen) angebracht seyn, worauf die Hühner sitzen können. Diese dürfen erstlich nicht rund, sondern müssen viereckig seyn; weil das Huhn seine Klauen nicht krümpft, um sich an der Sitzstange anzuhalten, wie anderes Gesetz gel thut.

Dann dürfen die Stangen wo möglich, nicht über $1\frac{1}{2}$ Fuß von dem Boden des Hauses erhaben seyn, damit die Hühner bequem aufs liegen können. Ferner müssen sie so fest angemacht werden, daß sie nicht von der Last der Hühner niedergedrückt werden, und die Hühner herunter fallen. Endlich dürfen sie auch nicht über einander, sondern hinter einander angelegt werden, damit die übersitzenden Hühner ihren Koth nicht auf die daruntersitzenden fallen lassen.

Nächst diesen Sitzstangen müssen auf beider Seiten des Stalles die Nester angebracht werden, woren die Hühner ihre Eyer legen sollen. Man läßt sie aus Stroh flechten, und füttet sie, wenn sie in dem Stalle aufgehängt sind, mit Stroh oder Heu aus, damit die Hühner auch ihre Gelegenlichkeit beym Legen haben; auf vier Legehühner wird ein Nest gerechnet.

Der Boden des Hühnerhauses und die Stangen müssen öfters gereinigt werden; den ersten bestreut man allzeit dicht mit Stubensand. Die Hühner lieben ihn sehr, und baden sich

sch gern darin; weshalb man ihnen auch die Gelegenheit verschaffen muß, sich außer den Ställen darin zu baden. Denn ihre Natur treibt sie dazu an, um ihre Federn und Haut gesund zu erhalten, auch sich der Läuse und Flöhe dadurch zu entledigen.

Eben so muß öfters frisches Stroh und Heu in die Hühnernester gelegt werden, welches den Hühnern die Nester angenehmer machen wird. Auch ist es gut, bisweilen mit wohlriechenden Kräutern, als Thymian, Majoran, Lavendel, in dem Hühnerhause zu rütteln; allein, wegen der Gefahr, welche mit dem Rütteln verknüpft ist, läßt es sich nicht überall anwenden. — —

Auf einem großen Gute von 60 bis 70 Hufen Landes, wo wenigstens zwey Schenk Hofhühner, hundert Stück Truthühner, zwey Schenk Enten, ingleichen Gänse, viel Kapauinen, Pouladen und junge Hühner ernähret werden können, wird ein besonderer Stall fürs Federvieh erbauet. Ein solches Gebäude muß zwanzig Ellen ins Gevierte groß seyn, worin vermittelst dreyer Scheidewände, vier besondere Behältnisse gemacht werden. Fünf Ellen breit durch das ganze Gebäude wird für die Truthühner zu einem Stalle, worin eine eigene Thür geht; fünf Ellen für die Hofhühner, Kapauinen, junge Hühner, Enten; fünf Ellen für das brütende Gefügel im Sommer, und zur Deckung im Winter, und endlich fünf Ellen für die Gänse gerechnet. Weil nun ein jeder

jeder Stall fünf Ellen breit und zwanzig Ellen lang ist: so wird in dem einen für die Trutzhühner, und in dem andern für die Hofhühner, auf der einen Seite ein schräges Gerüst von Stangen zusammen genagelt, worauf sich dieses Federvieh des Nachts sezen kann.

Alle vier Thüren müssen schloßfest seyn, und an der Mittagsseite werden Fenster oder Gitter angebracht, damit die Sonnenwärme hinein dringen kann. Der Grund zu diesem Gebäude wird eine halbe Elle tief in die Erde von Steinen, eine Elle stark gemauert; als dann werden nur noch drey Ellen Wellerwand darauf gebracht, und die Saumischwellen gelegt. Die Decke wird mit vier bis fünf zölligen Balken zugelegt, und obenauf ein Lehmaschlag d'ey Finger dick geschlagen. — — Uebrigens werden die Hühner in diesem Gebäude eben so behandelt, wie oben beschrieben wurde.

Zu erinnern ist noch in Ansehung ihrer Pflege, daß man sie, so viel möglich, vor der Nässe zu verwahren suchen muß: denn so bald es regnet, senken sie die Schwänze sehr tief herab, und zwar aus keiner andern Ursache, als den Regen von sich abzuweisen, welcher, wenn sie die Schwänze erhöhet ließen, ihnen bis auf die Haut dringen würde. Man sieht auch überall, wie sich die Hühner, sobald es nur ein wenig regnet, unter bedeckte Plätze, Schuppen u. dgl., zu retiriren suchen.

Eben

Eben so sehr suchen sie auch bey großer Sonnenhitze schattige Orte; es ist daher gar nicht überflüssig, wenn auf dem Hühnerhofe einer oder mehrere zweigreiche Bäume in der Nähe des Hühnerhauses stehen, unter dessen Schatten sich die Hühner bey großer Hitze verbergen können.

Zweytes



Zweytes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der
Truthühner oder Welschenhühner.

§. I.

Von den Truthühnern überhaupt.

Die Truthühner, welche auch die Namen Puterhühner, Puter, calicutische Hühner, indianische Hühner, Pip-hühner, welsche Hühner, türkische Hühner führen, hielt man ehedem für Produkte der alten Welt, und glaubte, daß sie ursprünglich aus dem Königreiche Calicut in Asien, nach Europa gebracht worden wären; allein nach genaueren Untersuchungen, die man über ihr ursprüngliches Vaterland angestellt hat, und nach den Berichten vieler Reisebeschreiber ins besondere, hat sich ergeben, daß die Truthühner eigentlich aus dem mittlern und nördlichen Amerika herkommen; indem sie noch jetzt auf den Antillen Mexiko, Jamaika, und Brasilien in der Wildnis leben.

Sie

Sie wurden durch die Spanier aus Mexico oder Yukatan nach Europa gebracht, und im Jahr 1524 gab es schon welche in England. Beynaha das ganze 16te Jahrhundert hindurch waren sie noch sehr selten, und wurden nur auf den Tafeln der Könige und Fürsten gesehen. In Frankreich soll der erste Truthahn auf der Hochzeit Karls IX. im Jahr 1570 auf der königlichen Tafel zu Paris gesehen worden seyn.

Es giebt von den Truthühnern auch mehrere Varietäten, welche hier, der Vollständigkeit wegen, aufgeführt werden sollen:

i) Das gemeine Truthuhn, zahme Truthuhn. Der Kopf des Hahns, und der zunächst am Kopfe sitzende Theil des Halses ist nackt, und nur mit einer Haut bedeckt, aus welcher ganz kurze Kiele hervorsprossen, die ganz mit fleischigen Warzen bedeckt sind, deren einige hellroth, die übrigen aber verschieden, weiß, blau oder roth sind. Er hat einen ganz gekrümmten Schnabel; unter der obersten Hälfte desselben sitzt ein Fleischlappen oder Zipsel, der, wenn er sich einzieht, etwa Daumens breit ist, aber sich drey bis vier Daumen breit, wie es das Thier will, ausdehnen kann. In manchen Gegenden Deutschlands nennt der gemeine Mann diesen Fleischzipsel Nohnase. Dieses Gewächs bedeckt einen Theil des Schnabels, und hängt noch weit über denselben her.

herunter. Am untern Theile des Halses ist vorn ein Büschel harter, spröder, an der Spitze gekrümmter, schwarzblauer Haare, der im dritten Jahre zu einer Länge von fünf bis sechs Zoll gelangt. Seine Federn auf dem Rücken und über den Flügeln sind gleichsam viereckig geschnitten. Der Schwanz besteht aus achtzehn Federn, wovon die sechs mittleren etwas länger, als die übrigen sind. Der Truthahn kann ihn in die Höhe heben, und wie einen Fächer ausbreiten, welches man, wie bey dem Pfau, ein Rad schlagen nennt. Außer diesem obern Schwanz hat der Truthahn noch einen andern unter demselben, der aus kleinern Federn besteht, und beständig horizontal bleibt. Der Hahn hat gleich dem gemeinen Haushahn einen kleinen Sporn. — Die Truthenne hat eben so einen nackten Kopf und Hals wie der Hahn, nur sehen beyde viel blässer aus; Sporn und Haarbüschel vor der Brust fehlen ihr, und sie trägt ihren Schwanz beständig gerade, und kann nicht, wie der Hahn, einen Fächer daraus machen. — Die Augen der Truthühner sind rothbraun, ihre Ohren klein und rund, stehen hinter den Augen offen, und sind nur von etlichen kleinen, zarten, zerschliffenen Federn bedeckt; ihre Beine sind sechs Zoll hoch, schmutzig fleischfarben, und sehr stark geschuppt. Was die Farbe betrifft, so findet man schwarze, weiße, braune, aschgraue und gescheckte. Die aschgrauen und weißen sind die seltensten; die er-

ersteren aber sollen die dauerhaftesten seyn, wie die weissen das zarteste und schmackhafteste Fleisch liefern. Die Schwungfedern sind moist gesprenkelt; und die Federn der schwarzen Truthähne spielen gewöhnlich ins Dunkelgrüne, wenn sie sich in der Sonne drehen. Die Stimme der Putzhühner ist ein bloßes unangenehmes Pipen, welches der Hahn mit seinem Gekullere unterbricht, wenn er durch Liebe oder Zorn etwas exaltirt wird. So furchtsam diese Thiere überhaupt sind, daß sie vor viel kleineren und schwächeren Thieren fliehen, so legt der Hahn in diesem Augenblicke doch sein furchtbares Neuskeres ab. Er bläst Hals und Kopf auf, der Hals wird roth, der Kopf blau, und zieht sich in der Gestalt eines lateinischen S zurück, der Fleischzipsel am Schnabel dehnt sich lang aus, und bedeckt den ganzen Schnabel, die Rückenfedern sträuben sich vorwärts, die Flügel senken sich mit einer zitternden Bewegung nach der Erde, der Schwanz richtet sich auf, und bildet ein sich hin und her bewegendes Rad. Nun geht das Thier stolz und gravitätisch um die Henne herum, macht ein langes Ge murmele, rauscht mit den Flügeln auf der Erde hin, und läßt bey dem jedesmaligen Ausspreizen seiner Federn und rückweisen Fortschreiten durch die Nasenlöcher einen Theil der zum Aufsträuben nöthigen eingepumpten Luft wieder von sich, welches einen sonderbaren, dem Schnurren eines gros

großen Spinnrades nicht unähnlichen Ton verursacht. So oft er durchs Pfeisen, durch rothe Gewänder, welche Farbe er nicht leiden mag, gereizt wird, so wiederholt er seine kollernden Töne jedesmal. — Die Truthühner sind sehr dummt und furchtsam. Wenn man sie mit dem Kopf auf den Boden legt, und dann mit Kreide einen Strich von ihrem Schnabel an, vor sie hin auf den Boden macht: so bleiben sie fest liegen, und sehen den Strich starr an, vermutlich, weil sie die Last, welche sie auf sich zu haben glauben, nicht zu heben vermeynen. Einen strohhaim, den man ihnen queer vorlegt, pflegen sie öfters auch lange mit unverwandten Augen anzusehen. — Sie können zwar nicht hoch und nur langsam fliegen, aber auf hohen Bäumen sitzen sie gern, und steigen von einem Aste zum andern, bis in den Gipfel. Wenn sie schlafen, ziehen sie öfters ein Bein an sich, wie die Gänse, und verstecken den Kopf in die Federn. —

2) Die wilden Truthühner sind den unsrigen gemeinen ziemlich gleich, und unterscheiden sich blos durch ihre Federn, die schwarzgrau, mit einem goldenen Strich eingefasst sind, welches sie viel schöner als die unsrigen macht. Es giebt aber auch welche, deren Federn bald glänzendgrün, bald kupferfarbig, bald gar purpurrot schillern. Sie sind größer, als die

die zahmen Truthühner, und werden in Louisiana öfters in Heerden von fünfhundert Stücken gefunden. Ihre Hauptnahrung sind in den dortigen Sumpfen Brennesseln, Eicheln u. s. w. Wenn die Einwohner von Louisiana auf die Jagd der wilden Truthühner gehen wollen: so suchen sie die Orte auf, wo es die mehren Brennesseln giebt, und dann lassen sie durch Hunde die Truthühner auffuchen und jagen. Die Truthühner laufen sehr schnell, und die Hunde können ihnen so bald nicht beykommen. Wenn sie aber merken, daß sie die Hunde bald erreichen werden: so fliegen sie auf die Bäume, und drücken sich darauf nieder. Die Jäger drehen sich alsdann um diese Bäume herum, und schießen eine nach der andern herunter, ohne zu besorgen, daß eine einzige entfliehe.

- 3) In England läßt man die zahmen schwarzen Putthühner verwildern, und bekommt dadurch eine eigne Varietät, die man in den Menagerien und Parks hält. Sie haben das eigene, daß sie öfters in die Gipfel der höchsten Bäume steigen, wo sie keine Flinte erreichen kann; und pflanzen sich in Gebüschen, wie die Fasannen, wild fort. Die schwarzen sind immer etwas kleiner, als die andern.
- 4) Das weiße Truthuhn mit rotem Kopfe und schwarzem Haarbüschel

schel auf der Brust. Diese Truthühner werden in England sehr hoch gehalten, pflanzen sich in diesem weißen Kleide fort, und sollen aus Holland stammen. Das Ungefähr hat diese Varietät erzeugt, und man sagt: daß, wenn ein weißer Truthahn mit einem schwarzen kämpfe, die junge Brut allezeit weiß würde. Wer's glauben mag, Sonst sieht diese Varietät sehr schön aus, ist aber nichts seltenes, indem man sie fast auf allen Höfen antrifft, wo Truthühner gehalten werden.

5) Das kupferfarbene Truthuhn.
Eine sehr schöne Varietät. Die Farbe ist tief glänzend kupfern, an Flügeln und Schwanz weiß. Am schönsten ist sie, wenn die Federn schwarzblau; glänzende Bänder haben.

6) Das Puthuhn mit dem Federbusche (Kurre mit Straußfedern, Haubentruthahn). Es ist eine bloße Abänderung, wie der gemeine Hahn mit einem Federbusche. Der Federbusch ist weiß oder schwarz.

Diese Varietät wird in England nicht einzeln erzogen, man trifft sie aber auch hin und wieder in Deutschland an.

7) Das Bastardtruthuhn. Es soll aus der Vermischung der Truthahn- und Has-

sanen Gattung entstanden seyn. Die Größe ist zwischen dem Truthahn und Fasan.

§. 2.

Von der Begattung der Truthühner
und dem Brüten derselben.

Der Truthahn, welchen man zur Begattung und zur Fortpflanzung seines Geschlechts gebrauchen will, muß groß, stark und lebhaft seyn. Am liebsten wählt man schwarze, graue oder braune Hähne. Einem Truthahn kann man recht gut 8 bis 10 Truthennen zutheilen, und versichert seyn, daß er sie alle gesäßig befruchtet wird, wenn er sonst keinen Fehler hat; er darf daher nicht über zwey Jahre alt werden, denn dann ist er schon zum Zeugungsgeschäfte untüchtig.

Die Geschlechtsglieder der Truthühner sind ganz, wie die der Hohlhühner, und daher geschiehet auch die Begattung auf dieselbe Art. Allein sie geschiehet langsamer, und wird wahrscheinlich deswegen auch nicht so sehr oft wiederholt. Die Truthennen legen, wie die gemeinen Haushennen, ebenfalls ohne Hahn, alslein die Eyer sind nur in die Wirthschaft zu verbrauchen und können nicht zum Brüten angewendet werden. Da man nun die Truthühner nicht, wie die Hohlhühner, der Eyer wegen hält,

hält, weil sie dann gewiß viel zu hoch zu erhalten kommen würden: so muß man einen Hahn dabey haben. Eine Truthenne legt gewöhnlich 25 bis 30 Eyer, und dann bleibe sie auf dem Neste sitzen; Man muß ihnen aber, da sie auch gewöhnlich einen Tag um den andern legen, wie den gemeinen Hochhühnern, die Eyer hinwegnehmen, bis sie eine hinreichende Anzahl gelegt haben, mit welchen man sie ansehen kann.

Die Truthennen legen des Jahres zu zwey verschiedenen malen, einmal im Frühjahre, und das andere mal im August.

Wenn man die Truthennen ansehen will: so verstehtet sich wohl von selbst, daß es im Frühjahre am schicklichsten ist, weil die jungen Putchen während des Sommers schön freudig heranwachsen können. Wollte man aber die Truthennen erst im September ansehen: so kämen die jungen Putchhüner zu einer Zeit aus, wo die Witterung stürmisch zu werden anfängt, welches auf die Gesundheit der Putchen einen sehr nachtheiligen Einfluß haben würde. Es müßte denn seyn, daß man die Putchen in geheizten Zimmern auferziehen wollte.

Die Truthennen sind zwar schon im ersten Jahre zum Brüten geschickt; allein sie sind öfters ungeduldig und verlassen das Nest vor der Zeit, oder doch nicht sorgfältig genug. Daher es denn besser ist, zweijährige Hühner dazu

dazu zu gebrauchen. Bis zum vierten Jahre können die Hennen dazu gebraucht werden, im fünften thut man aber wohl, sie abzuschaffen.

Damit man mit der Erziehung der jungen Putchen nicht doppelte und dreyfache Arbeit und Mühe hat: so läßt man die Truthennen nicht nach eigenem Belieben sitzen, sondern, wenn auch manche früher Anstalt zum Sizzen machen: so müssen sie doch warten, bis die andern abgelegt haben, und ebenfalls Lust zum Brüten zeigen. Wollen sie sich nicht abhalten lassen: so lege man ihnen einstweilen ein Hühnerey unter, und lasse sie so lange darauf sitzen, bis man ihnen mit den andern Truthennen Truthühnereyer unterlegt.

Wenn nun alle Truthennen Lust zum Brüten bezeigten: so mache man ihnen die Nester an dunkeln und verwahrten Orten, wo kein Ungeziefer oder kein Hund dazu kommen kann, und sie sonst durch kein Geräusch in der Nähe gestört werden können. Die Nester füttet man mit Stroh und Heu ans, legt alsdann 18 bis 20 Eyer unter, und setzt die Truthenne darauf. Dabey ist zu merken, daß man nie die Eyer mit unterlegt, welche von der Truthenne zuerst im Jahre gelegt worden, weil sie sehr häufig noch nicht befruchtet sind.

Die Truthennen brüten 26 bis 27 Tage, höchstens vier Wochen, und sitzen während der Zeit so fest auf den Nestern, daß sie vielleicht eher

ehler Hungers sterben würden, als ihre Nester des Fressens und Saufens willen verlassen. Man muß ihnen daher ihr Fressen und Trinken neben das Nest stellen, oder sie alle 24 Stunden von den Nestern heben, und ihnen vor dem Stalle reichlich zu fressen und zu saufen geben. Wenn sie satt sind, muß man sie wieder auf ihre Nester bringen.

Bisweilen ist es auch nöthig, nach den Eyer zu sehen, ob sie nicht von der Truthenne aus dem Neste geschoben sind, und also nicht bebrütet worden, und dieselben dann wieder ordentlich unterzulegen.

Am 27ten oder 28ten Tage untersucht man die Eyer, ob die Putchen auskriechen wollen. Findet man sie so; so hebt man die Bruthenne nicht mehr auf, sondern läßt sie auf dem Neste ohne Futter, bis die Jungen sämmtlich ausgekrochen sind, weil sonst die ausschlüpfenden feuchten Jungen, ohne die gehörige Mutterwärme sich leicht erkälten, und sterben könnten.

Wenn die Putchen alle ausgebrütet, und unter der Mutter trocken sind: so läßt man dieselben vom Neste, und sich satt fressen; mittlerweile bringt man die Putchen, welche von zwey Hennen ausgebrütet wurden, in ein Nest zusammen, und überläßt sie nun der Pflege einer Bruthenne.

Damit die andere in dieser Zeit aber auch
P 2 nicht

nicht müßig ist: so legt man ihr während sie frisst, Eyer von Hohlhühnern oder Enten ins Nest, welche sie mit gleicher Sorgfalt aussbrüten wird, wodurch man ihre Begierde zu brüten noch einmal benutzen kann. Indessen ist es doch nöthig, daß man die Puthenne mit den jungen Putchen in einen andern Stall bringt, damit die brütende durch dieselbe nicht beunruhigt wird.

§. 3.

Von der Behandlung der jungen
Trutzhühner.

Die jungen Putchen sind in dem Rufe, daß sie sehr weichlich wären, und sie daher eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Pflege erforderten, welches freylich auch in mancher Hinsicht gegründet ist. Indessen, wenn man in der ersten Zeit nur einige Vorsicht anwendet: so sind sie nachher auch so dauerhaft, als anderes junges Federvieh nimmermehr. Es kommt schon sehr viel auf die Lage des Hühnerhoses an, wenn sie leichter gedehnen sollen; auf einem trockenen Hofe, welcher die Sonne hinlänglich hat, oder gar nach Mittag zu offen ist, sind sie schon viel leichter zu erziehen, als auf einem Hofe, wo keine Sonne hinscheint, und welcher beständig voll Weisjauhe ist.

Auf



Auf solchen nassen, kalten Hößen trägt es sich sehr häufig zu, daß die jungen Putchen dicke Weine bekommen, kränkeln, und in Zeit von 2 Tagen gar darauf gehen *). Besonders ist ihnen ein solcher naßkalter Aufenthalt in der Zeit höchst schädlich, wo sie noch keine ordentlichen Federn haben; denn sie sind im Anfang auch, wie die gemeinen Hohlhühner mit einer Art haarigen Wolle bedeckt. Man darf aber nicht denken, daß ihnen im Gegenthile große Sonnenhitze zuträglich sey; sie ist ihnen vielmehr in den ersten 2 Monaten eben so gefährlich, als die Kälte; man muß sie also, wo möglich, beständig in einer temperirten Wärme, oder in warmen Schatten zu halten suchen. Zugleich muß man aber große Sorge tragen, daß sie nicht beregnet werden, und sich dadurch erkälten; denn davon sterben sie in kurzer Zeit.

Obgleich diese Regeln den allgemeinen Erfahrungen entsprechen, welche man von ihrer Erziehung gemacht hat; so wird doch von manchen behauptet, daß sie viel stärker und dauerhafter würden, wenn man sie, sobald sie aus den Eyeren kämen, ins Wasser tauche, und dann wieder unter die Brühenne setze. Ja man hat es in manchen Gegenden, z. B. in England, mit Glück versucht, sie ohnerachtet ihrer Bartlichkeit

*) Dieses zu verhüten, kann man ihre Füße in Brandwein tauchen, und ihnen ein Paarmal Pferderücken, das erste mal eins, das andere mal zwey, eingeben.

Lichkeit in einer Art von wildem Zustande zu erziehen.

Es werden ihnen zu dem Ende in einem Garten oder auf einer Wiese, wo sie der Lust und dem Wetter ausgesetzt sind, breiterne Behälter noch einmal so groß, als die Brutennen sind, gemacht, und die Eingangsböffnung nach Morgen zu angebracht. Darin läßt man die Truthennen brüten, und überläßt sie und ihre Jungen ganz allein sich selbst und der Natur, außer daß man ihnen ihre tägliche Nahrung, aus Sauermilch, gehackte Nesseln, Salat, Zwiebelschaalen und Gerstenschrot bestehend, reicht. Es läßt sich nicht daran zweifeln, daß die jungen Putchen auf diese Art härter werden müßten; und wie viel weniger Mühe ihre Erziehung erfordern würde, leuchtet von selbst ein. Sind doch die von den gemeinen Hohlhähnern an verborgenen Orten ausgebrüteten Küchlein, mit welchen sie öfters unversehens hervorkommen, in der Regel auch viel dauerhafter und weniger Krankheiten ausgesetzt, als diejenigen, die unter der Pflege der Menschen verzärtelt wurden:

Was die Nahrung der jungen Truthühner betrifft: so ist deshalb folgendes zu merken:

In den ersten 24 Stunden, nachdem sie aus den Eiern gekrochen sind, bedürfen sie gar keines Futters; denn da sind sie noch von dem Gelben des Eyes gesättigt. Nach dieser Zeit giebt

giebt man den Putchen einige Tage hart gekochte Eyer, welche man mit etwas Brodkrummen und gehackten Nesseln oder Zwiebelschloten vermischt; auch kann man etwas ausgepreßte Käsematten dazu thun. Wenn sie dieses Futter einige Tage lang genossen haben: so setzt man etwas zu Brey gekochte Erbsen zu. Nach acht Tagen kann man die Eyer ganz weglassen, — die man bis jetzt mit der Schaafe, welche die Verdauung befördert, gegeben hat, — und giebt ihnen nun ein Gemengsel von Erbsenbrey, Milch, klein gehackten Nesseln, Salat, Schaafgarbe, Zwiebelschloten, Kleyen, Gerstenschroot oder Buchwaizengrüze; auch kann man bisweilen etwas Käsematten dazu thun, und etwas Brod dazu bröckeln.

Nach 14 Tagen bricht man so viel von den Erbsen, Kleyen und Gerstenschroot ab, daß nur noch der zte Theil des Futters daraus besteht, und setzt um so mehr grünes Futter zu.

Während des ersten Monats muß man ihnen fleißig zu fressen reichen, und sie recht eigentlich darauf hinweisen; denn sie sind öfters so dumm, daß sie ihr Futter nicht selbst aufsuchen können. Gewöhnlich giebt man ihnen in der ersten Zeit täglich dreymal von dem beschriebenen Futter. Wenn sie aber stark genug sind, daß sie ihrer Mutter folgen können: so werden sie nur des Morgens gefüttert, und dann mit ihren Müttern auf grüne Anger oder an Wäche getrieben, wo sie außer allerley nahre

nahmhaften Kräutern, auch Insekten, Negenwärmer, Schnecken u. s. w. verschlucken; am Abend, wenn sie von der Weide zurückkommen, müssen sie aber gleichwohl wieder ein gutes Futter bekommen,

Da die Truthähner so gut auf der Weide zu ernähren sind: so ist es vortheilhafter, dieses Vieh mehr im Großen, als im Kleinen auszuziehen, weil es sich dann eher verloht, eine eigene Hörterin oder Hüterin für sie zu halten, welche sie beständig unter der Aussicht hat, sie gehörig weidet, beym Hüten vor Nässe und Kälte, oder zu großer Sonnenhitze in der Mittagsstunde, bewahret, und alle Plätze vermeidet, wo viele Brennesseln wachsen; denn dadurch werden die Beine der Puten so verdorben, daß sie leichte Knoten daran bekommen, und lamh werden. Wo man die Truthähnerzucht ins Große treibt, da ist man auch darauf bedacht, sie auf den Weideplätzen vor unvorhergesehenen Regengüssen dadurch zu bewahren, daß man kleine stroherne oder breiterne Verdecke aufbaut, worunter sie sich im Falle der Noth retten können.

Mit dieser Hütung und Fütterung, die man auch, je größer und älter sie werden, in Kleinen, mit geräckten Nesseln oder Kohl vermischt, verwandeln kann, wird bis zur Hernte fortgefahren, und nach derselben treibt man sie auf die Stoppeln und späterhin auf die abgesägten Wiesen, wo sie viel ausgesallenes Gras traien, Käfer, Heupferde &c. finden, daß sie

zu Hause kein Futter mehr nöthig haben. Wer die Gelegenheit nicht hat, die Truthühnerzucht im Großen zu treiben, und eine eigene Frau zur Hüterin derselben zu bestimmen, der kann sie auch mit den Gänsen austreiben lassen, und dabey ähnliche Vortheile erwarten.

Gegen Michaelis werden die meisten jungen Truthühner verkauft; die übrig gebliebenen im Winter aber mit gehackten Rüben, Möhren, gekochten Kartoffeln, dazu etwas Kleyen oder Trebern oder auch Getraidefrüchte, besonders eingekochter Mais (türkisches Korn) gemischt werden, bis zur Benutzung derselben in der Küche, oder zum Verkauf, gefüttert.

In Ansehung der Stallungen für die Truthühner ist dasselbe zu merken, was oben bey den Hofhühnern erinnert worden ist; nur versteht es sich, daß dieselben etwas geräumiger für eine gleiche Anzahl Truthühner seyn müssen, da dieselben beträchtlich größer als die Hofhühner sind, und folglich mehr Platz als diese verlangen. Sonst lieben sie die Reinlichkeit eben so sehr wie diese, und es ist daher Pflicht des Hauswirths, gleichfalls dafür zu sorgen, daß ihnen ihre Wohnung öfters von Unrat gesäubert werde.

Weil sich die Truthühner gern auf hohe Bäume setzen, so läßt man ihnen wohl auch in solchen Gegenden, wo es keine Füchse, Marder u. s. w. giebt, die ihnen schaden könnten, dieses Vergnügen des Nachts; jedoch bleibt es immer

immer gefährlich, und ist daher rathsamer, sie in einen ordentlichen Stall zu gewöhnen.

§. 4.

Vom Kastriren, Kappen der Hähne und Truthähne, wie auch von dem Verschneiden der Hühner (Poularden).

Da die Erfahrung lehrt, daß alle Thiere, welchen man die Zeugungswerzeuge zerstört, nicht allein fleischiger und fetter werden, sondern auch ein zarteres und wohlschmeckenderes Fleisch erhalten, und gesunden hat, daß dies auch bey dem Federvieh statt finde: so pflegt man auch viele Hähne und selbst Truthähne zu verschneiden, und auch Hühner, welche nachher Poultarden heißen, werden öfters dieser Operation unterworfen. Tauben, Gänse und Enten hingegen sind bis jetzt von dieser Verstümmelung befreyt geblieben, obwohl nicht zu zweifeln ist, daß sie dadurch wahrscheinlich früher fett, und fetter als so, werden können.

Am häufigsten werden junge Hähne, Hofhähne verschnitten, welche, sobald diese Operation an ihnen verrichtet ist, Kapuinen heißen.

Am liebsten nimmt man hiezu Hähne, welche frühzeitig im Jahre ausgebrütet wurden, das

damit sie erst recht auswachsen; und vor ein-
tretender Kälte völlig abgeheilt sind; doch kann
man sie auch von einer späteren Brut nehmen,
wenn nur noch 14 Tage nach der Operation
warme Witterung zu erwarten ist, in welchen
sie leichter verheilen.

Dann müssen die Hähne, welche gekappt
(kapaunt, verschnitten) werden sollen, nur
einen einfachen, und keinen kronenartigen Kamm,
blaue Backen haben, und frey auf dem Hofe
unter den Hühnern herum laufen, denn sonst
wachsen ihnen auch bey dem besten Futter die
Hoden nicht. So bald sie nun zu krähen an-
fangen, Lust bezeigen, die Hühner zu treten,
und ihnen die Spornen wachsen, welches von der
zunehmenden Größe der Hoden zeugt, so ist
es Zeit, sie zu kappen. Diese Kennzeichen
treten bey den Hähnen der ersten Brut meis-
tentheils um Johannis ein.

Das Kastriren der Hähne kann entweder
von zw ey Personen, oder auch nur von einer
verrichtet werden. Am häufigsten geschieht es
durch zwey Personen.

Die Hähne, welche kastriret werden sollen,
dürfen 24 Stunden vor der Operation nichts
zu fressen bekommen, weil sie sonst leichter be-
schädigt werden können.

Beym Verschneiden selbst legt eine Person
den Hahn mit dem Rücken in ihre flachen Hän-
de, so daß der Kopf nach ihr zu, der hintere
Theil

Theil des Hahns aber nach der andern Person zu zu liegen kommt; zugleich drückt sie mit den Dammen die beyden Füße so fest bis zu den Seiten des Leibes nieder, daß sich das Thier nicht regen kann, und richtet den Steiß etwas höher nach der andern Person hin.

Diese ruft nun einen queer Finger breit unter dem Steisse die Federn einzeln und ganz behutsam aus, und macht in dieser Stelle mit einem scharfen Messerchen einen ungefähr 2 Zoll langen Querschnitt, aber äußerst vorsichtig, damit sie die mit dem Zeite vortretenden Gedärme nicht beschädigt. Hierauf taucht sie den Zeigefinger in Baumöl oder Leinöl greift auf der linken Seite des Einschnitts neben den Eingeweiden bis oben an den Rücken hinein, in welcher Gegend auf jeder Seite ein Hode, wie ein länglich geschrägter Mandelkern zu fühlen ist. Außerdem behutsam schiebt sie nun erst den rechten, und dann den linken Hoden ab. Behutsamkeit ist hiebei durchaus nöthig, denn die geringste Gewalt würde die zarten Blutgefäße zerreißen, und dem Thiere augenblicklich eine Verblutung oder den Brand verursachen. Eine Ursache, warum so viele kastrierte Hähne entweder noch unter der Operation, oder gleich nach dem Verschüden darauf geschen. — Weil aber die Hoden gern bis in die Bauchhöhle vorschlüpfen: so muß man den Finger immer ein wenig krümmen, damit sie in der Krümmung liegen bleiben, und glücklicher herausgezogen werden. Sind sie abgedrückt: so steckt man zur baldigen Heilung der Wunde, und

und zur Verhütung der Entzündung ein Stückchen frische Butter von der Größe einer Haselnuss in die Öffnung; jedoch ist diese Maßregel nicht durchaus nothwendig, und wenn die Operation sonst geschickt gemacht wurde, nichts von Entzündung zu befürchten. Die bey dem Ausschieben der Hoden hervorgetretenen Gedärme und Fäserchen werden sanft zurückgeschoben, die Wunde vernäht und mit Asche bestreut. Nicht nothig ist das Bestreichen der Wunde mit Baumöl, und daß man sich eines feindlichen Fadens zum Vernähen bediene; allein, da alles Fett der Entzündung leichter widersteht, so ist es eine kleine Mühe und ein geringer Aufwand, diese Vorsicht anzuwenden. Wenn die Operation so weit geendigt ist, so werden derz verschnittenen Hahne, der nunmehr Kapaun heißt, die Sporren abgeschnitten, einstweilen bey Seite gelegt, und die Wunden mit Asche bestreut.

Nun wendet man den jungen Hahn in der Hand um, so daß er wieder aufrecht, und mit dem Kopfe gegen die Person sitzt, welche die Operation verrichtet. Mit einer Scheere oder einem scharfen Messer werden ihm nun die herabhängenden Lappen und der ganze Kamm, abgeschnitten, weil letzter sonst in Kurzem zu einer solchen Größe wächst, daß er an der Seite vor den Augen herunter hängt, und das Thier am Sehen hindert. Zur Erde drückt man in den noch blutenden Kamm entweder einen oder beyde abgeschnittene Sporn ein; diese bleiben leicht sitzen, und wachsen, wie Pfropfreiser, fort,

fort, über zwey Zoll lang, wenn sie das Thier bey Verheilung der Wunde nicht abkratzt.

Die Wur^v wird gleichfalls mit Asche bespreut, und dadurch die Verheilung befördert. —

Wenn nur eine Person allein die Operation verrichtet: so werden den Hähnen die Beine fest zusammen gebunden, daß sie nicht zappeln können, derjenige, welcher sie verschneidet, setzt sich auf einen Stuhl, nimmt sie so zwischen die Beine, daß sie auf den Rücken liegen, und der Steiß nach der operirenden Person zugekehret ist, und verrichtet übrigens die Operation ganz in derselben Maaße, wie sie beschrieben worden ist. —

Die verschrittenen Hähne werden nun acht Tage lang in einem besondern Stalle mit Bier und Brod gut gefüttert, und reichlich mit Wasser versehen, weil ihnen die Hitze, welche sie aussiehen müssen, sehr viel Durst verursacht.

Die ersten Tage nach der Operation sind die Kapaunen bissig auf einander selbst; dann gehen sie aber bald einsam ihren Weg, fressen und saufen, nehmen aber täglich an Größe und an Schönheit ihrer Federn zu. Sie mäusern sich nicht wieder, bekommen lange Hals- und Burzel-Federn und längere Schwanzfedern, welche sie aber nicht, wie die Hähne, hoch tragen, sondern mehr hängen lassen; ihre Stimme endlich wird ganz heißer.

Die



Die Truthähne werden freylich nicht so häufig, wie die gemeinen Hohlhähne verschritten; jedoch ist nicht zu läugnen, daß ihr Fleisch, wenn sie verschritten sind, auch viel zarter und schmackhafter wird, wie es bey den Hohlhähnen der Fall ist.

Das Verschneiden der jungen Truthähne, welches am besten geschiehet, wenn sie etwa zwey Monat alt sind, geschiehet nicht an der nämlichen Stelle, wie bey den Hohlhähnen: denn sie haben einen längern Leib, und der Zeigefinger eines Menschen würde nichtzureichen, die Hoden oder Testikeln am Rücken abzudrücken, und auszuziehen. Wenn sie daher eine Person mit den Rücken in beyde flache Hände gefaßt, und ihnen die Venen mit den Daumen zurückgebogen hat, und fest hält: so macht ihnen die andere einen Einschnitt an der linken Seite des Leibes in der Gegend, wo die Keule anstreicht; denn hier ist das Fleisch sehr dünn, und besteht nur aus einer weißen, und unter dieser aus einer braunen Haut. Der Einschnitt wird hier $\frac{1}{2}$ Zoll lang gemacht, und die schlaffen Hoden, welche, wie bey den Hohlhähnen, an beyden Seiten des Rückens liegen, werden so behutsam als möglich mit dem gebogenen Finger einer nach dem andern abgelebt und herausgezogen. Die Offnung wird dann, wie bey den Hohlhähnen, zugendhet und mit Asche bestreuet. Nach dieser Operation schneidet man dem Truthapaun die Spornen und den noch kleinen Zipfel über der Nase ab,

denn

denn einen Kamm und Kehllappen hat er nicht.

Es ist sehr gefährlich, Denkhähne zu verschneiden, denn bey der geringsten Verlezung gehen sie darauf; das mag auch wohl die Ursache seyn, warum so wenig von denselben verschritten werden.

Die Truthäpfe werden übrigens eben so nach dem Verschneiden gepflegt, wie die gemeinen Kapaune; erhalten acht Tage lang nur weiches Futter, Bier und Brod, und reichliches Saufen, bis sie völlig verheilt sind, und dann wieder die härtere Körner-Nahrung vertragen können.

Auch junge Hohhennen werden häufig verschritten, damit sie ein zarteres Fleisch bekommen, und leichter gemästet werden können. Sie bekommen den Namen Poulaarden, und haben zur Bezeichnung großer Maßungsanstalten des Federviehes, der Poulaarden, den Namen hergegeben. Das Verschneiden derselben geschieht auf folgende Art: Man rupft in der Gegend hinter dem Steife, wo sich unter der Haut ein weißes rundes Häuschen, einer kleinen Haselnuss groß, befindet, die Federn behutsam aus, macht sodann mit einem scharfen Federmesser durch die zwey Hälften einen Einschnitt von der Größe einer mittelmäßigen Schminkbohne. Dadurch bekommt man die Mutter, welche beym Treten des Hahns heraustritt, und womit die Henne empfängt,

als

als ein rundes, weisses Gewächs zu sehen. Drückt man nun mit dem Finger unter dem Steife etwas aufwärts: so tritt die Mutter aus dem gemachten Einschritte heraus. Mit einer scharfen Scheere schneidet man sie nun da, wo sie angewachsen ist, ab, und vernäht die Oeffnung. Nachdem man auch die kleinen Kämme und Kehllappen abgeschnitten hat, bestreut man alle Verwundungen mit Asche.

Mit den Truthühnern kann man eben so verfahren, und ihnen nach der Operation den kleinen Zipfel über dem Schnabel abschneiden.

Hof-, und Truthennen, welche auf diese Art poulardisirt worden sind, werden einige Tage, wie die Kapaunen im Stalle gehalten, bekommen Brod und Bier und reichliches Trinken.

Wer Hähne und Hennen verschneiden lernen will, kann es zuerst an solchen probiren, welche eben geschlachtet werden sollen, oder schon geschlachtet sind.

§. 5.

Vom Mästen der Hühner und Truthühner.

Das Mästen der unverschnittenen oder verschnittenen Hühner und Truthühner, kann auf
D. zweyers

zweyerley Art geschehen, entweder auf eine gewöhnliche natürliche Art, oder kunstmäßig pou-
lardiemäsig, wie das Federvieh für die Kü-
chen großer Herren gemästet wird. Von der
ersten gewöhnlichen Art soll hier, von der
kunstmäßigen aber am Schlusse dieses Abschnitts
in einem besondern S. gehandelt, und die kunst-
mäßige Mästung des sämtlichen Federviehes
beschrieben werden.

Die gemeine oder gewöhnliche Art,
Hühner und Truthühner zu mästen, erfordert,
dass man beyde jederzeit reichlich mit den Nah-
rungsmitteln versehe, welche sie vorzüglich lie-
ben, und daher mehr aus Wollust, als blos zur
Sättigung genießen. Man kann beyde entwe-
der dabey frey auf dem Hofe herumlaufen las-
sen, oder auch in einem besondern Behälter,
Stall, einsperren, das ist einerley; doch wer-
den sie, wenn sie eingesperrt sind, immer eto-
was früher fett werden.

Das liebste Futter der Hohlhühner ist Gers-
ste. Wenn man ihnen diese reichlich giebt, und
sie dabey mit reinem Wasser, worin man et-
was Kies oder Wassersand wirft, versiehet: so
werden sie sehr bald fett werden. Schneidet
man ihnen Brod in Würfel und füttert sie das
mit: so kann man seinen Zweck noch früher
erreichen.

Die Truthühner sind an sich schon sehr
gefräßige Thiere. Wenn man ihnen nun ittmer
solches Futter reicht, welches sie besonders lie-
ben,

ben, als Gerste, Erbsen, Mais oder türkisches Korn, und ihnen dasselbe beständig reichlich giebt, oder auch Brod in Bier einweichtet, sie dasselbe fressen lässt, und ihnen dabey reines Wasser vorsetzt, worin man etwas Wassersand gehan hat: so werden sie bald recht fett werden.

In Weinländern mästet man die Truthühner sehr wohlseil mit Weinhefen, aus welcher das Geistige und Flüchtige zuvor durch die Destillation gezogen ist.

In der Provence stopft man sie mit welschen Nüssen, wovon sie sehr fett werden. Man setzt sie zu dem Ende in einen Hühnerbauer, und lässt sie vierzig Tage lang ganze Nüsse mit der Schale verschlucken. Den ersten Tag giebt man ihnen nur eine, den andern zwey, und so nimmt man jeden Tag eine mehr, und führet bis zu dem letzten damit fort, und alsdann können sie vierzig verdauen.

In manchen Gegenden bereitet man einen Teig von gehackten Nesselsblättern, Kleyen und harten Eyern, macht Küchelchen davon in der Größe einer Nuß, und giebt ihnen solche des Tages drey- oder viermal zu verschlucken.

Drittes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der Tauben.

§. I.

Von den Tauben und ihren verschiedenen Räcen überhaupt.

Die jungen Tauben sind für Gesunde und Kranke eine sehr gesunde, nahrhafte Speise, und werden deshalb auch von den meisten Menschen sehr geliebt, und auf den Höfen unterhalten, obgleich von ihnen im Grunde mehr Schaden als Nutzen zu erwarten ist, wenn man die Körner berechnet, welche sie im Winter und zur Sitzzeit haben müssen, und daneben noch den Schaden in Anschlag bringt, welchen die Feldtauben auf den bestellten Feldern thun, wo sie eine Menge Geraide nicht allein von der Oberfläche auflesen, sondern auch recht mit Fleiß auskratzen. Man wird es sehr bald gewahr, wo ein Flug Tauben aufgesessen ist, und gewirthschaftert hat; denn die Saat steht dann beträchtlich dünner.

Will man lauter Hoftauben halten, welches im

im Grunde noch vortheilhafter ist, da sie jährlich 6 Paar Junge bringen, wogegen die Feldtauben höchstens nur 3mal brüten: so muß man auf jede Taube 1 Verl. Scheffel Gerste oder anderes Futter rechnen, welches jetzt ungefähr 1 Rthlr. im geringsten Preise kosten mag; das wäre also auf jedes Paar Tauben jährlich zum wenigsten 2 Rthlr. Aufwand. Der Ertrag von ihnen bestände nur in 6 Paar Jungen; jedes Paar käme also auf 8 ggr. zu stehen. Wer mag aber hier ein Paar junge Tauben um diesen Preis kaufen? Wenn das Paar 3 ggr. kostet: so sind sie schon vielen zu theuer.

Glaubt man nun mit den Feldtauben besser zu fahren: so irrt man sehr; denn diese müssen im Grunde 3 Jahre auf dem Hofe gefüttert werden, was auf 1 P. Tauben 1 Rthlr. 16 ggr. beträgt, bringen aber nur 3 Paar Junge, jedes Paar Junge kommt also noch höher, nämlich 13 ggr. 4 pf. zu stehen. Welch' ein theurer Braten wären aber diese Tauben?

Uebrigens mag ich mit dieser Berechnung niemand sein Vergnügen verderben, welches er vielleicht am Taubenthalten hat; es ist eine andre Sache, Vieh zum Vergnügen, und eine andere, dasselbe des Nutzens wegen zu halten; der Liebhaber bekümmert sich nicht darum, wie hoch eine Art Vieh zu halten komme, wenn es ihm nur Spas macht. Der Dekonom aber, welcher überall Buch halten, und Gewinn und Verlust neben einander berech-

rechnen muß, wird mir es gewiß nicht verdenken, diese Berechnung aufgestellt zu haben.

Die Taube ist ein sehr artiger Vogel; zeichnet sich durch thre Liebe zur Reinlichkeit und Geselligkeit, durch ihre Sonstmut und Friedfertigkeit, und durch Treue und Anhänglichkeit an ihren Gatten, und an den Hof, den sie einmal bewohnt, aus. Sie putzen und baden sich; denn Regen ist ihnen eine angenehme Empfindung, und sie fangen ihn mit ausgebreiteten Flügeln auf, und niemals versucreinigen weder die Alten noch die Jungen das Nest. Aber ihre Einfalt ist sehr groß, und geht so weit, daß sie sich leicht unter andere Züge mischen, und sich fangen lassen.

Die gemeinschaftliche Stamm-Mutter der Täuben ist nach der Meynung Buffons und mehreren Naturforscher die wilde oder Holztaube. Hämmung, Fütterung, Wartung und Klima, haben eine Menge Varietäten von ihnen erzeugt, welche wir jetzt näher beleuchten wollen:

i) Die Feldtaube, Feldflüchter, Flugtaube, Bauerntaube. Sie entfernt sich häufig vom Taubenschlage, durchfliegt in ganzen Haufen die Saatfelder, und sucht sich dort ihre Nahrung; verwischt sehr leicht wieder, und nistet auch auf Thürmen, in altem Gemäuer und in Felsenhöhlen. Sie ist von allen Arten Täuben die kleinste, und bringt jährlich nur 3 Paar,

Paar, höchstens 4 Paar Junge. Weil sie aber nicht immer, sondern nur im Winter und so lange sie brütet, gefüttert werden darf: so hält sie der gemeine Mann mit Unrecht für die vortheilhafteste Art. Sie hat einen glatten Kopf, ohne Hölle, nackten Schnabel, und wird von den mannichfältigsten Farben gesunden.

- a) Die blaue ist die gewöhnlichste; ihre Federn schillern am Halse ins Karmosinrothe und Grüne. Auf den Flügeln finden sich bisweilen rothe, schwarze oder weiße Striche. Sie geht am liebsten aufs Feld. Unter den blauen Feldtauben findet man auch öfters solche, welche am Kopfe, an den Flügeln und am Schwanz weiß gezeichnet sind; es giebt auch welche, die auf blauem Grunde aschgrau, schwarz oder schwarzbraun getüpfelt sind; man nennt sie, weil diese Flecken die Gestalt der Nagelköpfe haben, die genagelte Taube.
- b) Die weiße Taube; sie ist sehr zärtlich, und wegen ihrer weitschimmernden Farbe den Raubvögeln am meisten ausgesetzt. Man hat sie mit schwarzem, rothen, blauem Kopfe; oder auch mit blauen, schwarzen, rothen Schuppen oder Flecken am weißen Kopfe. Bisweilen sieht man sie mit blauer oder rother Brust (Schwarze oder Roth-Brust); oder auch schwarz, roth, blau gesprengelt, geschuppt oder ges-

gestrichen; dann nennt man sie Raiger-tauben.

c) Die rothe Taube, deren Grundfarbe entweder heller oder dunkler roth ist. Sie hat öfters am Kopfe einen weißen Strich vom Schnabel an (Rothweißschups), bisweilen auch einen weißen Schwanz (Rothweißschwanz).

Die kupferfarbenen Tauben mit oder ohne weiße Zeichnung am Kopfe oder Schwanz; und die rothgelben, deren Brust ins Grüne spielt, gehören auch hierher. Die letzten sind besonders fruchtbar.

d) Die schwarze Taube, Man hat sie entweder ganz schwarz, welches die seltensten sind, und daher am meisten geschätzt werden, weil sie gern ins Blaue oder Röthliche spielen; oder mit weißen Strichen über die Flügel; oder mit weißen Schwänzen, mit weißen Köpfen, weiß gesprenkelt, und bisweilen noch überdies mit weißen Strichen auf den Flügeln. Die letzten nennt man gestaarte Tauben.

e) Die Taube von gemischter Farbe. Dahin gehören die schwarz geschuppten, welche auf schwarzer Grundfarbe weiße Schuppen haben; die rothgeschuppten, deren Schuppen kupferfarben sind;

find; die getiegerte Taube, der Tieger, welche auf weißer Grundfarbe viele schwarze, blaue, rothe kleine Tüpfen hat; die Schildtaube, welche weiß ist, und nur auf dem Rücken eine andere Farbe hat; die Strichtaube, deren Grundfarbe weiß ist, an den Flügeln und am Schwanz mit schwarzer Zeichnung; die gedachte Taube, welche weiß ist, aber rothe, blaue oder schwarze Flügel hat.

- 2) Die Haustaube. Sie ist in der Regel größer, als die Feldtaube, geht nicht von ihrer Wohnung weit weg, um ihre Nahrung zu suchen, und will daher beständig auf ihrem Schlage gefüttert seyn. Doch wenn man sie öfters in Gesellschaft der Feldflüchter füttert, oder ihnen nicht reichliches Futter reicht: so lernen sie wohl auch in Gesellschaft der Feldtauben das Feld besuchen.

Die vorzüglichsten Spielarten der Haustauben sind folgende:

- A. Die Schwalbentaube, Nürnberger Taube, ist glattköpfig, und an Beinen dünn besiedert; ihre Farbe ist weiß, nur am Kopfe und an den Flügeln ist sie öfters von anderer Farbe. Sie ist nicht viel größer, als die Feldtaube, und fliegt eben so schnell. Am meisten schätzen die Taubenliehaber diejenigen, welche erbsengelbe oder braunrothe Köpfe, Flügel und

Brüste

Beine haben. Man hat auch Schwalben-
tauben mit schwarzen Flügeln und rothem
Kopf oder umgekehrt; oder auch, deren
Grundfarbe ziegelroth, und Kopf und
Füße weiß sind. Sie sehen noch schö-
ner aus.

a) Man hat auch Schwalbentauben
mit Hollen, welche aber die Liebhaber
für unrein halten, und nicht achten.

b) Die Schweißertauben sind auf weis-
hem Grunde bald roth, blau oder gelb ges-
fleckt, und mit einem rothen Halsbande
geziert, welches auf ihrer Brust gleichsam
einen Harnisch bildet. Oft haben sie auf
den Flügeln zwey Bänder von derselben
Farbe.

c) Man hat sie auch blauschwarz, und
nur um den Vorderhals läuft ein weißes
Band, das sich auf dem taubenhälfigen
Grunde gar schön ausnimmt, und auf
den Flügeln laufen zwey weiße Queerbins-
den hin. Wenn diese Art recht schön seyn
soll: so müssen auch die Schwungfedern
lauter weiße Spiken haben, und die eine
weiße Blinde, welche die großen Deckfedern
der Flügel bildet, muß unterbrochen seyn.
Hierdurch entstehen auf den Flügeln zwey
große Bänder, die aus weißen, runden
Perlen zusammengesetzt zu seyn scheinen.

e) Die Mönchstaube, Cyprische Tau-
be,

he, Maadtaube, Kappentaube.
 Etwas größer, als die Feldtaube, hat sie
 einen stärkeren Oberleib, der sie aber am
 schnellen Fluge nicht hindert, am Hinter-
 kopfe gekrümmte dichte Federn, welche
 gleichsam wie eine Scheidewand den Hinter-
 kopf vom Nacken scheiden, und einen
 weißen Kopf. Am schönsten ist sie, wenn
 nur der Oberkopf weiß ist. Man hat sie
 von verschiedener Farbe, bald glatt, bald
 rauchbeinig. Am meisten schätzt man von
 diesen Tauben diejenigen, welche neben
 einem weißen Scheitel noch doppelte weis-
 he Vänder auf den Flügeln haben, wel-
 che aber bis zum ersten Mausern rost-
 roh sind; dann die durchaus braunro-
 then mit weißem Scheitel. Außerdem fin-
 det man gelbe, schwarze, karpenschuppige,
 braunrothe mit weißen Schwänzen, gelbe
 mit weißen Schwänzen, schwarze mit
 weißen Schwänzen, lerchenfarbige und
 fahle Mönchstauben, deren Scheitel aber
 allzeit weiß seyn muß.

d) Die holländische Muscheltaube.
 Sie ist eben so groß, wie die Mönchstaub-
 be, hat aber einen schlanken Leib. Die
 am Hinterkopfe vorgebogenen Federn lau-
 sen an den Seiten bis fast zur Hälfte
 des Halses herab, sind etwas länger, aber
 nicht so dicht, wie bey den Mönchstaub-
 en, und bilden eine Art Muschel. Diese
 Taube ist rein weiß, nur Kopf und Vor-
 verhals, und öfters auch der Schwanz
 haben



haben andere Farben. Am liebsten siehet die schwarzköpfige, rothköpfige, die mit gelber Brust, mit brauner Brust, und mit schwarzer Brust. Alle diese Tauben sind von einem vorzüglich schönen Ansehen.

e) Die Maskentaube. Sie hat die Größe der Feldtaube, ist aber schlanker, und hat eine breite, spitzige Haube und glatte Beine. Ihre Hauptfarbe ist weiß, und sie hat ihren Namen daher, weil sie gleichsam durch einen schwarzen, blauen, gelben oder rothen Strich über den Schnabel bis zur Mitte des Kopfes maskirt ist. Sie heißt auch die Schnippen-taube oder auch die Brillentaube. Es giebt von ihnen zwey Abänderungen; entweder sind die Schwanzfedern, oder die vorderen Schwungfedern mit der Schnippe von einerley Farbe.

Die rothschwungige Maskentaube ist schneeweiß, und hat nur eine fuchsrote Schnippe und Schwung- und Deckfedern.

Die rothschnippige Maskentaube hat rothen Schwanz und Schnippe.

Die schwarzschwingige Maskentaube, deren Schnippe und vordere Schwungfedern mit ihren Deckfedern schwarz sind.

f) Die Trommeltaube. Sie ist etwas grös

größer, als die gemeine Haustaube, hat einen kürzern und dictern Schnabel, einen dictern Kopf, eine Muschelhaube, und an der Stirn noch einen Busch vorwärts stehender Federn. Ihren Namen haben sie von ihrer Stimme, welche, wenn sie zärtlich oder zornig sind, einer in der Ferne gerührten Trommel gleichet. Trommeltauben mit recht großen Büschchen werden für sehr schön gehalten. Die Büsche derselben sind ganz mit Federn bewachsen, welche ihnen das Gehen erschweren, weshalb sie auch Latschtauben an manchen Orten genannt werden. Sie fliegen sehr schwer, und gehen daher selten ins Feld, werden aber leicht fett. Am liebsten hat man diejenigen, welche einen schwarzen Unterleib und Schwanz, und schwarzgefleckte Flügel haben; auch die ganz schwarzen werden sehr hoch geachtet. Ob sie gleich zu den fruchtbarsten Taubenarten gehören: so bringt man doch nicht viel davon; denn sie sind so träge, daß sie öfters ihre Jungen vernachlässigen. Das Waterland dieser Taube weiß man nicht bestimmt; einige halten Russland, andere Preußen (daher preußische oder russische Taube), noch andere England oder Italien dafür.

g) Die Schleyertaube hat einen etwas längern Leib, als die Trommeltaube, sonst ist sie aber von derselben Größe. Ihre Weine sind besiedert, und ihre Schwins

Schwingen öfters so lang, daß sie dieselben schleppt. Besonders merkwürdig ist an ihr die Kapuze, welche ihren halben Hinterkopf bedeckt, und längs dem Halse herunter hängt. Die Federn des Hinterkopfs und die der Seiten stehen nämlich so verkehrt empor, daß sie bis zur Brust herab in Form eines Halstuches oder einer Palatin zurückkrausen. Ihr Flug ist sehr schwer und ihr ganzes Getragen träge; sie sischen fast den ganzen Tag, und verstecken den Kopf in die Halskrause. Sie legen nur wenig, und bringen ihre Jungen auch nicht immer auf.

Ihre Grundfarbe ist gewöhnlich weiß am Kopf, Schwanz und vordern Schwungfedern, übrigens roth, rothbraun und isabellfarbig. Die geschäktesten Varietäten sind:

Die Mohrentaube, mit schwarzer Grundfarbe und weißem Scheitel und Schwungfedern.

Die rothbraune Schleyertaube mit rothbrauner Grundfarbe und weißem Scheitel, Schwanz und Schwungfedern.

Die isabellfarbige Schleyertaube; sie ist ganz isabellfarbig, nur Schenkel, Schwanz und Schwungfedern sind weiß.

p) Die Kropftaube. Sie haben fast das Aussehen der Schleyertauben, doch sind sie

sie merklich größer, und zeichnen sich durch den Kropf, welchen sie so sehr aufblasen können, daß er so groß, wie der ganze Körper wird, und welcher macht, daß sie immer mit zurückgebogenem Kopfe gehen müssen, gar sehr aus. Sie sind sehr schwefällig, und werden daher sehr leicht eine Beute der Raubvögel. Da sie nicht sehr fruchtbar sind, so darf man sie des Nutzens wegen nicht halten.

Die schönsten Varietäten sind: die feuerfarbige Kropftaube, deren Federn einen rothen und einen braunen Querstrich haben, und schwarz gerändert sind.

Die kastanienbraune Kropftaube; sie ist kastanienbraun mit weißen Schwungfedern.

Die Mohrenkropftaube, welche ganz schwarz ist, aber weiße Schwungfedern, und ein Band unten am Halse hat. Dies ist die seltenste Art.

Außer diesen hat man noch die ganz weiße; die isabellfarbige; die weiße mit rauchen Füßen; die stahlgrüne mit grauen Streifen und Bändern; die graue; die hyacinthenblaue, deren blaue Farbe ins Weißliche sieht; die nussbraune; die schieferfarbige; welche aber alle von den Laubenliebhabern nicht so sehr geschätzt werden, als die ersten drey Arten.

i) Die türkische Taube. Sie heißt auch die arabische und persische Taube, weil sie

sie in jenen Gegenden eigentlich zu Hause ist. Größer als die Trommeltaube, zeichnet sie sich durch einen Federbusch auf dem Kopfe, einen mittelmäßigen Schnabel, dessen Nasenhaut höckerig, aufgeblasen und weiß überpudert ist, und durch einen breiten, kahlen, warzigen, rothen Augenkreis aus. Man findet sie am häufigsten von schwarzer Farbe, jedoch giebt es auch erbsengelbe, blaue, rothe, graue, eisenfarbige, rothbraune, — welche am meisten geschächt werden — und weiße.

Man hält sie mehr zum Vergnügen, als des Nutzens wegen; in der Türkei soll man sich dieser Tauben zu Briefboten bedienen. Unsere Feldflüchter thun es auch, wenn sie eingefangen waren und mit einem Briefchen am Halse ihre Freyheit wieder erhalten, so fliegen sie alsbald damit nach ihrem Taubenschlage zurück. Es läßt sich aber erwarten, daß keine türkischen Brieftauben besonders dazu abgerichtet sind.

k) Die Pagabotte, große Höcker-taube, Pavotte, Montenegriner-taube, hat beynahe die Größe einer Zwerghenne und ist länger gestreckt; ihr Schnabel ist krumm, und die Nasenlöcher sind mit einem warzigen, weiß gepuderten Höcker, in Gestalt einer Spitzmorchel versehen, der Kopf ist ohne Busch, und die Augen umgiebt ein breiter weißwarziger

ger Kreis. Sie vermehrt sich nicht stark, und bringt selten mehr als ein Junges auf. Ihre Hauptfarbe ist schwarz; doch giebt es auch weisse, isabellfarbige, rothe u. s. w. Die weissen mit schwarzen Schnüren werden sehr hoch geachtet, und Mahomedstauben genannt.

Aus der Paarung der Pagadetten und der türkischen Taube, erhält man die spanische, römische Taube; deren Nasenhaut nicht morchelförmig, sondern breit und der Augenring schmäler, als bey der Pagadette, aber weiß ist. Sie ist unbekleidet, nicht ganz so groß, wie die türkische Taube; hat aber eben so große Flügel, und soll sehr fruchtbar seyn. Man hat von ihr schwarze, dunkelgraue und gefleckte.

1) Die polnische Taube, Indianische Taube. Mit einem sehr dicken und überaus kurzen Schnabel und niedrigen Beinen. Der Augenring ist roth, und mit einem breiten Rande umgeben. Es giebt schwarze, rothbraune, erbigelbe, weisse oder auch gesprenkelte.

m) Die Pfauentaube, der Hühner-schwanz. Hat ihren Namen daher, weil sie ihren Schwanz, wie der Pfau oder vielmehr, wie eine Henne hohl aufheben und ausbreiten kann. Männchen und Weibchen können den Schwanz ganz
über

überein aufheben, zugleich ziehen sie aber auch den Kopf so weit zurück, daß dieser den Schwanz berühret. Im Sturme werden sie durch diese Stellung ihrer Schwanzfedern am Fliegen gehindert, und nicht selten auf die Erde geschleudert; so wie sie sich im Sturme auch kaum auf den Dächern erhalten können. Sie sind etwas größer, als eine Feldtaube und meist weiß. Diejenigen mit schwarzen Kopf und Schwanz, werden am meisten geliebt. Ihr Nutzen ist nicht beträchtlich; man hält sie mehr zum Vergnügen.

- n) Die Hinkeltaupe, Piemontesertaube, ist so groß, wie ein kleines englisches Huhn; hat einen glatten Kopf, kurzen Hals, starken Körper, hohe Beine, und einen sehr kurzen, gerade in die Höhe stehenden, nicht aber wie die Pfauen-taube, wirklichen Schwanz. Sie kann wegen ihres kurzen Schwanzes nicht gut fliegen. Da sie auch, wie die Pfauen-taube, den Kopf hinterwärts trägt, und ihn oft bewegt: so wird sie auch von einigen Zitter- oder Schütteltaube genannt.
- o) Die Modchentaupe, Halskrausentaupe, Turtel. Sie ist kaum so groß, wie eine Turteltaube, mit einem kleinen Schnabel, und einer Reihe ausswärts geschrägter Federn von der Kehle bis zur Brust. Dieser Federn wegen heißt

heißt sie Halskrausentaube. Es giebt ihrer von allen Farben, jedoch am häusigsten findet man die weißen, welche auf den Flügeln meist ein rothes oder blaues Schildchen haben. Sie dienen gleichfalls mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen.

- p) Die Purzeltaube, der Tümmler, mit glattem Kopfe, kurzem Schnabel, dünnem Halse, kahlen Augenkreisen, gleichdrigens dem Feldflüchter. Sie fliegt sehr hoch und schnell, und stürzt sich in geraader Linie blitzschnell herab, indem sie sich während des Falls immer überpurzelt, und dadurch den Raubvögeln sehr leicht entgehet. Sie sucht ihre Nahrung auf dem Felde, und ist bald roth, bald gelb oder braunroth, bald grün. Die gelbrothen sind die schönsten; sie glänzen in der Sonne, wie Gold.
- q) Die Schlagtaube. Sie ist meist von der Größe der Feldtaube; am häusigsten grau und auf den Flügeln schwarz gesleckt. Im Fluge dreht sie sich beständig im Kreise herum, und das Zusammenschlagen ihrer Flügel, macht das Geräusch einer Klappe, daher sie auch Katscher, Platscher genannt wird.
- r) Die Karmelitertaube ist die kleinste und niedrigste Taubenart. Sie hat ganz kurze mit langen Federn bewachsene Füße, und scheint gleichsam auf dem Bauche auf-

züliegen. Am Hinterkopfe hat sie einen Federbusch; am Oberleibe ist sie aschblau, rorhgelb, erbsgelb oder grau, der Unterleib und die Flügel sind aber jederzeit weiß.

s) Die Struppentaube, Krause Taube, hat ihren Namen daher, weil alle kleinen Federn, bisweilen auch die hintern Schwungfedern und Schwanzfedern in die Höhe stehen, wie an den Strupphühnern. Dies ist die Ursache, daß sie nicht gut fliegen können. In der Grube kommen sie den Trommeltauben gleich. Hält man sie in einem warmen Schrage: so vermehren sie sich sehr gut.

t) Die Mähnen taube. Sie ist nicht größer, als eine Feldtaube, und hat auf dem Scheitel einen hinten herabhängenden, der Pferdemähne ähnlichen Federsbüschel. Man findet sie sehr selten.

u) Die Taube mit dem Schwalbenschwanze, mit einem gabelförmigen Schwanze, der gerade die Gestalt des Schwanzes der Hausschwalbe hat. Wenn man sie sieht: so findet man sie schwarz, auch schwarz und weiß gescheckt, mit und ohne Busch, und mit und ohne Schnüre. Sie ist aber sehr selten, und pflanzt sich nur sparsam fort. Man hält sie für eine der schönsten.

§. 2.

Vom Ansehen der Tauben.

Wenn man sich Tauben halten will: so muss man bey dem ersten Ankauf darauf genau sehen, daß man eben so viel Tauber als Täubinnen erhalte; denn die Tauben leben nicht, wie Hühner, Gänse, Enten u. s. w., in der Weibweiberey, sondern jeder Tauber hält sich nur zu einem Weibchen, und ist ihr mit aller Treue und Zärtlichkeit zugethan.

Daneben ist auch das Alter der Tauben zu berücksichtigen, weil die alten Tauben viel weniger fruchtbar sind, als die jungen, und man von denselben also keine zahlreiche Nachkommenschaft erhalten würde. Für das zu große Alter der Tauben hat man aber keine gewissern Kennzeichen, als Mangel an Munterkeit, blasses und schuppige Farbe der Haut und Beine, verhärtete Nasenhaut und verschossene Farbe und Unreinigkeit der Federn.

Die Geschlechter lassen sich durch folgende Merkmale von einander unterscheiden. Der Tauber trommelt viel größer und anhaltender, hat einen kürzern Hals, längere Beine und einen dickern Schnabel. Wenn man ihn in die Hände faßt und mit angedrückten Flügeln sanft auf und nieder schwingt: so senkt er den Schwanz allemal nach unten. Die Täubin erhebt ihn hingegen in einem ähnlichen Falle allezeit aufwärts; wovon die Ursache in der Paarung zu sein

suchen. Auch werden die Tauben in dieser Stellung die Füße, wenn man sie ihnen abwärts streicht, mehrentheils ruhig lassen, die Tauber aber sie stets bewegen. Auch sind bey den Taubern die Schaamknochen enger, als bey den Täubinnen, die schon gelegt haben. Endlich sind die Tauber gewöhnlich etwas größer und an der Brust glänzender, als die Täubinnen.

Man thut nicht wohl, sich die Tauben an seinem Wohnorte oder sehr in der Nähe desselben zu kaufen, weil sie gern ihre alten Quartiere wieder suchen, und manchmal mehrere Stunden weit dahin zurückkehren. Sind die Tauben noch jung und noch nicht vom Schläge gekommen, so hat man dies freylich nicht zu befürchten. Wenn es möglich ist, so fange man seine Taubenwirthschaft nicht mit zwey, drey Paaren an; denn so wenige bleiben wegen ihrer Neigung zur Geselligkeit höchst selten in ihren neuen Wohnungen, sondern suchen sich zahlreichere Flüge, unter welche sie sich begieben, und machen hierdurch das Sprichwort wahr: Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu.

Manche Taubenliebhaber halten das Frühjahr für die beste Zeit, Tauben anzusehen, weil sie sich alsdann bald vermehren, weniger Futter kosten, und man also ihren ganzen Nutzen sogleich genießt. Indessen ist man, wenn man die Tauben nicht so lange einsperrt, bis sie Junge haben — denn Eyer verlassen sie in diesem Falle nicht selten — nicht sicher,

sicher, daß sie nicht wieder davon fliegen. Seht man sie aber im Winter an: so sind die Tauben nicht allein wohlfeiler, sondern man ist auch viel sicherer, daß sie ihre neue Wohnung nicht wieder verlassen, besonders, wenn man sie gleichfalls etliche Wochen in den Schlag sperrt und recht gut fässtert.

Um die Tauben desto eher für ihre neue Wohnung zu gewinnen, hat man auch mehrere Arten Beizzen oder Sulzen erfunden, welche man in ihr Behältniß setzt, und sie davon fressen läßt. Die Tauben lieben alle Sachen, welche viel Salz bey sich führen, gar sehr, daher müssen denn auch diese Sulzen oder Beizzen dasselbe vorzüglich enthalten. Eine sehr gewöhnliche Beize besteht aus nachstehenden Ingredienzien: Man nimmt gebrannten Lehmb, am besten Vackenslehm, groben Sand, Anis, Wicken, Honig, Salz, Menschenurin und Höringslake, mischt alles wohl durch einander, läßt die Masse sieden, wieder kalt werden, und setzt sie den Tauben einige Tage vorher, ehe sie ausgelassen werden sollen, in einen hölzernen Kasten in ihr Behältniß. Die Tauben lieben den Geschmack dieses Gemisches so sehr, daß sie einen solchen Ort nicht leicht verlassen.

Sonst kann man die Tauben, welche ausgelassen werden sollen, auch nur mit Anisöl und die Fluglöcher mit demselben Oele bestreichen; denn sie haben den Geruch vom Anis so gern, daß sie nicht allein zurückkehren, sondern

dern vielleicht auch Tauben aus einem andern Fluge dadurch nach ihrer Wohnung hinziehen werden.

Aber daby muß man gleichwohl die Vorsicht anwenden, und die erst angesezten Tauben nicht am Morgen, sondern des Nachmittags, wenn es bald Zeit ist, wieder auf den Schlag zu gehen, und nicht bey heiterm Wetter, sondern bey Sturm und Regen aus ihrem Behältniß lassen, damit sie sich nicht weit versliegen, und nur erst die Gegend um thre neue Wohnung kennen lernen. Daß sie aus diesem Grunde beym ersten Ausfliegen auch nicht aufgeschreckt werden dürfen, läßt sich an sich schon denken.

Alle übrigen Kunsteleyen, die Tauben an ihre neuen Wohnungen zu ketten, sind überflüssig, und jeder Taubenliebhaber, welcher seinen Taubenschlag nur vor Ungeziefer verwahret, beständig reinlich hält und die Tauben gut füttet, der wird nicht darüber zu klagen haben, daß seine Tauben nicht bleiben, und eben so wenig, daß sie sich nicht genug vermehren.

§. 3.

Von den Taubenbehältern.

Im Allgemeinen muß hier vorerst bemerkt werden, daß es einen Unterschied mache, ob man

man Feldtauben oder Haustauben ansehen will. Die leichten lieben sehr, in der Nähe ihrer Versorger zu seyn, haben daher ihre Besäler näher an der Erde, und an einem freyen Platze, wo sie bey gutem Wetter spazieren gehen können, und nicht weit von einem flachen Wasser, um sich bisweilen darin zu baden. Die ersten hingegen lieben vermöge ihrer Neigung, ins Feld zu fliegen und auf den bestellten Ackern ihre Nahrung zu suchen, eine weite, freye Aussicht, welche sie aber nur in der Höhe haben können, weshalb man ihre Wohnungen hoch anlegen muß.

Die Wohnungen der Tauben sind nun entweder Taubenkästen oder Taubenhäuser, oder auch Taubenschläge.

Die Taubenkästen, Taubenhöhlen, Höthen, sind länglich vierrecke, aus Breiern zusammengesetzte Kästen, denen die Rückwand fehlet, statt welcher ihnen die Wand des Hauses, an welches sie befestigt werden, dient. Inwendig sind sie mit Durchzügen, an der vordern Seite aber mit Fluglöchern, 6 Zoll hoch und 4 Zoll weit, wie auch mit Tritten von Latten versehen, auf welchen die Tauben sitzen und sich umsehen können. Diese Tritte dürfen jedoch nicht zu weit, höchstens eine viertel Elle weit vorspringen, damit keine Rächen, Marder und andere Taubenseinde von dem Dache herab auf dieselben springen, und so in die Taubenhöhlen kommen können. Man kann mehrere solcher Taubenkästen über einander

der anlegen, und die obere Reihe derselben gegen das Eindringen des Regens und des Schnees mit Ziegeln schräg belegen; wie es auch sehr gut ist, die Kästen da, wo sie an der Wand des Hauses anliegen, gut mit Kalk zu verstreichen, damit die Kälte und die Nässe nicht so sehr eindringen können. Es ist daher eine Hauptregel, diese Kästen, wo möglich gegen Morgen, wo doch bekanntlich der wenige Regen herkommt, anzulegen.

Diese Taubenkästen haben die Bequemlichkeit, daß man für sie in oder vielmehr an jedem Hause Platz hat, und daß sie auf dem Hofe nichts versperren; ja man kann sie in einfachen Reihen recht bequem zwischen den vorspringenden Dachsparren anbringen, und sogar auf dem Boden, wenn man die Fluglöcher zwischen den Sparren macht, und eine Stange zum Aufsitzen der Tauben in die Queere befestigt. Die Taubenkästen, welche man nahe am Dache anbringt, verwahrt man an den Seiten und von oben mit lauter Spitzgen von zugespitztem Drath oder auch mit sehr zugespitzten Stäbchen gegen das Eindringen der Räken, Marder u. s. w., welche sonst leicht von dem Dache aus in die Kästen kommen könnten. Auf Bauernhöfen findet man diese Taubenkästen am häufigsten, und öfters jedes Plätzchen am Hause damit besetzt. Denn sie kosten nicht viel, und können leicht von jedem Bauer selbst fertigt werden; auch haben sie das Gute, daß die Tauben wegen der Dunkelheit derselben, sehr gern darin nisten.

Alleine



Allein dagegen sind sie auch im Winter sehr kalt, und können nicht genug gegen das Schneegestöber verwahret werden; bey stürmischem Wetter, besonders im Winter, können die Tauben nicht gut darin gefüttert werden; des Nachts sind sie nicht immer vor dem Einfluge der Eulen sicher genug, welche auch der jungen Brut der Tauben sehr gefährlich sind, ob sie gleich eigentlich nur Mäuse suchen, aber bey Gelegenheit auch die jungen Tauben verszehren; auch kann man die Jungen nicht besquem ausnehmen, und wenn sie etwas slicke geworden sind, so entfliehen sie meist allezeit, und endlich weiß man nie eigentlich, wie viel Paar Tauben man besitzt, und kann die alten nicht nach Belieben ausmärzen; welches besonders die Ursache mit seyn mag, daß man nie so viel Paar Junge bekommt, auf welche man eigentlich rechnen könnte. Diese Umstände verringern offenbar ihren Werth, und machen, daß man lieber seinen Tauben andere Wohnungen anweist, wenn es sonst möglich ist.

Die Taubenhäuser, Taubenräder sind im Grunde weiter nichts, als mehrere nebenn und über einander angebrachte Taubenhäuser, wie oben beschrieben worden sind. Gewöhnlich haben sie eine viereckige, achteckige oder auch runde Form, und stehen entweder auf einer hölzernen oder steinernen Säule, oder auch auf zweyen oder vieren. Man erbaut sie meist über dem Mistpuhl, theils damit das darunter stehende Wasser (Fauche) die Kälte auffangen soll, theils glauben manche auch,

auch dadurch, daß das Taubenhaus gleichsam auf einer Insel steht, das Zudringen der Kähen, Marder u. s. w. zu verhindern. In dessen diese Raubtiere schwimmen auch einer zu hoffenden Beute wegen durch das Wasser, und im Winter ist ja der Mistpfuhl meist zugefroren, daß er ihnen also kein Hinderniß ist. Damit nun die Taubenhäuser vor dem Zuspruche der Kähen oder anderer Taubeneinde gehörig verwahret seyn mögen: so läßt man die hölzernen Säulen, auf welchen sie ruhen, eine Elle breit mit Blech beschlagen, über welches sie nicht hinanklimmen können. Steht das Taubenhaus auf steinernen Säulen: so ist das Beschlagen mit Blech nicht nöthig, indem sie an Stein ohnedies nicht hinausklimmen können.

Diese Taubenhäuser haben übrigens alle Vorzüge und Nachtheile der Taubenkästen, aus welchen sie eigentlich zusammengesetzt sind; besonders sind sie auch sehr kalt, und können nicht hinreichend gegen das Eindringen des Regens und des Schnees verwahret werden. Man hat zwar, um sie wärmer zu machen, die ganzen Häuser von Stroh geflochten, und dadurch zwar zunächst diese Absicht erreicht: allein vor Regen und Schnee wurden sie gleichwohl nicht verwahret, und dann haben sie den Nachtheil, daß sehr bald Wanzen und Fliehe darin herbergen, wodurch die Tauben daraus vertrieben werden. —

Auf großen Wirthschaftshöfen, wo viel Ge-
der-

der Vieh überhaupt gehalten wird, ist es besser; ein besonderes viereckiges oder rundes Gebäude mitteilen auf dem Hofe zu erbauen, und durchaus mit Steinen auszumauern, und mit Kalk zu übertünchen, und in diesem Federviehhause nun den Tauben die oberste Etage einzuräumen, die untern Neutere aber für Hühner und Gänse und anderes Geflügel zu benutzen. In einem so ausgemauerten und übertünchten Hause wohnen die Tauben nicht allein viel wärmer und sicherer vor Feinden, welche an der gesuchten Wand nicht hinaufkommen können, sondern sie haben auch dieselbe Möglichkeit des Aus- und Einflugs, welche ihnen die gewöhnlichen Taubenhäuser so angenehm macht. Es sey nun, daß man ein solches Federviehhäus oder auch nur ein gewöhnliches Taubensrad erbauet: so ist es nöthig, dasselbe ins Gesicht des Wohngebäudes zu setzen, damit man immer beobachten kann, was auf dem Taubehaus vorgehet. —

Die Taubenschläge. Diese haben ohnstreitig vor allen Wohnungen der Tauben den Vorzug. Es sind dies im Grunde weiter nichts, als gut mit Brettern verschlagene, oder mit Steinen ausgemauerte Kammern — (bloße Lehmwände sind wegen der Marder, Iltisse u. s. w. nicht dazu tauglich, weil sie diese durchgraben, und in die Taubenschläge eindringen) — welche man an jedem schicklichen Orte, auf den Ställen, unter dem Giebel des Hauses u. dergl. mehr anlegen kann; doch wähle man die freystehenden Dachgiebel dazu am liebs-

liebsten, weil dadurch das Ausfliegen der Tauben erleichtert wird, und sie überall sich umsehen können, was sie vorzüglich gern thun. Diese Taubenschläge müssen gut gedichtet, und die Breiter sehr gut an einander gefügt, und über die Spalten noch Leisten geschlagen seyn, damit aus denselben, weil sie häufig über Getraideboden angelegt sind, kein Unrat auf die darunter liegenden Früchte falle. Alle Risse und Öffnungen müssen mit Lehm, Verzig und Glasstückchen ausgestrichen seyn, damit weder Ratten noch Wiesel sich hindurcharbeiten können. Die Thür im Taubenschlag muß recht genau passen und anschließen, und gut verwahret werden können. Man läßt sie gern mit einem Loche versehen, welches mit einem Schieber verwahret ist, damit man durch dasselbe, wenn man will, die Tauben, ohne sie zu stören, beobachten kann.

Am liebsten legt man die Taubenschläge auf der Morgen- oder Mittags-Seite an; denn die Tauben lieben die Sonne sehr, und von Abend und Mitternacht kommen immer die häufigsten Stürme und Schlagregen, welche zu sehr in die Taubenschläge eindringen würden. Das Flugloch darf nicht zu nahe an einem andern Gebäude, oder dem Dache zu nahe seyn, damit die Taubenseinde: Käken, Iltisse, Marder, nicht von oben herab, oder von der Seite auf die vorstehenden Latten oder Arme springen, und sich in den Schlag einschleichen können. Auch darf es nicht unmittelbar am Boden, sondern ein paar Fuß über dem-

detselben angebracht werden, damit nicht etwa Junge, welche bisweilen, ehe sie fliegen können, aus dem Neste auf den Boden kommen, nicht hindurch kriechen, vom Flugbret herunter in den Hof fallen, und ihr Leben einbüßen. Das Flugloch wird etwa zwey Schuh ins Gesvierte groß gemacht, und mit einem Fallfenster, Fallgitter oder Zugbret verschlossen oder geöffnet. Die Fallfenster oder Fallgitter sijen inwendig vor den Löchern zwischen zwey Hohlleisten, damit sie aufgezogen und niedergelassen werden können. Die Fallfenster, wenn sie mit einem Gitter von Drath überzogen werden, sind besser, als die bloßen Gitter, weil sie die Kälte besser abhalten, und doch den Schlag hell machen. Gern befestigt man an diesen Gittern oder Fenstern ein Gewicht, das mit sie nicht allein schneller zufallen und fester anschließen, sondern auch kein Taubenseind dieselben so leicht aufheben könne.

Die Zugbreter sind ordentliche Greter, nach der Größe des Fluglochs genau geschnitten, und mit eisernen Bändern in denselben befestiget, so daß sie sich wie liegende Thüren, wenn man sie hebt oder aufziehet, bewegen lassen. Sie kommen bald inwendig, bald auswendig zu stehen; das letzte ist, die Quetschung der Tauben zu verhüten, am sichersten. Sie ruhen auf den Armen, der sogleich auch gedacht werden soll, und werden durch eine Leine angezogen oder losgelassen. Wenn man die Leine beym Zugbret anziehet, so wird das durch der Schlag verschlossen; da er im Ge-

gen

gentheil geschnet wird, wenn man die Leine am Fallgitter anziehet.

In dem Flugloche bringt man die Arme oder Tritte an, auf welche sich die Tauben setzen, wo sie sich sonnen und umsehen können, und die ihnen auch, wenn sie aus und einfliegen, zu Ruhepunkten dienen. Sie bestehen aus schmalen Latten, welche man theils in den untern Queerbalken des Fluglochs, theils auch in der Giebelwand oder im Dache befestigt, nachdem das Flugloch zum Giebel oder zum Dache herausgehet. Man lässt sie gern ein Stück in das Taubehaus hineingezhen, und verschränkt sie von außen, wie von innen, mit einem Queerriegel. Im Flugloche selbst wird ein Bretchen befestigt, welches den Tauben zum Standpunkte beym Ein- und Ausgehen dient, und über das Flugloch naegelt man statt des Daches ein so genanntes Schuhbret, damit sie hier im Trocknen sitzen können.

So viel von der äußern Einrichtung des Taubenschlags. Von innen bringt man nun in einem solchen Taubenschlage, wo die Wände gerade sind, am besten solche Taubenkästen an, wie man sonst gewöhnlich an die Häuser zu hängen pflegt, nur mit dem Unterschiede: daß sie kein Vorderbret nöthig haben, sondern nur eine etwa 5 Zoll breite Leiste vorgenagelt werden darf. Bringt man nun in einer Entfernung von acht Zoll vor jeder Reihe Kästen eine Stange an, worauf sich die Tauben setzen

zen und schlafen können: so werden sie ihre Höhlen nicht leicht verunreinigen, und man wird dadurch der Mühe überhoben, diese Höhlen von ihrem Unrathe zu reinigen. In diesen Höhlen sitzen die Tauben am liebsten und brüten darin wegen ihrer Dunkelheit sehr gern. Hat man so viele Tauben, daß man an den Wänden des Taubenschlages nicht Kästen genug anbringen kann: so lassen sich auch Höhlen für die Tauben mitten im Schla-
ge anbringen, wenn man in demselben eine Breiter- oder dünne Lehmwand errichtet, und auf beyden Seiten mit solchen Kästen von dem Fußboden auf besezt.

Diese Art Taubennester oder Taubenhöhlen lassen sich aber in einem Schläge, der unmittelbar unter dem Dache befindlich ist, nicht anbringen; weil es da keine geraden Wände giebt, wo sie angehängt werden können. Man bedient sich daher in solchen Schlägen entweder der der Nester, welche, wie an manchen Orten die Backmulden, aus Weiden oder auch aus Stroh geflochten sind, und befestigt sie mit Haken oder Bindfaden zwischen den Latten oder Sparren des Dachs. Oder man befestigt auch deshalb besondere Stangen im Schläge, und hängt die Nester das zwischen. Die Bauern machen ihre Strohne-
ster auf eine sehr einfache Art; sie nehmen einen hölzernen Reifen, schlagen Schüttensstroh darum, und binden dasselbe über den Aehren zusammen. Wenn dies geschehen ist: so werden die Aehren unter dem Geinde abgeschnitten.



Diese

Diese Nester sind zwar nicht so dauerhaft, als die geflochtenen; allein da sie von jedermann versertigt und sogleich wieder ersezt werden können, wenn sie entzwey sind: so sind sie gleichwohl nicht zu verwerfen.

Man hat endlich auch thönerne oder steinerne Taubennester. Jene läßt man vom Töpfer, diese aber vom Steinhauer machen.

Sie nehmen aber die Kälte zu sehr an und geben sie so sehr den darin sitzenden und brütenden Tauben zurück, daß sie deshalb am allerwenigsten zu empfehlen sind.

Außer diesen Nestern sind auch im Taubenschlag noch einige Gitternöthig, worin man die Taubengattungen, von welchen man wünscht, daß sie sich mit einander paaren möchten, so lange steckt, bis sie sich zusammen gewöhnt und gepaart haben.

§. 4.

Von der Fütterung der Tauben.

Die Feldtauben fliegen zwar täglich ins Feld, wenn es nicht mit Schnee oder Wasser bedeckt ist, und suchen sich dort einen großen Theil ihrer Nahrung: allein sie finden im Felde

de nicht immer genug, und zu manchen Zeiten z. B. im Winter, oder wenn die Saat im Frühjahr aufgegangen ist, fast gar nichts, daß sie also des Futters zu Hause gar sehr bedürfen; nur zu einer Zeit mehr, wie zu der andern, je nachdem sie mehr oder weniger Nahrung auf dem Felde finden.

Die Haustauben hingegen müssen beständig auf dem Hofe gefüttert werden, und zwar auch um so reichlicher, wenn sie vor den Scheuern oder Ställen keine Körner mehr finden können.

Die Tauben sind körnerfressende Vögel, fressen selten etwas Grünes, und niemals Insekten oder Würmer. Von den Körnern verschmähen sie aber keine Gattung, und sie fressen Roggen, Weizen, Gerste, Haser, Wicken, Erbsen, Mays, Lein, Raden, Trespen u. s. w.; allein Weizen, Erbsen, Wicken, Mays und Gerste lieben sie am meisten. Wicken und Gerste sind daher auch das gewöhnlichste Taubensutter; denn die übrigen Körner hält man meist für sie zu thuer. Auch fressen sie den Saamen des Wolfsmilchkrautes sehr gern. Hanfsamen wird auch gern von ihnen gefressen; allein er ist für sie zu hitzig, und macht, daß sie im Frühjahr zu bald brüten, wodurch die Jungen öfters zu Grunde gehen. Ein wohlfeileres Futter für die Tauben im Winter sind gekochte und zerdrückte Kartoffeln, welche man ihnen mit den Hühnern geben kann.

S 2

Mit

Mit Hafer, welchen die Tauben den ganzen Winter hindurch erhalten können, darf man sie aber dann nicht füttern, wenn sie legen und brüten sollen, und noch weniger, wenn sie Junge haben; denn er kann diesen, wenn sie von den Alten damit gefüttert werden, durch seine Spizien nachtheilig werden.

Erbse und eben so türkischen Waizen oder Mays, sollte man den Tauben, besonders wenn sie Junge haben, nur eingequellt füttern; denn manche Tauben haben die Gewohnheit, daß sie ihre Jungen sogleich mit den aufgeschnittenen Körnern füttern, ehe sie gehörig aufgesquollen sind. Quellen aber Erbsen und Mays erst in den Kröpschen der jungen Tauben auf, so zerplatzen diese öfters davon.

Der Roggen ist den Tauben, wenn sie ihn in Menge genießen überhaupt nicht zuträglich, und den Jungen ist er besonders gefährlich, und soll häufig die Ursache von den Blattern seyn, welche sie um diese Zeit besäßen.

Wenn man junge Tauben zur Zeit der Leinsaat oder zu einer Zeit schlachtet, wenn die alten Schwarzholzsaamen fressen, und die jungen mit Lein und diesem Saamen füttern: so hat das Fleisch derselben allezeit einen widrigen, blichen Geschmack angenommen. In dieser Zeit pflegt man daher zu vermeiden, junge Tauben zu verspeisen, oder man füttert sie einige Tage vorher, ehe man sie abschlachtet, mit andern Körnern,
wo

wodurch sich der Leingeschmack des Fleisches wieder verlieret.

Die Feldtauben müssen im Winter täglich zweymal des Morgens und des Abends; im Sommer aber, wenn sie nicht reichlich Mahnung auf dem Felde finden, einmal täglich, nämlich des Morgens, gefüttert werden. Im Winter rechnet man auf das Paar Tauben täglich eine gute Mannshand voll Körner. Ist aber die Frucht schlecht: so muß etwas an der Quantität zugesetzt werden.

Die Haustauben müssen Sommer und Winter hindurch täglich des Morgens und des Abends gefüttert werden; die Quantität des Futters richtet sich nach der Größe der Tauben, und nach der Güte der Körner. Auf große Haustauben kann man täglich etwas mehr, als eine Hand voll Körner rechnen. Wicken, Erbsen und türkischer Weizen nähren am besten, und brauchen daher nicht so reichlich, als Gerste oder gar Hafer gegeben zu werden. Auch muß man sich beym Füttern der Tauben darnach richten, ob sie Junge haben oder nicht. Ist das erste: so brauchen sie mehr Futter, weil sie dann ihre Jungen mit davon ernähren müssen.

Zu Ausgang des Winters ist es der Vorsicht gemäß, die Tauben nicht zu gut zu füttern, daß mit sie nicht getrieben werden, zu frühe zu legen, und bey einretender Spätwinterwitterung die erste Brut zu Grunde gehen.

Weil

Weil die Tauben, wie schon oben erinnert wurde, alle salzige Sachen lieben und suchen: so kann man ihnen keine grössere Güte erzeugen, als im Hause einen Haufen von Lehm und Sand vermischt aufschütten zu lassen, und denselben öfters mit Menschenharn zu begießen.

Wenn man die Tauben füttern will: so müssen sie auf ein gewisses Zeichen sich auf dem Futterplatze versammeln; man bedient sich gewöhnlich des Pfeifens dazu. Sie lassen sich sehr leicht daran gewöhnen, wenn man nur einmal beym Aussstreuen des Futters pfeift, und kommen, sobald sie in der Folge diesen Ton hören, von allen Dächern, auch selbst aus fremden Höfen, herbeigeflogen.

Zum Trinken lieben die Tauben reines, klares Wasser, welches sie mit ihrem Schnabel gleichsam einpumpen. Sie trinken zwar auch Mistwasser, besonders wenn sie es näher haben, als das gute, reine Wasser: es ist ihnen aber nicht dienlich, besonders den Jungen nicht; jedoch scheint es ihnen im Winter noch zuträglich zu seyn, da es sie erwärmt.

Will man junge Tauben, ehe man sie abschlachtet, noch mästen: so quellt man Erbsen oder Waizen, oder auch türkischen Waizen, und stopft ihnen die Körner einzeln ein. Man hält sie dabei in einem Taubengitter, und lässt sie keinen Mangel an Wasser leiden. Alte Tauben kann man eben so behandeln. Da sie aber ein zähes Fleisch haben: so werden sie ehe

ehe sie in der Küche zubereitet werden, in Essig eingeweicht, wodurch ihr Fleisch etwas mürber und genießbarer wird.

§. 5.

Von der Fortpflanzung der
Tauben.

Bey ordentlicher Wartung und reichlichem Futter werden sich die Tauben auch gut vermehren; jedoch die Haustauben immer öfterer, als die Feldtauben, wie dies schon oben bemerkt worden ist.

Die Tauben paaren sich da, wo sie nicht des Winters über recht warm sitzen, erst zu Ende des Februars und zu Anfang des März. Der Tauber fängt alsdann an, mit seinem rucksenden Gesang um seine Täubin herum zu gehen, und diese nickt ihm zu, wenn sie willig ist, seine Liebkosungen anzunehmen. Zuweilen geschieht es auch, daß alsdann der Tauber oder die Täubin eine andere Bekanntschaft macht, und sich also das Paar trennt. Gemeinlich bleiben sie so gepaart ihr ganzes Leben hindurch, wie sie es einmal werden. Wenn man aber eine solche Trennung verspürt, so ist das sicherste Mittel, sie abzuwenden, daß man die beyden Gatten einige Zeit zusammen einsperrt, und sie alsdann von neuem fest an einander gewöhnen läßt, ehe man

man ihnen ihre Freyheit wieder giebt. Ueberhaupt lässt man die Tauben sich nicht gern selbst paaren, nicht sowohl, weil nicht die gehörigen Farben zusammen treffen würden, welche man wünscht, sondern, weil eben dadurch der Unordnung des Verpaarens vorgebeugt wird.

Sobald die Täubin die Lieblosungen des Taubers angenommen hat: so sucht dieser einen bequemen Platz aus, wo er sein Nest anlegen kann, setzt sich dahin, legt den Kopf auf die Erde und heult. Die Täubin, welche es hört, kommt herzu, und bestätigt diese Wahl dadurch, daß sie mit ausgebreiteten und aufstreichendem Schwanz auf ihn zuläuft, und mit dem Schnabel alle Federn des Kopfes und Oberhauses durchpukt, welches man lausen nennt. In der That ist diese Lieblosung, die auch der Tauber der Täubin, doch nicht so häufig, macht, ein eigentliches Lausen; denn sie verjagen und tödten sich einander an solchen Orten das Ungeziefer, wo sie es sich selbst mit Schnabel und Füßen schwerlich wegtreiben können. Daher wird man auch finden, daß sich die Läuse in diesen Gegenden am meisten aufhalten. Auch fühlen sie um den Schnabel herum, besonders wo sich die Haut desselben an der Stirn endigt, ein angenehmes Kitzeln, welches man ihnen durch einen Federkiel, auch wenn man sie in der Hand hält, leicht hervorbringen kann. Der Tauber giebt dies Verlangen, auf welches die Begattung unmittelbar folgt, durch wiederholtes Reiben seines Kopfes

pses auf dem Rücken zu erkennen. Die Täubin thut zuweilen nach, oder kommt doch herhey, und wird alsdann erßlich vom Tauber gefüttert, alsdann füttert sie ihn wieder, welche Handlung man das Schnäbeln der Tauben nennt. Die Tauben müssen fast eben so große Wollust in den Schnäbeln, als in dem Liebeswerke selbst empfinden. Denn es ist gewiß, daß sie sich nie begatten, ohne sich geschnäbelt zu haben; sich aber oft schnäbeln, ohne einander beyzuwohnen.

Dieses oder die Begattung geschieht sätzlich, nach Art der meisten Vögel, gemeiniglich auf den Dächern. Sobald sie nämlich ihre Lust mit Schnäbeln gebüßet haben, lößet sich die Täubin ganz sanft nieder, und der Tauber säumet nicht lange, sie zu besteigen, und sich mit ihr zu begatten. Nach der Begattung springt der Tauber sogleich wieder hernieder, und die Taube steht auf. Beide gehen entweder einige Augenblicke ganz stolz einher oder fliegen eine kleine Strecke spielend und mit den Flügeln klatschend in der Lust herum. Auch setzt sich wohl der Tauber gar nieder und erwartet von der Täubin, daß sie ihn auch besteigen möge; welches auch nicht selten geschieht. Als dann setzen sie sich stille nieder, und bringen ihre Federn wieder in Ordnung. Wann sie sich etliche Tage begattet haben: so treibt der Tauber seine Täubin vor sich hin an den Platz, wo das Nest angelegt werden soll, fliegt alsdann auf den Hof, und trägt ihr Holzreischen und Grashalme bey.

Diese

Diese legt sie um sich herum, und baut sich so ein Nest, welches weder regelmäig noch weich ist.

Nach neun bis zehn Tagen, während dessen der Tauber nicht nur seine Täubin des Tages sehr oft tritt, sondern sie auch beständig nach dem Neste treibt, legt diese das erste Ei. Mehrenthel's geschiehet dieses des Morgens. Sie besitzt es jetzt noch nicht beständig, sondern verläßt es zuweilen einige Stunden. Den dritten Tag früh legt sie das zweyte Ei, und mit diesem hört sie dann auf zu legen; denn die zahmen Tauben legen nur selten ein Ei, noch seltner aber drey oder gar vier. Das erste, sagt man, sey stärker und stumpfrund, und fasse allezeit einen Tauber in sich, das zweyte aber laufe unten viel spitzer zu, und enthalte eine Täubin. Aber allgemein wahr ist diese Beobachtung nicht, wie sich sogleich jeder überzeugen kann, der sie noch beobachten will; denn zu geschweigen, daß man aus einem stumpfen und spitzen Ei zwey Tauber oder zwey Täubinnen bekommt; so enthalten auch zuweilen zwey stumpfe oder zwey spitze Tauber oder Täubinnen, oder ein spitziges einen Tauber und ein stumpfes eine Täubin. Die Täubin legt nicht gern in ihr Nest mehr als einmal; und bezieht sie es, wie gewöhnlich, wechselseitig, so baut sie doch von neuem. Die Eyer pflegen meistens fruchtbar zu seyn, wenn der Tauber nicht zu alt ist; und daß diejenigen, welche gegen die Mittagszeit oder des Nachmittags gelegt würden, alles

allezeit unfruchtbar wären, ist gegen die Erfahrung der aufmerksamsten Beobachter.

Sobald das zweyte Ei gelegt ist, geht die eigentliche Brütezeit, die im Sommer sechzehn bis siebenzehn, in der kälteren Jahreszeit aber achtzehn bis neunzehn Tage dauert, an. Der Tauber nimmt der Täubin die Last des Brütens am Tage etliche Stunden ab, mehrentheils von früh zehn Uhr bis Nachmittags drey Uhr. Unterdessen frischt die Täubin, badet sich, setzt sich in die Sonne und ruht aus. Zuweilen, wenn einer der beyden Gatten zu lange ausbleibt, erhebt der Brütende, besonders wenn es der Tauber ist, ein klägliches Geheul. Der Tauber sitzt die ganze Nacht hindurch neben dem Neste seiner Gattin, und beschützt sie gegen alle Nachstellungen. Daher darf sich auch keine andere Taube dem Neste nähern. Wenn sie acht Tage gesessen haben: so fangen die Eyer schon an, dunkel zu werden. Dies ist ein Zeichen, daß sie fruchtbar gewesen sind; denn sind sie alsdann noch durchscheinend, so kann man sie als unbestreitet wegwerfen.

Nach Verlauf von sechzehn bis neunzehn Tagen kommt das erste Junge zum Vorschein, und den Tag darauf das zweyte. Sie helfen sich durch ihre eigne Kraft, und zersprengen die Schaafe in zwey ungleiche Theile. Die Alten tragen alsdann die Stücke aus dem Neste, oder wohl gar aus dem Schlage,

Die



Die Jungen sehen anfangs nicht, und haben einzelne hellgelbe Milchfedern. Den ersten Tag bedürfen sie kein Futter, weil sie so wohl gesättigt aus ihrer Schale kommen, daß sie noch so lange aushalten können. Die Alten thun also weiter nichts, als daß sie die noch nassen Jungen durch ihre natürliche Wärme abtrocknen. Den andern Tag fangen sie an, sie mit fast gänzlich verdautem und zu weicher Milch geworbenem Futterbrey zu sättern. Diese so zubereitete Nahrung erhalten sie fast sechs Tage, alsbann sättern sie sie mit alle dem, was sie sogleich selbst genossen haben, und men- gen immer Steinchen und Lehm mit unter. — Daher ihnen der oben gedachte Haufen von vermischtlem Lehm und Kiesand auf dem Hofe sehr nützlich ist. Gegen den neunten Tag werden die Jungen sehend, und kurz darauf brechen die großen Kielen an ihren Flügeln und Schwänzen durch. Auch erhält der Kopf und Schnabel ein besseres Ansehen; denn zuvor sahen diese Theile sehr groß und ungestaltert aus. Diesen Kielen folgen die kleinen Federn, und in einem Alter von vierzehn Tagen sind die Tauben schon ziemlich mit denselben bewachsen, so daß man von den Milchfedern wenig mehr sieht. Sie kriechen nun schon aus der Mitte des Nestes heraus, und setzen sich in dessen Winkel. Daher hört auch die Mutter auf, sie des Nachts zu wärmen. Bey Tage thut sie das noch eher, gewöhnlich schon nach dem achten Tage, wenn nur die Federn etwas heraus sind. Sie besitzt sie auch blos die ersten vier Tage den ganzen Tag hindurch,

weis

weil sie alsdann schon mehr für ihren zureichenden Unterhalt sorgen müßt.

So bald die Täubin des Nachts nicht mehr auf den Jungen sitzt, geht sie ihrem Tauber wieder nach, und giebt seinen Liebkosungen Gehör; daher es denn kommt, daß sie sich des Jahrs wohl acht bis neunmal vermehren können.

Unterdessen versorgen beyde Gatten ihre Jungen treulich mit Speise, bis sie endlich nach Verlauf von vier Wochen das Taubenhäus verlassen, und ihren Unterhalt allein finden können. Nach sechs Wochen sind sie zu weilen so groß, daß man sie nur an ihrer pfiepsigen Stimme von den Alten unterscheiden kann. Nach Verlauf von vier Monaten sind sie völlig mannbar, und diejenigen, die im Frühjahr jung geworden sind, vermehren sich noch im Herbst. Da man hat Falle, daß sie sich nach acht Wochen gepaart, und Junge gezogen haben. Sie machen sich auch zu diesem Werke gleich in den ersten Wochen geschickt, indem sie sich als Nestjungen einander lieblosen, und sich sogar, doch ohne Erfolg, begatten.

Wer eine gute Nachzucht haben will, der läßt die ersten Jungen aussiegen, wenn ihre Entstehung nicht noch in einer zu kalten Jahreszeit fällt, die ihrem Wuchfe nachtheilig ist.

Wenn die Tauben vier Jahre alt sind: so muß

muß man sie, als zur Zucht untauglich, abschaffen; ob sie gleich ein Alter von acht Jahren erreichen können. Weil es jedoch schwer seyn würde, die alten Tauben von den jüngern zu unterscheiden: so muß man sich nachstehenden Mittels bedienen, welches Buchoz in seiner Abhandlung vom Federvieh S. 238. empfiehlt: „Wenn man anfängt, sagt er, ein Taubenhäus zum erstenmale zu bevölkern: so schneidet man jede Taube, die man hinein thut, mit einer Scheere bloß in das Ende einer Klaue, und merkt sich die Zeit an, zu welcher dieses geschehen ist. Im folgenden Jahre müssen zwey Männer um eben die Zeit, wenn die Tauben allesamt wieder hin den Schlag gekommen sind, nachdem alles verschlossen worden, und man darin nicht mehr sehen kann, ohne Geräusch mit einer Blendlaterne hinzugehen, die nicht mehr Licht gewährt, als man braucht, um ein Nest zu visitiren. Der eine von diesen Männern hält die Laterne zum Leuchten, und der andere ergreift durchgehends alle Tauben in ihren Sternen, ohne eine einzige zu vergessen, und schneidet eine jede zum andernmale in das Ende einer Klaue an dem andern Fuße, und so nach und nach alle Jahre, bis man sie auf solche Art viermal gezeichnet hat. Man darf nicht fürchten, daß ein solcher Besuch die Tauben erschrecken werde. Wenn das vierte Jahr verlaufen ist: so kommt man auf eben die schon beschriebene Art in das Taubenhäus, ausgenommen, daß man ein paar Käfige mitbringt, welche groß genug sind, daß alle Tauben,

ben, die sich im Schlage befinden, hinein gehen können. In den einen thut man alle diejenigen, welche viermal gezeichnet sind, und schickt sie entweder zum Verkauf auf den Markt oder gerade in die Küche; und in den andern diejenigen, denen man an den Zeichen ansiehet, daß sie noch nicht vier Jahre alt sind. Diese letzten läßt man sodann wieder in das Taubengehege fliegen, weil sie noch zur Zucht taugen. Auf den ersten Anblick scheint diese Berrichtung etwas mühsam zu seyn; aber, wenn man sie im ersten Jahre nur einmal practiciret hat, so thut man es mit Vergnügen, und zwar je mehr und mehr, zumal wenn man mit der Zeit inne wird, was für großen Nutzen hievon der ganze Taubenschlag habe." —

Biers

Viertes Kapitel.

Von den Gänzen.

§. I.

Von der Erziehung der Gänse.

Die Gänse und Enten, von welchen im folgenden Kapitel gehandelt werden wird, unterscheiden sich von dem übrigen ökonomischen Geflügel dadurch, daß sie mit Schwimmfischen versehen sind, und ihre Nahrung auf dem Wasser, wie auf dem Lande, suchen und finden; man pflegt sie daher wohl auch besonders ökonomische Wasservögel zu nennen.

Die Gänse sind in der Wirthschaft vorzüglich in doppelter Hinsicht unentbehrlich, einmal des guten Fleisches und vorzüglichen Fettes (Gänsefett) wegen, welches erste die vortrefflichsten Braten, und das zweynte die beste Zubereitung giebt, und zum Schmelzen der Speisen sehr gut anzuwenden ist; und dann zwentens ihrer schönen Federn wegen, welche uns in dem nördlichen Klima zu Bettten ganz unentbehrlich sind, so daß wir die Gänse wirklich mehr ihrer Federn, als ihres Fleisches wegen, welches wir allenfalls

falls auch durch das Fleisch eines andern Thieres ersehen könnten, nothig haben.

Unsere zahmen Gänse stammen von den wilden ab, sind aber etwas größer und schwerer. Man findet sie, wie alle gezähmten Thiere, von sehr verschiedenen Farben, grau, aschgrau, braun, gelb, röthlich, weiß, gefleckt. Am häufigsten sieht man graue mit weißem Bauch und Steiß, welche auch, da sie in der Farbe den wilden am nächsten kommen, am dauerhaftesten sind. Die weißen hält man für viel zärtlicher; ihre Federn werden aber am meisten geschätzt, daher manche Landwirthe (S. Eckards Experimental-Oekonomie und Buchholz) vorzüglich weiße Gänse auf den Höfen zur Zucht haben wollen.

Die männliche Gans, welche auch Gansert, Gänserich genannt wird, lässt sich vorzüglich an dem längern und dictern Halse, dem größern Kopf und Schnabel, den höheren Venen, und überhaupt daran erkennen, daß er größer als das Weibchen ist; auch macht ihn seine kreischende Stimme sehr leicht kenntlich.

Die weibliche Gans (Gans schlechts weg), hat keinen so langen und einen dünneren Hals, und zeichnet sich überdies noch, besonders, wenn sie schon einmal gelegt hat, durch einen herabhängenden Bauch (Legebauch), und durch eine größere Stimme aus.

Will man sich Gänse zur Zucht kaufen: so muß man nach diesen Kennzeichen beurtheilen können, ob man Gänse oder Ganserte vor sich hat. Auch ist es nthig, daß man dann nur junge Gänse, welche zum wenigsten nicht über ein bis zwey Jahre alt sind, anschaffe; denn die Gänse sind nur bis nach dem 4ten Jahre zur Zucht tauglich, und legen dann nie so gut, brüten auch nicht so gut mehr, wie vorher. Am Schnabel und den Füßen, und an dem sogenannten Legebauche läßt sich das Alter der Gänse allenfalls erkennen. Sind Schnabel und Füße noch gelb, und die Bäuche nur rund, nicht hängend: so kann man von ihrer Jugend überzeugt seyn. Wenn man aber ihre Schnäbel und Beine rothbraun, und ihren Bauch herabhängend und spitzig findet: so kann man sicher darauf rechnen, daß sie schon mehrere Jahre alt sind, und dann darf man sie nicht kaufen. Die jungen Gänse, zeichnen sich auch durch ihre klare Simme, und dadurch vor den alten aus, daß sie spitzigere Nägel, als diese haben.

Endlich nimmt man bey dem Ankaufe der Zuchtgänse auch besonders auf ihre Größe Rücksicht; denn von den grössten gewinnt man nicht allein mehr Fleisch, sondern auch mehr Federn. Nicht immer sind aber diejenigen Gänse, welche sich häufig auf dem Wasser, auf Strömen oder großen Weihern und Seen aufzuhalten, die grössten, wie manche Dekonomen behaupten; man findet Landgänse, welche bey einer guten Behandlung größer werden, als diese.

Auf

Auf sechs bis acht Zuchtgänse hat man nur einen Gansert zu halten nöthig; denn dieser ist im Stande, denselben hinlänglich vorzustehen, wenn er nicht schon zu alt ist. Die Gänse reihern (begatten sich) am liebsten auf dem Wasser, und ihre Paarzeit tritt schon im Januar oder zu Anfang des Februars ein, wenn die Witterung leidlich und der Winter nicht zu kalt ist; sonst gehen auch noch einige Wochen hin, ehe sie zu reihern anfangen. Wenn sich die Gänse auf dem Wasser paaren: so hält man die Eyer für besser und glaubt auch, daß die Jungen davon stärker würden. Manche suchen die Gänse dadurch zum Paaren zu bewegen, daß sie ihnen Brod von geschroteten Korn, vom December bis in die Mitte des Januars, täglich einen ziemlichen Schnitt zu fressen geben; wenn sie aber sonst nicht zu karg gefüttert werden und noch nicht zu alt sind, so bedarf es dieses besondern Gutes nicht.

Zu Anfang des Februars oder in der Mitte dieses Monats fangen die Gänse an zu legen, und man merkt es an der Gans schon einige Tage vorher, weil sie dann öfters Stroh im Schnabel herum trägt. Man thut dann wohl, ihr in ihrem Etalle ein Nest von Stroh und Nesselwurzeln, deren Geruch den Gänzen besonders angenehm ist, zu bereiten, sie zu Anfang der Legezeit des Abends zu befühlen, und an dem bestimmten Orte so lange einzusperren, bis sie gelegt hat. Hat die Gans einmal in das Nest gelegt: so wird sie ihre

Eyer alle in dasselbe legen. Man nimmt die Eyer aber täglich weg, und hebt sie an einem temperirten Orte so lange auf, bis die Gans brüten will; ein Nestey muß aber immer liegen bleiben. Hat die Gans 10 bis 20 Eyer gelegt (im ersten Jahre legt sie aber selten über 7 bis 8): so fängt sie an, das Nest zu federn, d. h. sich Federn auszurupfen, und ins Nest zu legen, bleibt endlich über dem Nesteye sitzen, und zeigt dadurch ihre Lust zu brüten.

Die Eyer pflegt man gewöhnlich zu nummeriren, wie sie gelegt worden sind, damit man die frischesten zum Unterlegen auswählen, oder wenn man mehr Gänse hält, der zuerst brütenden jederzeit die ältesten Eyer unterlegen kann.

Man thut nicht wohl, einer Gans mehr als 13 bis 15 Eyer zum Ausbrüten unterzulegen; denn mehr kann sie nicht vollkommen bedecken, und werden daher auch manche nicht ordentlich ausgebrütet werden. Nach 28 Tagen, bisweilen auch zwey Tage früher oder zwey Tage später, hat die Gans ausgebrütet, und die jungen Gänse kriechen aus. Während der Brutzeit muß man dafür sorgen, daß kein grosches Geräusch, Pochen, Stoßen, Schießen u. s. w., in der Nähe des Brutstalles gemacht werde, weil dadurch leicht die jungen Gänscchen in den Eyern getötet werden. Die Gans muß während sie sitzt hinlängliches gutes Futter erhalten; am besten quellt man Gerste ein, und setzt ihr dieselbe mit hinlänglichem Wasser ganz

ganz nahe ans Nest, daß sie ihre Eyer nicht viel verlassen darf. Will man dies nicht: so muß man sie alle Morgen vom Neste nehmen, und gehörig füttern und tränken; dabei aber Acht geben, daß sie ihre Eyer, welche indessen mit den in dem Neste liegenden Federn bedeckt werden, nicht zu lange verläßt, sondern bald auf ihr Nest zurückkehret. Das oben gedachte Zeichnen oder Nummeriren der Eyer ist auch um deswillen gut, daß man dadurch beym Abnehmen der Gans vom Neste, sehr leicht gewahr wird, ob sie ihre Eyer auch wende, oder zu faul dazu sey. Im letzten Falle muß man das Geschäft des Wendens der Eyer täglich über sich nehmen, wenn die Eyer ordentlich ausgebrütet werden sollen. Daß man aber eine so nachlässige Gans nicht wieder brüten lassen darf, sagt sich wohl jedermann selbst.

Da die jungen Gänse nicht alle auf eine mal aus den Eyern kommen, sondern nach und nach auskriechen: so ist es gut, die zuerst ausgekrochenen wegzunehmen, und so lange an einem temperirten Orte in Wolle oder Versrig zu legen, bis die übrigen auch ausgekrochen sind. Dann giebt man sie sämmtlich der Mutter, welche nun am besten für sie sorgen wird. Damit man aber auf das Auskriechen der lehsten nicht zu lange, und am Ende gar vergebens warten darf: so kann man die Eyer, wenn sie gerade 28 Tage bebrütet worden sind, in eine Schüssel voll lauwarmen Wassers ganz sanft legen. Diejenigen, in welchen lebendige Junge sind, werden sich in dem Wasser

Wasser bewegen; die aber stille liegen, sind gewiß faul, oder die darin befindlichen Jungen todt. Diese Probe hat auch den Vortheil, daß durch das Eintauchen ins Wasser die harte, trockne Schaale etwas erweicht wird und dann desto gewisser alle Jungen auskriechen können. Findet man, daß die Jungen zwar die Schaale zerbrochen haben, aber gleichwohl nicht herausschlüpfen können: so kann man allenfalls etwas zu Hülfe kommen, und die Schaale behutsam zerschlagen. Nur muß man sich in acht nehmen, daß die Jungen nicht bluten, denn sonst sind sie ohne Rettung verloren. Die Ursache, daß die Jungen an einem Theile der Schaale ankleben, röhrt in der Regel daher, daß die Gänse die Eyer nicht genug gewendet haben. Wenn man daher eine Seite der Eyer zeichnet: so kann man auch, im Fall man bemerken sollte, daß die Gans ihre Eyer nicht selbst gehörig wendet, dieselben, wenn sie vom Neste aufsteht, um zu fressen und zu sausen, wie schon oben bemerkt wurde, selbst umwenden; und man wird dann nicht leicht junge Gänshen an den Eyerschaalen angewachsen finden.

Sind die Gänshen alle aus den Eyern: so giebt man die vorher weggenommenen der Mutter wieder, damit sie recht trocken, oder wie man sagt, nestreif werden. Die ersten vier und zwanzig Stunden bedürfen die jungen Gänshen, wie alles junge Federvieh keines Futters, sondern sie sind noch vom Ey genug gesättigt. Hernach aber giebt man ihnen klar

klar gehackte, hart gesottene Eyer mit etwas Brodkrummen vermischt, und in einem flachen Geschirre über einem Sandsteine ihr Trinkwasser, welches häufig auf ein Stückchen ausgestochenen Nasen gesetzt zu werden pflegt. Manche geben den jungen Gänzchen blos geriebenes Brod, andere thun etwas Matte dazu, wie man den Hühnern zu geben pflegt. Wenn sie dieses Futter etwa acht Tage genossen haben: so hackt man ihnen Brennesseln oder Bachbunchen klein, mischt dies unter Weizenkleyen, und feuchtet das Futter mit etwas saurer Milch oder auch nur mit Wasser an.

Da die Gänse meist zu Anfang oder in der Mitte des Aprils ausgebrütet haben, und um diese Zeit die Witterung meist noch sehr rauh, oder was noch schlimmer ist, abwechselnd warm und kalt ist: so sperrt man die jungen Gänse in einen warmen Stall, oder hält sie wohl gar in der Stube, welches aber ihre Erziehung sehr unangenehm macht. Indessen glaube ich, daß man zu zärtlich gegen die jungen Gänse ist, und ihnen durch diese große Fürsorge mehe schadet, als nützt; und daß es weit besser ist, sie ganz allein der Sorge ihrer Mutter zu überlassen, welche sie, wenn es für sie zu kalt ist, gewiß unter ihren Flügeln erwärmen wird. Auch hat ein Freund von mir, auf mein Anrathen, in diesem rauhen Frühjahr wirklich die Probe gemacht, und die Gänzchen ganz allein der Pflege ihrer Mutter im Freyen überlassen, und

und sie nicht einen Augenblick an einem erwärmten Orte gehalten. Die Probe ist vollkommen gegückt, seine Gänse sind viel munterer und stärker, als andere, welche die ersten 14 Tage in der Stube verzärtelt und nachher gleichwohl noch der rauhen Witterung preis gegeben wurden. —

Wenn die jungen Gänse 8 bis 14 Tage alt sind, läßt man sie an der Sonne auf grüne Nasenplätze gehen, wo sie alsbald anfangen, Gras zu rupfen. Findet sich Wasser in der Nähe; so werden sie auch alsbald zu schwimmen anfangen. Ist aber kein Wasser in der Nähe: so muß man ihnen auch auf den Weiderasen ein Gefäß mit Wasser zum Trinken hinstellen, und darein einige Sandsteine werfen, von welchen die Gänse einzelne Körnchen abbrechen und mit verschlucken, welche ihnen sehr zur Gesundheit dienen.

Wenn sie einen Monat alt sind: so können sie mit den alten Gänzen auf die Weideplätze getrieben werden; jedoch nicht eher, als bis die Sonne den Thau weggenommen hat. Man muß ihnen aber gleichwohl täglich zweymal, nämlich Morgens und Abends, ihr Mengefutter, aus gehackten Nesseln oder Bachbunchen, Waizentleyen und Leinknoten bestehend, geben. Die Kleyen vom Roggen sind den jungen Gänzen nicht gesund; und ich habe selbst die Erfahrung, daß mir einige, als ich die Probe gleichwohl damit machen wollte, bey sonst gußer Wartung, darauf gegangen sind.

An:

Ansänglich sind die jungen Gänse nur mit einer Art haariger Wolle bedeckt, welche bey denen, die weiß werden sollen, grüngelb, bey den grauen aber, dunkelschmutzig grün ist. Nach sechs Wochen fangen sie aber an, Federn zu bekommen oder zu kieLEN. In dieser Zeit haben sie die meiste Wartung und das beste Futter nöthig; denn die großen Kiele nehmen ihnen zu viel Kraft weg, und sie lassen daher bey spärlicher Nahrung aus Mattigkeit die Flügel hängen. Man giebt ihnen deswegen, sobald sie zu kieLEN anfangen, am liebsten geschrotenen Haser mit etwas gehacktem, gutem, grünem Futter, welches aus Kopfklee, Disteln u. s. w. bestehen kann. Manche behaupten, die jungen Gänse bekämen von den Disteln dicke Beine und würden gelähmt; allein diese Behauptung hat keinen Grund, sondern sie können die Disteln recht gut vertragen.

Auf diese Art werden die jungen Gänse so lange gefüttert, bis die Felder leer werden, und sie in die Stoppeln getrieben werden können. Dann ist es gar nicht mehr nöthig, sie zu Hause zu füttern, denn sie finden in den Stoppeln meist so viel Nahrung, daß sie sogar etwas Fett ansehen. So lange sie nun aufs Feld gehen können, hat man ihret wegen keine Sorge weiter,

Die meisten jungen Gänse werden nach der Stoppelweide gemästet, geschlachtet und entweder sogleich verspeiset, oder eingesalzen und geräuchert; aber die alten oder so genannten Zuchs-

Zuchtgänse müssen den Winter über mit leichtem Futter erhalten werden. Man schneidet ihnen Möhren, weiße Rüben, Kohlrüben, Kohlstrünke, abgebrühter Staubkarr u. s. w., versieht sie im Froste mit lauem Wasser; welches jedoch nicht nöthig ist, wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist, denn nachher fressen die Gänse Schnee, und löschen ihren Durst damit. —

Man findet öfters Gänse, welche des Zahres zweymal Eyer legen, und auch zweymal brüten; dann verlassen sie gewöhnlich ihre Jungen, sobald sie Federn bekommen, halten sich wieder mehr zum Gansert, und fangen nach einiger Zeit wieder an zu legen. Ihr zweytes Legen und Brüten fällt gewöhnlich in den Junius und Julius.

In Ansehung der Ställe für die Gänse ist nichts besonders zu merken; denn es ist zu ihrem Aufenthalte jeder Stall auf der platten Erde tauglich, wenn er nur gut gegen Marder und Ztisse verwahrt ist. Das Reinhalten und östere Einstreuen des Strohes darf nicht unterlassen werden.

S. 2.

Von der Benutzung der Gänse.

Die Gänse nützen dem Landwirths sowohl durch

durch ihr Fleisch, als durch ihre Federn. Obgleich das erste sehr delikat ist, und von den meisten Menschen sehr geliebt wird: so sind doch die zweyten fast noch weniger zu entbehren, indem sie nicht wohl durch ein anderes Material gut und ganz vollkommen ersetzt werden können.

Die Federn gewinnt man aber entweder von den lebendigen Gänzen, oder von denen, die zum Gebrauch in die Küche abgeschlachtet worden sind.

In der Regel giebt man den Federn, welche den lebendigen Gänzen genommen oder ausgerupft werden, den Vorzug; weil sie nach der Behauptung der Federhändler mehr Elastizität haben sollen, als die Federn von den Schlacht-Gänzen, und nicht so viele Kiele darunter sind, welches bey den lebten nicht immer vermieden werden kann.

Die alten Ganserte und Gänse, welche man nicht brüten lassen will, kann man jährlich wohl viermal rupfen. Den alten Ganserten nimmt man im Frühjahr die Federn zum erstenmal, wenn die Reihzeit vorüber ist, und die Gänse bereits brüten, und wiederholt dann das Rupfen derselben von acht Wochen zu acht Wochen, oder so oft die Federn reif sind, und von selbst aussfallen wollen.

Die alten Gänse aber, welche brüten sollen, werden im Frühjahr nicht gerupft, indem sie alle

alle ihre Kräfte auf das Brüten verwenden müssen. So bald aber die Brutzeit vorüber ist, und die jungen Gänse etwa sechs Wochen alt sind: so rupft man sie im Frühling zum erstenmal, und wiederholt dann das Rupfen gleichfalls von acht Wochen zu acht Wochen, so daß man sie, wie die Ganserte, zu Ende des Septembers zum letztenmale rupft. Später dürfen die Gänse nicht mehr gerupft werden, wenn es ihnen nicht nachtheilig werden soll, weil sie nun ihre Federn gegen die Kälte des Winters nöthig haben.

Beym Rupfen der Gänse muß man aber mit Fleiß darauf acht haben, daß die Federn auch gehörig reif sind, d. h. nicht noch Feuchtigkeit oder gar Blut in den Kielen enthalten: denn alsdann fällt nicht allein das Rupfert selbst den Gänzen sehr schmerlich, sondern die Federn verderben auch sehr leicht. Dann darf man den Gänzen auch weder die Hals- noch die Trag-Federn, worauf die Flügel eigentlich ruhen, ausrauschen. Das erste verunstaltet die Gänse gar sehr; und wenn das zweytes geschiehet, so schleppen die Gänse die Flügel, als wenn sie dieselben vor Mattigkeit nicht tragen könnten.

Die meisten deutschen Landwirthe pflegen auch ihre jungen Gänse zum wenigsten einmal, etwa ums Ende des Junius, manche auch zweymal vor dem Mästen zu rupfen. Allein dies ist durchaus schädlich, und sollte bey denselben gänzlich unterbleiben. Denn erstlich wer-

werden die jungen Gänse dadurch so sehr entkräftet, daß sie, wenn sie nicht reichliches Hafersfutter, welches die wenigen ausgerupften Federn nicht bezahlen, nach dem Rupfen erhalten, sehr leicht darauf gehen, oder doch verputten; und zweytens hat es auch auf ihr Wachsthum, wenn sie auch nach dem Rupfen noch so gut gefüttert werden, einen so entschieden nachtheiligen Einfluß, daß sie nie die Größe erhalten, welche sie ohne das Rupfen erhalten haben würden. In Pommern und in den angränzenden Provinzen, wo die Gänsezucht so sehr ins Große getrieben wird, und woher man geräucherte Gänse erhält, welche sich durch ihre Größe und durch die Stärke ihres Fleisches so vortheilhaft vor den unsrigen auszeichnen, hält man das Rupfen der jungen Gänse durchaus für höchst schädlich, und thut es daher niemals. Es wäre gut, wenn diese schädliche Gewohnheit auch anderwärts ihr Ende erreichte: dann würde man auch gewiß weniger über die Nachtheile der Gänsezucht klagen hören! — —

Das Fleisch der Gänse gewinnt gar sehr an Werth durch die Mastung derselben, wie man auch dadurch allein das so beliebte Gänsefleisch oder Gänsefett erhält.

Die Zeit der Gänsemast tritt zu Ende des Octobers ein, wenn die Gänse von den Stopeln zurückkommen, und durch die dort gefundenen Körner schon ziemlich fleischig geworden sind, und dauert bis Weihnachten oder kurz nach

nach dem neuen Jahre, je nachdem um diese Zeit die Witterung kälter oder gemäßiger ist. Denn ist die Witterung um das Neuejahr nicht sehr kalt: so fangen die Gänse bald an, sich zu begatten, und legen bey der Mast nicht gut an das Fleisch und das Fett. Daß nach der Meynung einiger die Gänse ein zarteres Fleisch haben, und sich auch leichter mästen lassen sollten, als die Ganserte, ist wohl nicht genug erwiesen, und darf daher niemand abhalten, auch Ganserte zur Mastung aufzustellen.

Die Mastung geschiehet nun auf mehrere Art, und entweder indem man die Gänse in einem Stalle frey herum laufen läßt, oder indem man sie in einen engen Behälter (Gänsestütz) einsperrt, wo sie sich gar nicht bewegen können. Dies besteht in einem breiteren Gehäuse, welches in so viel Räume (welche eigentlich den Namen Stütze führen) eingeschleitet wird, als Gänse gemästet werden sollen. An der vordern Wand ist für jede Gans eine lange schmale Öffnung, durch welche sie in die vorgenagelte Krippe mit dem Kopfe und Hals reichen kann; am untern Boden bleibt der Länge nach eine Öffnung an der hintern Seite, damit die Exkremeante durchfallen können, und die Gans rein sitzt, und oben läßt sich die, wie ein Dach, schief liegende Decke auf und zu schlagen. Der Boden muß immer mit Sand bestreuet seyn, und alle Tage gereinigt werden, damit die Gans trocken sitze, und die Federn nicht verderben.

Das

Das Mastfutter der Gänse selbst ist sehr verschieden. Doch machen Körner, Gerste, Hafer, türkisches Korn, Bohnen und Buchweizen die Hauptmast aus.

Sehr gut ist es, wenn man mit den Gänzen eine so genannte Vormast vornimmt, und sie, so bald sie von den Stoppeln kommen, in einen Stall sperrt, und da mit gehackten gelben Rüben oder gekochten Kartoffeln, mit Hafer oder Gerstenschroot vermischt, füttert. Dadurch werden sie sehr schön fleischig, und wer sie nicht besonders des eigentlichen Fettes wegen schlachtet, zum Braten sehr deliziat.

Fetter werden die Gänse, wenn man sie statt der Wurzelgewächse blos mit Hafer füttert, und darunter etwas groben Sand mischt. Der Hafer schlägt ihnen überhaupt sehr gut zu, und macht sie bald fleischig und fett.

Die Engländer mästen ihre Gänse häufig mit geschroteten Malzen, welches mit Milch gut eingerühret ist. Zur Abwechslung stellen sie ihnen aber ein Gefäß mit gekochtem, oder zum wenigsten eingekochtem Hafer hin, damit sie sich an keinem Futter überdrüssig fressen. Die Gänse verdauen dieses Futter viel leichter als trocknes, fressen bald darnach wieder, und setzen dadurch viel eher und besser an.

Auch kann man ein großes Roggen- oder Gerstenbrod nehmen, oben in die Mitte ein
Kleie

kleines Loch machen, dies voll Hafer schütten, und Bier darauf gießen. Dies setzt man nun der Gans vor. Wenn dann die Gans den Hafer heraushebt: so macht sie das Loch im Brod immer größer, und auf diese Art gewöhnt sie sich daran, in Bier eingeweichtes Brod zu fressen. Man besucht hierauf das Brod beständig mit Bier; binnen vierzehn Tagen ist es aufgefressen, und die Gans zum Schlachten tauglich.

Auch hält man es für eine vorzügliche Mästung, wenn man die Gans in Leinen einwickelt, ihr blos den Hals und den Kopf frey lässt, und sie an einen finstern Ort mit einem breiten Gurt so in die Schwebe aufhängt, daß die Füße den Boden nicht berühren. Man verbinder ihr die Augen, und verstopft ihr die Ohren mit Wachs. Da sie auf solche Art weder hören noch sehen kann: so ist sie keiner Unruhe ausgesetzt, und nimmt zusehends zu. In diesem Zustande füttet man sie des Tages dreymal mit Gerstenschrot, und setzt beständig ein mit Wasser und Salz gefülltes Gefäß neben sie hin. In vierzehn Tagen wird die Gans so fett, daß ihre Leber fast vier Pfund am Gewichte hält.

Die Gänse werden jedoch durch das Stoßen, Kreyen, am schnellsten fett, liefern eine große Menge Schmalz, und kosten im Grunde weniger Mastfutter, als wenn sie nach Belieben fressen könnten. Sie werden dabey gewöhnlich in einen Gänsestüz eingesperrt.

Man

Man stopft sie entweder mit Nudeln,
oder mit Körnern.

Die erste Art ist die gewöhnlichste und
nußbarste.

Die Nudeln verfertigt man aus klar geschrötenem Gerstenmehle, worunter man gern etwas Buchwatzenschrot mischt, wenn man damit versehen ist. Man macht dies mit Wasser zu einem Teige, und Fingers lange und Daumens dicke Cylinder daraus, legt diese auf den Ofen oder in den Backofen, wenn das Brod heraus ist, damit sie trocken und gebacken werden; befreyt sie von allen scharfen Ecken, die den Schlund der Gänse verwunden könnten, und stopft denselben täglich zu verschiedenen malen eine gewisse Anzahl in den Hals, nachdem man sie jedesmal vorher in lauwarmes Wasser getaucht hat, damit sie schlüpfrig werden, und leichter durch den Schlund hinunter gehen.

Anfangs giebt man einer Gans nur 4 bis 6 Nudeln, stopft sie alle 3 Stunden, und beobachtet darin die genaueste Ordnung; ja wer die Gänse recht schnell fett haben will, der muß sie in derselben Ordnung auch die Macht hindurch stopfen, wobey man auch gewiß sehr viel Futter erspart. Die Gans muß allzeit den Kopf leer, d. h. verdaut haben, wenn man sie wieder stopfen will, sonst muß man befürchten, daß sie stirbt. Wenn sie einige Tage nur vier bis fünf Nudeln bekommen hat: so legt man ihr mehrere zu, und

U

steige

steigt bey manchen Gänzen bis zu 12 bis 15 hinan. So wie die Gänse anfangen, fett zu werden, erhalten sie täglich weniger Nudeln. Dabey ist es gut, ihnen wöchentlich zweymal ein Paar Nudeln zu geben, worin Spießglas enthalten ist. Zu dem Ende kann man in ein wenig Teig für sechs Pfennige Spießglas kneten, und Nudeln davon machen, von welchen man dann jeder Gans wöchentlich zweymal jedesmal zwey giebt.

Zur Erlangung großer Lebern thut man unter einen Theil des Nudelteigs vom Gerstenschroote und grobem Mehle etwas Pfeffer, halb so viel Ingwer und Salz, macht daraus Nudeln, und giebt den Gänzen wöchentlich zweymal, jedesmal zwey davon. Oder man thut auch etwas Spießglas unter den Nudelteig, und hält in dem Saufstroge etwas Holzkohlen, oder kneret selbst unter den Nudelteig etwas Kohlenpulver. Durchaus darf man aber nicht vergessen, in das Saufen, welches die Gänse reichlich verlangen, etwas Sand zu thun.

Das Stopfen mit Körnern, mit Erbsen von der größten Sorte, türkischem Weizen oder auch mit Bohnen (Saubohnen), geht auch sehr gut an; und die Gänse werden davon sehr schnell fett.

In Ansehung der Bohnen ist jedoch die Vorsicht zu beobachten, daß man die Gänse nur am Anfange der Fast darmit mäste, und gegen das Ende derselben ein anderes Material

zur

zur Mast nehme; denn von den Bohnen nimmt das Fleisch und auch das Fett einen sehr süßen etwas widrigen Geschmack an, welcher sich aber verliert, wenn gegen das Ende der Mastung mit etwas anderem gemästet wird.

Alle Körner, womit die Gänse roh gestopft werden, müssen durchaus einen Tag lang eingekocht gewesen seyn, sonst quellen sie in den Kropfen derselben auf, und diese zerplazhen. Auch muß man sich sehr in acht nehmen, daß man eine Gans nie früher wieder stopfe, bis sie ganz verdauet hat, welches man leicht an ihrem Kropfe fühlen kann. Gewöhnlich kann man die Gänse mit rohen Körnern nur dreymal täglich stopfen.

Sehr gut ist es, wenn man ihnen bey dieser Mast auch bisweilen etwas Spiegelglas in Nudelteig giebt, um ihre Verdauung um so mehr zu befördern.

Endlich muß ich hier noch vom Räuchern der Gänse handeln, wodurch sie das ganze Jahr hindurch zum Genusse brauchbar sind; ja die geräucherten Gänse werden von sehr vielen Menschen für eine der größten Delikatessen gehalten.

Man pflegt die Gänse nach zweyerley Methoden zu räuchern. Entweder man schneidet sie, wenn sie ausgenommen sind, am Rücken herunter auf, oder theilt sie gar in zwey Hälften, reibt sie dann tüchtig mit Salz



und Salpeter ein, vorzüglich zwischen den Knochen, legt sie dann in ein Gefäß schichtweise, und streuet immer Salz dazwischen, bedeckt sie dann mit einem Brete, welches etwas beschwert werden muß, und begiebt sie täglich mit dem Salzwasser, oder der Brühe, welche man vorher durch ein in dem Gefäße angebrachtes Löffelchen abzapfen muß, damit man es den oberen Schichten Fleisch niemals an gehörigem Salze fehle. Nach einigen Tagen hängt man sie in den Rauch, wo keine Feuerhitze bamerkbar ist, nimmt sich aber in acht, daß kein Stück an das andere anstreiche, sondern jedes Finger breit zum wenigsten von einer ander entfernt bleibe. Wenn sie hier etwas vom Rauche angelassen sind: so nimmt man sie wieder heraus, umwickelt sie mit Papier, und läßt sie dann vollends hinreichend räuchern, welches binnen 14 Tagen oder 3 Wochen sicher geschehen wird.

Die Pommern, deren geräucherte Gänse (Spickgänse, Glückgänse), so berühmt sind, daß sie einen beträchtlichen Handelsartikel für Pommern ausmachen, theilen ihre Gänse eben so in zwey Theile, oder schneiden blos die Brust herunter, pökeln sie auf dieselbe Art ein, und legen wohl noch überdies Stückchen von rothen Rüben dazwischen, um eine recht starke Abthe zu bewirken. Sind die Gänse genug eingepökelt gewesen: so werden sie ganz naß mit Waizenkleyen bestreuet, oder so lange darin herum gewendet, bis man von ihrem Fette oder Fleische gar nichts mehr sehen kann; sie

sie sehen aus, als wenn sie ganz überkleistert wären. So hängt man sie dann in den Rauch und wenn sie acht Tage hier gehängt haben; so nimmt man sie wieder heraus, und bringt sie noch acht Tage auf einen lustigen Boden, bürstet und reibt ihnen hernach mit einem leichten Lappen die Kleyen sauber ab, und hebt sie in einer lustigen Vorrathskammer auf.

Bey dieser Behandlung wird der Speck der Gänse so weiß, wie Schnee, und das Fleisch ordentlich hochrosenroth ausssehen, und Jahr und Tag ganz vortrefflich zum Genusse seyn,

Zu erinnern ist noch, daß die Gänse, welche geräuchert werden sollen, nicht gestopft seyn dürfen, sondern in einem Stalle blos gut mit gestampften Möhren und Schroot gemästet seyn müssen, wodurch sie viel fleischiger werden, worauf es bey den geräucherten Gänzen mehr ankommt, als auf das Fett, welches vorzüglich durch das Stopfen gewonnen wird.

Fünftes Kapitel.

Von den Enten.

Die Enten sind in einer Wirthschaft, wenn sie gehörig behandelt und meist in ihrer Freyheit gelassen werden, sehr nützliche Vögel; denn sie geben nicht allein sehr gute Braten, sondern man kann auch ihre Federn, ob sie gleich etwas schwer sind, zu Gesinde-Betten oder in Kanapees u. s. w. anwenden.

Die zahme Ente stammt, wie die zahme Gans, von der wilden Ente ab, daher sind auch diejenigen Enten, welche in Ansehung ihrer Farbe den wilden am nächsten kommen, die dauerhaftesten, die sich aber am meisten davon entfernen, wie die weißen, am zärtlichsten. Indessen liebt man diese auch ihres zarten Fleisches wegen, am meisten. Man hat die Enten sonst noch von grauer, brauner oder vermischtter Farbe. Alle aber haben, nur die weißen ausgenommen, den mehr oder weniger blauen, grün schillernden und schwarz eingefassten Spiegel, den die mittlern Schwungfedern machen, auf den Flügeln. Diejenigen, welche dem wilden Entriche und der wilden Ente am ähnlichsten sehen, sind auch in Ansehung des Farbenspiels die schönsten. Der wilde

wilde Entrich hat einen grünglänzenden Kopf und Oberhals, einen weißen Ring um den Hals, einen rothbraunen Unterhals, dergleichen Brust und Tragfedern, einen aschgrauen Rücken, schwarze obere Deckfedern des Schwanzes, einen weißen Bauch u. s. w.

Der Entrich, männliche Ente, der auch an manchen Orten Erpel, Anter, Antrach, Entvogel u. s. w. genannt wird, unterscheidet sich von der weiblichen Ente, Ente schlechts weg genannt, besonders an den über dem Schwanz befindlichen aufgekrümmten Federn; und wenn er nicht weiß von Farbe ist, an dem schönen blau und grün spielenden Kopfe und Halse, wie auch an seiner heisern Stimme, da die Ente im Gegentheil eine sehr gellende, schnatternde Stimme hat.

Man findet die Enten mit oder ohne Federbusch, Holle, auf dem Kopfe; die mit dem Federbusche haben ein sehr schönes Ansehen.

Die grauen und dunkelfarbigen Enten sind dem Landwirthe am meisten zu empfehlen, weil sie nicht so leicht von den Raubvögeln entdeckt werden, als die hellfarbigen oder weißen.

Die Entenzucht kann nur in solchen Gegen-
den oder Wirthschaften Vortheil gewähren, wo
Gewässer in der Nähe sind, auf welche die
Enten gehen, und sich dort den größten Theil
ihrer Nahrung, als Fische, Frösche, Froschleicht,
Meer-

Meerlinzen, allerhand Wasserinselten u. s. w. selbst holen können, oder da, wo starke Brauereyen sind, und sich die Enten beständig vor dem Brauhause aufhalten, und die Abgänge, welche verloren gehen, aufzufressen können. Wo dies nicht ist, kostet ihre Hütterung, wegen ihrer außerordentlichen Gefrädigkeit mehr, als sie abwerfen. Ihre Gefrädigkeit treibt sie aber an, in allen Sümpfen und Morästen, im Mistpfuhl beständig herum zu schnattern, und manches nährende noch daraus aufzufinden.

Weil die Enten fast lieber auf dem Wasser; als am Lande leben: so baut man ihnen, wo man die Gelegenheit dazu hat, ihre Wohnungen, Entenhäuser, auf solche Teiche, welche mit großen Fischen besetzt sind; denn die kleinen fressen sie, oder auf die Dämme. Sie sind von Breitern zusammen geschlagen, und nach der Anzahl der Enten, welche man hat, bald größer, bald kleiner. Auf den Dämmen versiehet man diese Entenhäuser, der Raubthiere wegen, gegen das Wasser zu mit einer kleinen Fallthür von Gitterwerk, die die Enten leicht von außen aufstoßen, aber von innen nicht öffnen können. Gegen Abend streuet man ihnen ihr Futter in dieses Haus, worauf sie von selbst hineinlaufen, und nicht wieder herauskönnen. Von außen bringt man noch eine breitere Thür an, welche des Nachts verschlossen wird. Sonst legt man den Enten ihren Stall, wie den Gänsestall, auf der platten Erde an, und richtet ihn auch so ein. —

Die

Die alten Enten, welche zwar ihre meiste Nahrung auf Flüssen und Teichen, Pfützen und Zäunen suchen, wo sie auch Schnecken und allerley Würmer verzehren, müssen jedoch, selbst wenn es die Jahreszeit erlaubt, daß sie ihrer Nahrung selbst nachgehen können, gleichwohl alle Morgen und alle Abende ein kleines Futter bekommen, welches aus dem Absalle aus der Küche, allerley gestampftem oder gehacktem Grünen, z. B. Klee und dergleichen Kräutern, mit Trebern oder Kleyen angemengt, während des Sommers besteht. Im Winter müssen sie, wenn Bäche und Teiche zugefroren sind, durchaus reichlicher gefüttert werden, und erhalten dann ein Gemengsel von Kaff und Trebern, gehackte Wurzelsgewächse, bisweilen auch etwas Körner, besonders gegen die Zeit, da sie legen und brüten wollen. Gern giebt man ihnen ihre Körner in ein Gefäß mit Wasser, weil sich sonst die Hühner bey ihnen zu Gäste bitten und ihnen ihr Futter größtentheils verzehren. —

Die Enten fangen gewöhnlich im März an, sich zu paaren oder zu reihern, und eine Ente legt dann gewöhnlich dreißig bis sechsunddreißig Eyer, welche, wenn sie nicht aussgebrütert werden sollen, zum Gebrauch in die Küche ganz vorrefflich sind. Sie sehen ganz hellgrün aus, ungefähr wie die Meerslinsen.

Ein Entrich kann, wenn er sonst gut und nicht zu alt ist, recht gut zehn bis zwölf Enten

Enten vorstehen; denn er ist gewöhnlich so
geil, daß er ein oder zwey Enten, die er nur
hat, ganz entkräftet, oder auch öfters andere
Geflügel, z. B. den Hühnern seine Dienste
auf eine sehr zudringliche Art anbietet. Er
taugt, wie die Ente, vier bis sechs Jahre zur
Fortpflanzung.

Sobald die Legezeit der Enten angehet,
muß man genau auf sie acht geben, daß sie die
Eyer nicht vertragen; denn sie haben die Un-
tugend an sich, daß sie ihre Eyer an die Ufer
der Flüsse und Teiche, unter Gebüsche und
Zäune legen, ja selbst in den Weishäuschen
scharren. Es ist daher gut, sie alle Morgen,
ehe man sie aus ihrem Stalle läßt, zu beföh-
len, und diejenigen, bey welchen man reife
Eyer findet, so lange einzustallen, bis sie ihre
Eyer in das für sie bestimmte Nest gelegt ha-
ben. So wie die Eyer gelegt werden, muß
man sie numeriren, damit man, wenn sie der
Ente zum Brüten untergelegt werden sollen,
nur immer die jüngsten und frischesten nimmt,
weil diese dazu die besten sind. Die ersten kön-
nen sehr gut verspeiset werden.

Die Enten brüten, wie die Gänse, 28 Ta-
ge, und man giebt ihnen meist dreyzehn bis
funfzehn Eyer, welche sie recht gut bedecken
können. Eben so viel kann man allenfalls
auch Hofhühnern, welche man auch zuweilen
zum Ausbrüten braucht, unterlegen; die Trut-
hähner, die dieses Geschäfte aber gleichfalls
statt der Enten öfters verrichten müssen, sind
im

im Stande, achtzehn bis zwanzig zu bedecken und auszubrüten.

Man thut besser, die jungen Enten von Truthühnern oder von Hoshühnern ausbrüten zu lassen, als von Enten: denn diese gehen nicht allein öfters vom Neste weg aufs Wasser, und setzen sich dann kalt und naß wieder über die Eyer, wodurch diese leicht verdorben werden; sondern sie führen auch die jungen Enten gar zu bald ins Wasser, und da gehen dann besonders bey kaltem Wetter, sehr viele zu Grunde. Die Truthühner und Hoshühner, welche Enten ausbrüten, sind äußerst sorgfältig für ihre Pfleglinge, und gehorchen sich auf die drolligste Weise, wenn die jungen Enten, sobald sie etwas stark werden, ihrer Natur folgen und aufs Wasser gehen. Mit der größten Aengstlichkeit laufen sie an dem Ufer des Wassers auf und nieder, und suchen durch drohende und liebkosende Töne sie von ihrem vermeintlichen Untergange zu retten. In kurzem gewöhnen sie sich aber daran, und lassen die Enten ruhig schwimmen. Lange führen jedoch die Hühner und Truthühner die jungen Enten nicht, sondern überlassen sie bald ihrem Schicksale allein. Sie bedürfen ihrer auch weiter nicht, wenn sie nur des Nachts einen warmen Stall mit Heu, Stroh oder Werrig finden, worein sie sich zusammen setzen, und einander erwärmen.

Die Enten werden ohne viele Mühe aufgezogen. Man giebt ihnen in den ersten Tagen gehackte, hartgesotene Eyer mit Brodkrumen und

und Käsematten oder Sauermilch vermischt und reichlich Wasser, woren sie bald gehen und sich baden und auch zu schwimmen versuchen. Nach drey Tagen bekommen sie blos angefeuchtetes Gerstenschrot, oder Brey aus Roggen oder Gerstenmehl. Wenn sie acht Tage lang diese Kost bekommen haben, thut man sie auf einen Teich oder Graben, wo sich Meerlinzen befinden, oder worauf man Meerlinzen geschüttet hat. Zu Hause füttert man die jungen Enten nur Morgens und Abends mit Trebern, angefeuchteten Kleyen oder Leinknotenspreu, giebt ihnen auch bisweilen etwas Haser, den man ihnen in Wasser werfen kann, welches etwa einen Fuß tief ist, von dessen Grunde sie ihn, wie die alten Enten, sehr gern hinweg holen,

Wenn sie sechs Wochen etra alt sind: so überläßt man sie, wie die Alten, sich selbst, und füttert sie nur des Abends mit etwas Kleyen oder Knotenfutter, Trebern oder auch Körnern, damit sie lieber nach Hause zurückkehren, wenn sie den Tag über außer dem Hofe auf Wächen, Teichen und Sümpfen zusgebracht haben.

Da die Enten von Natur sehr gefräßig sind, und wie die Schweine, alles, was ihnen vorlommt, hinunter schlucken: so lassen sie sich sehr leicht fert machen. Man kann bey ihnen alle Mastungskarten anwenden, welche im vorigen Kapitel bey den Gänzen angeführt worden sind; nur lassen sie sich nicht stopfen, sondern müssen

müssen freywillig fressen können, und beständig vollauf mit Wasser versehen werden, worin sie sich auch baden können, denn sonst nehmen sie oft mehr ab als zu.

Wenn man sie mit Waizenschroot, welches mit Milch angeseuchtet wird, vier und zwanzig Tage füttert: so werden sie sehr weiß und fett.

Die Entenzucht gehört also, wenn sie zweckmäßig betrieben, und den Enten meist ihre Freyheit gelassen wird, auf Wache und Teiche zu gehen, zu den einträglichsten Theilen der Federviehzucht. Deshalb geben sich auch die Chinesen so viel damit ab, erziehen die Enten an den Ufern der Flüsse in besonders dazu erbauten Hütten, und lassen sie in ihren Reisfeldern herumlaufen, wo sie das Unkraut und das Ungeziefer vertilgen. Treibt man sie auf die Felder: so fressen sie dort Schnecken, und befreyen die Kohl- und Krautäcker von den so verheerenden Raupen. Allein nach den Erfahrungen, welche ein Landwirth über diesen letzten Fall vor kurzem in der landwirthschaftlichen Zeitung bekannt machte, sind ihnen die Raupen tödlich; wenn ihnen nicht vielmehr die überaus große Menge, welche sie auf einmal gefressen hatten, den Tod brachte. —

Die Art der Chinesen, die jungen Enten zu erziehen, ist fast die nämliche, deren sich die Aegypter bey der Erziehung der jungen Hühner

ner bedienen. Ihrer Merkwürdigkeit wegen mag hier eine Beschreibung derselben ihren Platz finden. Verschiedene Einwohner von Canton leben blos vom Entenhandel. Einige kaufen die Eyer und verkaufen sie wieder; andere lassen sie in den Oesen ausbrüten, und noch andere legen sich blos darauf, die Jungen aufzuziehen. Die Oesen, welche zum Brüten bestimmt sind, werden außerordentlich einfach angelegt. Man legt eine eiserne Platte auf einen gemauerten Feuerheerd, setzt auf diese Platte einen Kasten, der einen halben Fuß hoch und mit Sand angefüllt ist, in welchen die Eyer nach der Ordnung hingelegt werden, und bedeckt sie mit einem Siebe, unter welchen man eine Strohmatte legt, die die Wärme zusammen hält. Sie bedienen sich dabey der Kohlen von einem Holze, welches langsam brennt und eine gleiche Wärme unterhält. Anfänglich giebt man ihnen nur einen geringen Grad der Wärme, der nach und nach so vermehrt wird, daß er der Brutwärme gleich kommt. Wenn man die Hitze zuweilen zu stark macht: so kommen die Jungen zu früh aus. Man verkauft die jungen Enten alsdann an diejenigen, die sich besonders mit Erziehung derselben abgeben, und diese sehen auf folgende Art, ob sie wohl zu früh ausgekommen seyn möchten. Sie nehmen die Entchen bey dem Schnabel und lassen ihren Körper herunter hängen. Wenn sie sich dann mit Fügeln und Füßen gegen diese Stellung vertheidigen: so ist es ein Zeichen, daß sie gehörig und gut ausgebrütet sind; haben sie aber zu viel

viel Wärme erhalten: so bleiben sie ruhig, so lange man sie auch am Schnabel festhält. Diese lebten bleiben oft acht Tage lebend, so lange nämlich, bis man sie aufs Wasser bringt, alsdann aber taumeln sie auf demselben herum, bekommen Zuckungen und sterben gewöhnlich. Wenn das Wasser von den Reissfeldern abgelaufen ist: so sammelt man die kleinen Krebse und Krabben, läßt sie aufkochen, hackt sie, und näht im Ansange die jungen Enten blos mit dieser Vermischung. Einige Tage darauf nimmt man gekochten Reis und gehackte Kräuter darunter. Wenn sie älter werden, trägt man sie in ein großes Behältniß, Sampane genannt, dessen Seiten von Bambusrohr oder Indianischem Schilf gemacht sind, welches sich über die Fläche des Wassers erhebt; dieses Behältniß ist mit einem Gitter umgeben, und hat eine Brücke, die gegen das Wasser herab geht. Man giebt den Enten eine alte Stiefmutter zur Führerin, die sie leitet, wenn man sie über die Brücke herabgehen läßt, um ihr Futter zu suchen. Die alte Ente ist an das Geschrey, welches des Abends aus der Sampane kommt, wenn man sie zurück rufen und zusammen haben will, dergestalt gewöhnt, daß sie halb schwimmend und halb fliegend wieder zurückkehrt. Diesenigen, welche die Aufsicht über die Erziehung der jungen Enten haben, verändern alsdann die Stelle, wo sie mit ihrer Sampane gelegen haben, und lagern sich an einen Ort, an welchem dies zahme Federvieh mehr Nahrung hat; doch bleiben sie beständig an den Ufern, die die Grenzen von den Reissfeldern

feldern ausmachen. Es ist artig anzusehen, wie diese Sampane täglich von tausenden grossen und kleinen Enten umgeben werden; und das auffallendste dabey ist, daß wenn die jungen Enten aus verschiedenen Sampanen an ein und eben demselben Orte geweidet werden, jede doch des Abends die ihrige zu finden weiß, sobald man sie ruft. Die Chinesen beschäftigen sich beständig mit der Fortpflanzung der Enten, außer in den drey Wintermonaten; und diese Art der künstlichen Entenerziehung hat den Vorzug vor der künstlichen Hühnerzucht, daß die Jungen gleich nach vierzehn Tagen ihre Nahrung für sich selbst finden können. —

Sechzehn

Sechtes Kapitel.

Von den Poularberien oder der künstlichen
Mastung des Federvieches.

Diese Methode des Mästens hat vor dem gewöhnlichen Mästen besonders das voraus, daß das Fleisch des Gefügeis viel zarter und saftiger, schon weiß bleibt und ein äußerst sanftes Fett erhält, da bey dem gemeinen Mästen das Fleisch härter, braun und das Fett gelb, und beyde lange nicht so fein und delikat werden.

Das Vieh, welches in Poularberien gemäßet werden soll, muß, wenn es Hähne und Hennen und Truthühner sind, vorher verschnitten werden. Da nun die verschnittenen Hennen Poularde heißen: so hat man diese Anstalten, worin man sie allein zum schnelleren Fettwerden kastriret, Poularberien genannt. Lauen, Gänse und Enten werden aber nicht verschnitten, sondern unverstümmt auch in den Poularberien auf die Mast gestellt.

Da in Poularberien besonders auch die Mastung schnell von Statten gehen soll, die Thiere aber um so schneller fett werden, je weniger

weniger sie Bewegung haben, und die zu sich genommenen Nahrungsmittel wieder verarbeiten können: so ist es nöthig, besondere Behälter für das zu mästende Federvieh in einer abgelegenen Kammer, welche im Winter bey eintretender Kälte, wo das Geschoße einfrieren könnte, geheizt werden kann, anzulegen, die nicht größer sind, als so groß, daß das darin zu mästende Thier gerade hinein geht. Man macht diese Behälter oder Verschläge (Stieze) an den Wänden der Kammer hin. Sie werden von Brettern zusammen geschlagen, und also abgemessen, daß eine sechs ellige Brettlänge für Kapaunen und Pouarden in funfzehn Unterschiede abgetheilet wird, so daß ein Kapaun ganz knapp darin Platz hat. Das Fußbret muß allezeit vorn drey quate Zoll vorragen, worauf die Saufgeschirre stehen müssen; und so viel vorn vorraget, muß hinten fehlen, damit durch diesen Raum der Mist herunter auf das Pflaster fallen, und von da weggekrückt und der Fußboden reinlich gehalten werden kann. An der vorderin Seite bleibt jedes Fach offen, und wird nur durch das darüber vorragende Bret ein länglich vierreckiges Loch, auch unten in das Bret ein eben solches Loch gemacht, damit, wenn der Kapaun hineingeschoben, nur ein hölzerner vierreckig geschnittener Stab vorgestellt werden kann; da dann der Kapaun ganz enge und still sitzen muß. Es darf sich der Kapaun nicht umwenden können, jedoch hat derselbe vorn neben dem vorgestellten Stabe Platz, auf beyden Seiten den Kopf und Hals heraus

aus zu stecken, und zu sausen, und hinten unter ihm ist der Ort offen, wo der Unrath durchfallen kann. Für das andere Gefügel müssen diese Stallungen nach Verhältniß der Größe der Thiere eben so gemacht werden. Diese Stallungen müssen jederzeit so eingerichtet werden, daß unten eine große für Truthühner, und darüber eine kleine für Kavaunen und Poularden zu stehen kommt. Das vornehmste ist, daß die Vorschiebesäbe mit Fleiß eingelocht und so gemacht sind, daß dieselben ganz fest eingedrückt, und nicht von dem Gefügel losgerüttelt werden können. Enten- und Gänsestallungen werden auf dieselbe Art gemacht, außer daß, wenn unten eine Gänsestellung ist, darüber nur eine Entenstellung gemacht werden darf, und daß die hervorragenden Breiter etwas weiter hervorragen, damit längere und größere Sausgeschüre darauf feste gemacht werden können. Die Taubenstellungen bestehen nur in viereckigen Gitterkörben, welche eine Elle ins Sevierte, aber nur acht Zoll hoch seyn müssen. Oben in der Mitte müssen sie eine kleine Klappthür haben, etwa 6 Zoll im Quadrat, wodurch man die Tauben heraus und hinein thun kann. Solche Körbe kann man bisweilen zur Einstellung ganz kleiner Hühner gebrauchen.

Fast an der Decke der Kammer wird in die Wand ein Luftloch ein Fuß ins Quadrat gemacht, welches beständig offen bleiben muß, damit der Dunst und üble Gesch

ruch hinaus ziehen kann. In der Mitte der Kammer muß eine längliche Tafel von Breitern vier Ellen lang, und zwey Ellen breit gestellt werden, worauf die Fütterung zugeschichtet, auch das abgeschlachte Flügelwerk gereinigt werden kann. Dann werden zu Saufgeshirren kleine ausglassirte thürnerne Tröge 6 Zoll lang, und zwey Zoll breit, und anderthalb Zoll tief besorgt, auch ganz schmale Tröge fest zusammen geholt, die so lang, als die Gänse- und Enten-Stellung, und nur drey Zoll breit, und drey Zoll tief sind, welche man den Gädusen und Enten, so oft es Zeit ist, vorsezet kann. —

Das Futter, womit das Geflügel in Poulatberien gemästet wird, besteht vorzüglich aus Hirsentrüdeln, ein wenig Weizenmehl und Futter, welches zu einem steifen Teige gemacht, und in Kügelchen gesormt wird. Das Saufen aber ist vorzüglich süße Milch. Statt des Hirssens kann man jedoch, im Falle es daran mangeln sollte, Gerstenmehl nehmen, welches gleichfalls zur Mast des Geflügels sehr gut taugt; aber Brodmehl oder Weizenmehl, weder schwarzes noch weisches, ist dazu tauglich.

Das angeführte Futter wird nun auf folgende Art bereitet. Alle Abende vorher, ehe das Futter gebraucht werden soll, thut man eine Quantität Hirsgries oder Hirseimehl, nur mit ein wenig Weizenmehl,

wel-

welches als Bindungsmittel nötig ist, in eine Backmulde oder eine irdene Schüssel; macht in den Gries eine Vertiefung, läßt man eine Quantität Butter zerfließen, und gießt sie dann, wenn sie nicht mehr heiß ist, in jene Vertiefung, und mengt mit den Händen die ganze Masse so lange, bis alle Theile des Mehles von der Butter angefeuchtet sind. Nachher wird milchwarmes Wasser dazu gegossen, daß man einen dicken Nudelteig bekommt, woraus man Kugeln perfertigt.

Dieses Futter muß aber für jedes Thier besonders eingerichtet werden. Für einen Truthahn oder Truthaun braucht man täglich zwölf Loth Hirsen, anderthalb Loth Butter, und nur ein wenig Weizenmehl; daraus macht man, wie erzählt wurde, einen steifen Nudelteig, teilt ihn in drey gleiche Theile, und macht aus jedem Theile zwanzig Kugeln, als welches die jetzmalige Portion eines Truthahns ist, so daß er also täglich 60 solche Kugeln bekommen muß.

Für eine Truthenne nimmt man nur acht Loth Hirsgries und ein Loth Butter, verfährt dann ganz wie oben, teilt die Masse in drey Theile, und macht aus jedem 16 bis 21 Kugeln, welche das Thier dreymal täglich erhält.

Ein



Ein Kapaun oder Poularde bedarf nur sechs Loth Hirsengries und drey Quentchen Butter, und werden aus dieser Masse 36 bis 48 Kugeln gemacht, welche er auf dreymal täglich nehmen muß.

Die Tauben werden nicht, wie das andere Geflügel, in der Poulardeie behandelt. Man kann ihnen keine Kugelchen geben sondern macht für dieselben einen ordentlichen Hirsenbrey, auf jede Mahlzeit von einem Drittel-Quentchen Hirsen, einem halben Quentchen Butter, und einem und einem Drittel-Loth Milch, welches alles durch einander und zu einem ganz dünnen Brey gebrühet wird. Von diesem Brey nimmt man, wenn man füttern will, jedesmal ein Maul voll in den Mund, sperrt den Tauben den Schnabel auf, und bläst ihnen denselben dadurch in den Kropf. Man kann sich auch hierzu einer Federkiele bedienen,

Die Gänse und Enten, welche auf Poulardeie-Art gemästet werden, erhalten die ersten das Futter der Truthähne, und die zweyten das Futter und die Portion der Truthennen.

Neben diesem Futter bekommen Hühner und Truthähner süße Milch zum Saufen, und auch den Gänsen könnte man sie geben, wenn sie nicht für sie zu theuer wäre, indem das dumme Vieh die Saufgeschirre öfters umstoßt, oder die Milch sonst umbringt.

Die

Die Tauben bekommen gar nichts zu trinken.

Beobachtet man nun bey dieser Mastungsart jederzeit die gehörige Ordnung in der Futterzeit, in der Quantität des Futters, reiniget man Sauggeschirre und Ställe fleißig, und hält man endlich mit den Fütterungsterminen eine bestimmte Ordnung, daß sie nicht zu weit und zu nahe an einander reichen, so kann man bald schönes festes Geflügel aus seiner Poulderie erhalten,

Sie



Siebentes Kapitel.

Von den gewöhnlichsten Krankheiten des Federvieches und ihrer Behandlung.

Das Federviech hat die meisten Krankheiten mit einander gemein, jedoch giebt es auch besondere Krankheiten, welche einzelnen Arten desselben allein eigen sind; es muß also hier erstlich der allgemeinen, und dann der speziellen Krankheiten des Federvieches gedacht werden.

A. Von den allgemeinen Krankheiten
des Federvieches.

S. I.

Von dem Pipse.

Diese Krankheit, welche auch Pfips, Zipp, Pippe genannt wird, ist allen Arten von Ge-
flügel eigen, doch sieht man die gemeinen Hofs-
hühner am meisten davon leiden.

Sie

Sie besteht vorzüglich in einer Verstopfung der Nasenlöcher, vornehmlich der Drüsen in der Schleimhaut und in Verhärtung der Zunge, auf welcher sich eine weiße schuppenartige Haut erzeugt, welche eigentlich den Namen Pips führet. Die Thiere sind dabei in einem sieberhaften Zustande, und man sieht endlich aus ihrer Nase eine schleimige Feuchtigkeit abgehen, wobey zugleich die Zungenspitze gelb wird. Ist es einmal so weit gekommen so ist die Krankheit meist unheilbar. Unreinigkeit in den Ställen, unreines Trinkwasser, warmes oder gar heißes Fressen, Mangel an Insekten u. s. w. können diese Krankheit verursachen. An jungen Hähnern, welche Brod oder Futterbrey bekommen, findet man sie daher am häufigsten. Man pflegt die Patienten, wenn die Krankheit noch nicht sehr schlimm ist, dadurch zu heilen, daß man mit einem Federmesser die auf der Zunge sitzende Haut abreißt, und ihm Brod, Butter und Pfeffer, und den andern Tag ein Stückchen Knoblauch mit Butter oder Speck giebt, die Zunge mit Weinessig und Salz reibt, und ihm eine Feder durch die verstopften Nasenlöcher steckt. Dabei muß das Thier in den ersten zwey Stunden kein Futter und kein Getränke erhalten. Den Gänzen giebt man in diesem Falle große, in Wasser aufgelöste Pimpinelle, und das Wasser davon zu trinken.

§. 2.

Von der Darrsucht, Darre.

Sie besteht in der Verstopfung und Verhärtung der über dem Schwänze befindlichen Fettdrüse, und diese führt von einer Verdickung des Bluts und der Lymphe her, daher sie immer Hitze und Verstopfung zu Begleitern hat. Man schneidet entweder den verhärteten Theil weg, und bestreicht ihn mit ungesalzener Butter und Asche, oder öffnet die Geschwulst bey reisem Eryte, drückt sie rein aus, und wischt die Wunde mit warmen Weinessig aus. Wenn das Federvisch mit dieser Krankheit behaftet ist: so erkennt man sie an den gesträubten und matten Federn; auch hacken die Thiere beständig mit dem Schnabel nach der Gegend des Uebels, wahrscheinlich um die Drüse zu öffnen und sich Linderung zu verschaffen. Während der Krankheit erhalten die Patienten Salat, Gerstenschrot und Roggen in einer gehörigen Quantität Wasser gekocht, und werden dabei eingesperrt. Ein solches Thier muß, wenn es wieder gesund ist, fett gemacht und gemästet werden, weil es nach Zerstörung der Fettdrüsen, wodurch ihnen das Einschmieren der Federn nun unmöglich wird, doch verkümmern und über kurz oder lang an der Auszehrung sterben muß. Den Tauben giebt man Wicken und Gerste zu fressen und lässt sie über Safran trinken.

§. 3.



§. 3.

Von der Verstopfung.

Sie röhrt gewöhnlich von zu vielem trocknen und hitzigen Futter, als Lein, Hanf und Roggen u. s. w. her. Man macht ihnen Pillen von Sennesblättern und Mehleig, oder Kalkaunenbrühe, wos ein Brod geweicht ist; beyde schlagen durch.

§. 4.

Von dem Durchlauf.

Oft bekommt das Federvieh, und unter diesen am meisten die Hühner, den Durchfall (oen sogenannten Kalkschiß), welcher von unreinem Futter, schädlichen Nahrungsmitteln, und bey Regenwetter von unreinem Getränke und von eingesessenen, schädlichen Insekten entsteht. Den Hühnern giebt man trocknes Futter, welches mit Kämmel, Kalmus und Tormentillwurzel bestreut wird. Die Gänse, welche mit dieser Krankheit besessen werden, kurirt man mit Körnern und jungen Zweigen von Fichten, welche man stampft und in das Wasser weicht, wovon die Gänse saufen. Abends und Morgens bekommen sie dabey Knotenspreu mit geschrooetener Gerste. Gestampfte Disteln unter das erwähnte Futter gemischt, verstärken die gute Wirkung um vieles, besonders, wenn alle

Wochen

Wochen drey- bis viermal eine proportionirte Quantität Tabaksasche oben aufgestreut wird.

S. 5.

Vom Nöcheln oder Katarh.

Nöchelt das Federvieh stark, und bekommt es vielleicht gar dabey Konvulsionen, so entsteht dies jederzeit aus großer Kälte oder Hitze. Man reinigt dem kranken Thiere den Schnabel mit einer Feder; oder wenn in der Gegend der Augen ein Geschwür entsteht, so öffnet man es und wäsche es mit warmen Essig aus.

§. 6.

Von bösen Augen.

Das Federvieh bekommt bisweilen böse entzündete Augen, welche nicht selten eitern. Man quetscht in diesem Falle ein wenig Schellkraut, Bauernwundkraut und Epheu in einem steinernen Mörser, und preßt den Saft aus. Zu einem halben Mösel davon gießt man vier Löffel voll weißen Wein, taucht einen feinen Pinsel in dies Augenwasser, und bestreicht Abends und Morgens die Augenlider damit. Sonst ist auch Salmiak, Kümmel und Honig zusammen gemischt, ein gutes Mittel. Diese beyden

beyden Mittel heilen die Augenkrankheiten, als
les Federvieches.

§. 7.

Von dem Beinbruch.

Dabey überläßt man das Thier sich selbst.
Man kann das Bein wohl schienen, und ich
habe mehrere Hühner gesehen, welche auf diese
Art wieder gerade Beine erhielten, muß aber
dabey das franke Thier einsperren, und mit
gutem Futter und reichlichem Getränke verse-
hen. Immer wird es aber dabey sehr ab-
magern, und vielleicht nie wieder recht zu
Kräften kommen; daher man am besten thut,
das Thier alsbald abzuschlachten und zu ver-
speisen.

§. 8.

Von dem Mausern.

Dieser allgemeine Zufall des Federvieches,
da es die alten Federn verliert und neue
bekommt, setzt es in einen wahrhaft kran-
ken Zustand, und die Thiere sind dabey traus-
rig, haben wenig Lust zum Kressen, sitzen öf-
ters aufgeblasen, und arbeiten mit dem
Schnabel in den Federn. Das Mausern tritt
meist zu Ende des Sommers ein; und man
kann

Kann dem Federvieh diesen Zufall zum wenigsten erträglicher machen, wenn man es warm hält und mit recht gutem Futter versiehet.

B. Besondere Krankheiten.

a) Der Hofhühner.

Die Hühnerseuche.

Die Hühner sterben oft schnell nach einander hinweg, und man kann keine Ursache davon angeben. In diesem Falle hat man zwey Mittel, welche durchaus erprobt sind. Nämlich eine Hand voll Asche von Eschenrinde in einem Maß Wasser gekocht, und den Kransen zum Saufen gereicht. Oder man siedet in einem Maß Wein und eben so viel Wasser eine kleingehackte Knoblauchszehe und einen Löffel Salz eine halbe Viertelstunde, thut also dann eine Maß Baumbl dazu, und giebt dann davon jedem Huhne täglich einige Löffel voll.

§. 10.

S. 10.

Die Krähe.

Dabey fallen den Hühnern die Federn aus; man heilt sie dadurch, daß man ihnen mit dem Munde warmen Wein auf den leibenden Theil gießt, und ihn dann an der Sonne oder am Feuer abtrocknen läßt. Auch giebt man ihnen Kohl und Gartensalat dabey zur Erfrischung unter das Futter.

S. 11.

Fallende Sucht.

Gey der fallenden Sucht, welcher die Hühner auch ausgesetzt sind, beschneidet man ihnen die Nägel, benetzt sie mit Wein, und giebt ihnen sieben bis acht Tage gekochte Gerste, und nach diesem auch gestoßenen Kohl und Salat zum Absführen.

S. 12.

Vom Zipperlein oder Podagra.

Unreine Stalle und übermäßige Kälte sind die Ursachen, daß ihnen bisweilen die Füße schwel-

schwellen und steif werden. Man heilt die Krankheit dadurch, daß man die Beine mit Hühnerfett oder mit ungesalzener Butter bestreicht, und in der Folge die gehörige Vorsicht in Ansehung der Reinigkeit und Erwärmung des Hühnerstalles beobachtet.

§. 13.

Vom aufgeblasenen, festen Kropfe.

Einen solchen bekommen die Hühner von hitziger Speise. Sie schleudern dann immer mit dem Schnabel und scheinen sich zu räuspfern. Man schneidet ihnen zur Seite den Kropf auf, nimmt das unverdauliche Futter heraus, nähet ihn mit Seide fein wieder zu, überstreicht die Wunde mit Butter und Eßig, und giebt ihnen weiches Futter, z. B. klein gehackten Kohl und Salat mit Kleven und Wasser, in welchem etwas Zucker zer-
gangen ist.

Dicke Kropfe bekommen die Hühner von feuchtem, dumpfigem Futter. Man reibt ihnen die Zunge mit Salz und giebt ihnen Knoblauch mit Butter ein.

b) Der Truthühner.

§. 14.

Von der Gicht.

Die Truthühner bringen die Gicht oder krumme Beine bisweilen mit auf die Welt; oder bekommen sie durch eine unschickliche Diät, wenn man sie unordentlich füttet, oder in der frühen Jugend zu sehr am Ofen erwärmt, und dann wieder in die Kälte bringt, oder wenn man sie an Plätze treibt, wo sie ihre Füße durch Brennnesseln verbrennen. Dagegen ist nichts zu brauchen; man muß sich nur davor in Acht zu nehmen suchen.

§. 15.

Von der Verstopfung.

Bisweilen sind sie auch der Verstopfung ausgesetzt. Wenn sie noch ganz klein sind, giebt man ihnen etwas Baumbl., oder warme Milch ein; größer kann man ihnen durch Engeben einer Spinn-öffnung verschaffen; und Ameiseneyer und große Ameisen sind ihnen in den ersten sechs Wochen ihres Alters außerordentlich gesund.

g

c)

c) Der Tauben.

§. 16.

Die Schermuth.

Diese Krankheit äußert sich dadurch, daß sie traurig sitzen, wenig fressen und den Kopf zurück auf die Flügel legen. Sie entsteht entweder daraus, daß sie den Begattungstrieb nicht befriedigen können, weil sie keine Gatten haben, oder sie haben zu dickes Geblüt. In diesem Falle kann man ihnen unter dem Flügel eine Ader öffnen lassen, wenn man vorher versucht hat, ob sie nicht besser werden, wenn sie ihren Geschlechtstrieb befriedigen könnten.

§. 17.

Die Pocken.

Sie besaßen blos die Jungen in den heißen Sommertagen, besonders im August, wenn sie vielen Roggen gefressen, oder auch viel Süßsaamen und Hederich zur Nahrung gehabt haben. Die Krankheit ist allezeit mit einer Eiterung verbunden, und macht daher das Taubensteinfleisch ekel, und rafft auch viele weg,

weg. Sie verpestet die Lust und wird so ans-
steckend, wie die Kinderblättern, so daß die
Tauben in ganzen Dörfern damit besallt
werden. Giebt man den alten beständig fris-
ches Wasser auf den Schlag, und thut et-
was Spiegelglas hinein, so erholen sie sich
meist alle.

S. 18.

Die Krähe.

Sie erkennt man an dem nackenden, grins-
digen Schnabel, und an den schäbigen Au-
gen; sie entstehet, wenn die Tauben blos
faules, unreines Wasser trinken, oder auch
nur scharfe Sämereyen fressen können. Fris-
ches Wasser mit etwas Spiegelglas, ist das
einfachste Mittel dagegen; doch kann man
auch folgendes Mittel als sehr gut und wirk-
sam empfehlen. Man nehme graues Salz
 $\frac{1}{4}$ Pfund, Küchensalz eben so viel, Fenchel-
saamen, Anis, Kummel, von jedem gleich
viel, und vermische dies mit etwas Rog-
genmehl und Lehm, kuche dieses Gemische
in zwey Töpfen und streue es, so bald es
kalt geworden, in dem Taubenschlage um-
her. —

d) Der Gänse.

§. 19.

Das Aufschwellen der Kröpfe,

Damit werden die Gänse besonders zur Aerntezeit besallen, wenn sie zu häufiges Getraide, besonders Wintergetraide, genießen. Diesem Uebel kann man vorbeugen, wenn man sie dadurch, daß man ihnen 14 Tage vor der Aernte altes Korn zu fressen giebt, auf den Genuss des Korns selbst vorbereitet. Sind sie aber mit der Krankheit schon besallen; so füttere man sie mit Brod und Kohlblättern, und gieße einige Tropfen Brandywein auf das Brod.

§. 20.

Die Aufsichtigkeit.

Die Gänse hängen die Flügel, fressen nicht und sterben bald. Die Krankheit überfällt sie sehr schnell. Man soll die Everschalen aufbewahren, woraus sie gekrochen sind, und die Kranken damit rütteln, und ihnen Weincraut in das Sausen legen; sie aber dabei wie gewöhnlich füttern.

§. 21.

§. 21.

Das Gänsesterben, die Gänse-
seuche.

Diese Seuche tritt besonders im Julius ein, wobey die Gänse die Köpfe hängen, nicht fressen und bald darauf gehen. Man giebt jeder Gans, entweder einen Morgen um den andern zu drey wiederholten malen einen halben Löffel voll gemeines Küchensalz; oder man läßt den jungen Gänsen Wasser trinken, worin Bärenwurzel abgekocht ist; oder man bestreuet ihnen ihr aus gestampften Disteln, Treberen und Gerste bestehendes Futter wöchentlich ein Paarmal, wenn sie von der Weisde kommen, mit Tabaksasche.

Bey einer andern Gänseseuche, wo die Gänse sehr feuchten, zu hinken anfingen, und meist ohne Rettung verloren giengen, kam eine Frau auf den Einfall, den Gänsen eine Suppe von gebranntem Mehle ohne Butter und Schmalz und geschrotenem Hafer vorzusezen. Anfänglich wollten sie die Suppe nicht fressen, aber der Durst zwang sie dazu. Sie gewöhnten sich nachher so daran, daß sie dieselbe gern fraßen; und nicht allein die noch gesunden Gänse wurden nicht von der Gänseseuche besessen, sondern auch die transkei völlig durch dieses Mittel davon befreyt.

e)

e) Der Enten.

Diese haben die mehresten Krankheiten mit den Gänzen gemein, und wollen auch auf dieselbe Art behandelt seyn. —

AB: G 460(7)

3

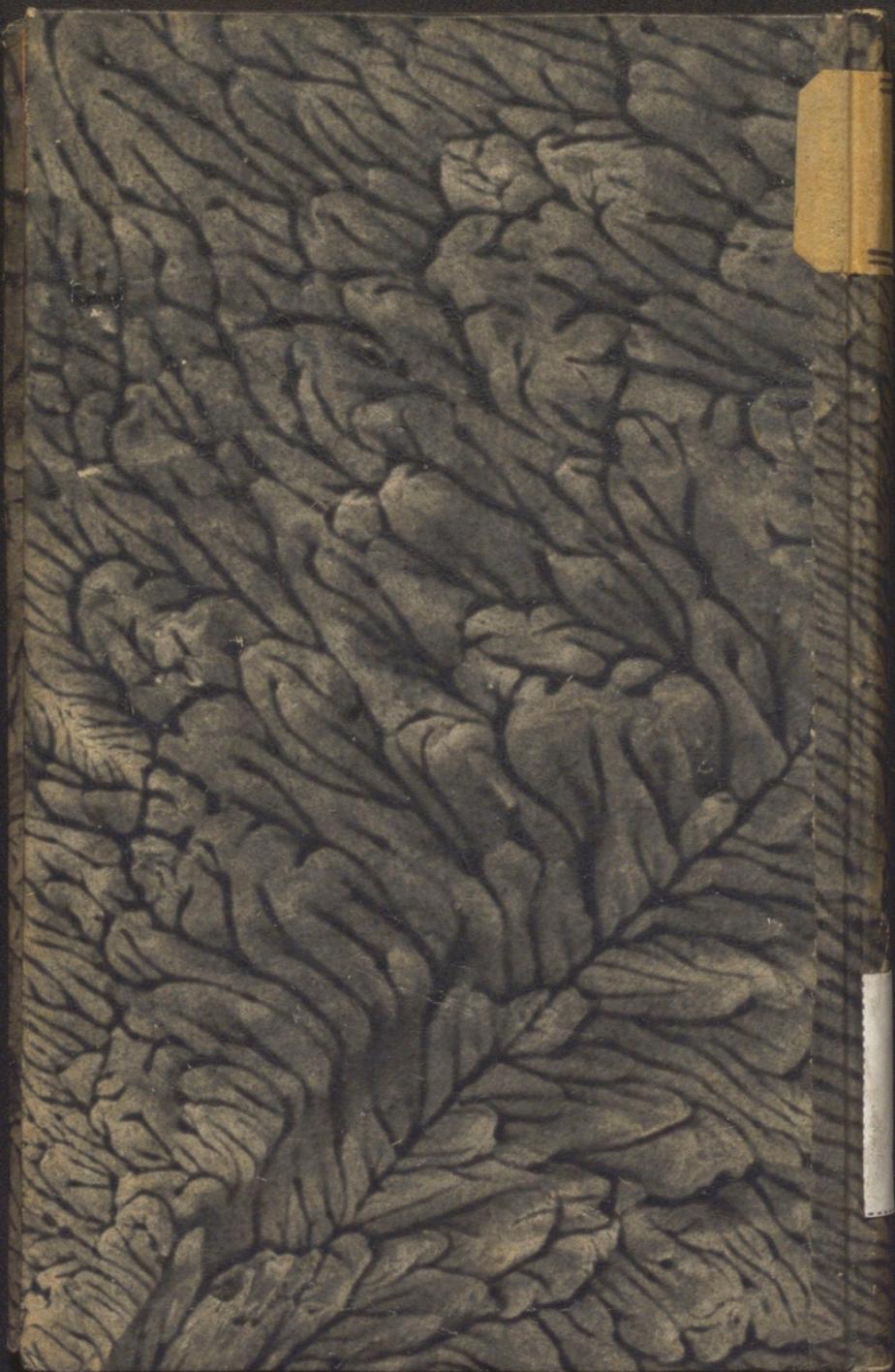
ULB Halle
006 907 571

3



Jä 424c





Die
deutsche Landwirthschaft
in ihrem ganzen Umfange,
nach
den neuesten Erfahrungen
bearbeitet

